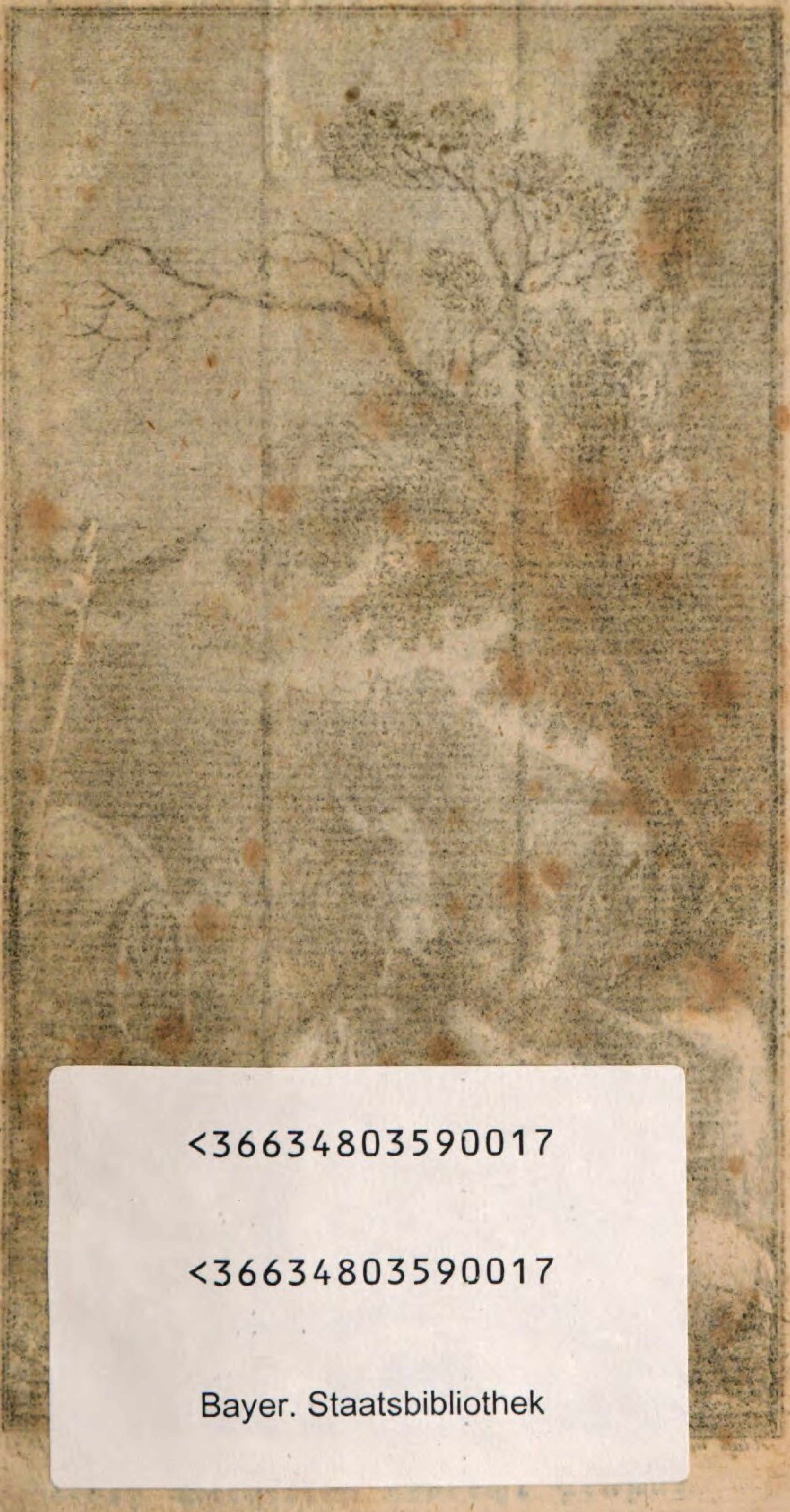
P. o. germ. 1196 ᵃ-5 Salzmann



<36634803590017

<36634803590017

Bayer. Staatsbibliothek

Klaß inv. E. G. Krüger sc.

Carl von Carlsberg
oder über das
menschliche Elend,

von

Christian Gotthilf Salzmann.

Fünfter Theil.

Leipzig
bey Siegfried Lebrecht Crusius.
1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Der Herausgeber an die Leser.

So ein trauriges Geschäft es auch ist, die Wohnungen des Elends zu durchwandeln, und die daselbst entdeckten Scenen des Jammers zu schildern: so ist doch die Ueberzeugung, daß durch diese Schilderungen etwas zur Milderung des Elends beygetragen werde, immer hinlänglich, die zu diesem Geschäfte nöthige Freudigkeit zu erhalten. Und diese Ueberzeugung wächst denn, Gott Lob, bey mir, je länger ich diese Arbeit fortsetze.

Es ist keine geringe Beruhigung für mich, daß mein Buch stark gelesen wird, daß, so wie ich wünschte, es nicht in dem Cirkel der eigentlichen Gelehrten bleibt, sondern sich aus diesem in den

den ungleich größern Kreis derer verbreitet, die man zu den Ungelehrten rechnet, weil sie keine Universität bezogen. Sey es auch, daß viele das Buch blos um der Geschichte willen lesen, und die Wahrheiten, die in der Hülle derselben verborgen liegen, übersehen: so habe ich doch die größte Ursache zu hoffen, daß, bey einer noch ziemlich großen Anzahl, Empfänglichkeit und Sinn für Wahrheit seyn, daß derselbe durch Lesung des Buchs geübt, und so mancher, der bisher für Menschenheil unthätig war, gereitzt werde zur Beförderung desselben seinen Beytrag zu geben.

Nicht weniger heitert mich die Ueberzeugung auf, daß itzo, da ich dieß schreibe, wenigstens in unserm Deutschland, weniger Elend sey, als da ich das Buch anfieng. Es scheint sich doch itzo alles mehr mit seiner Wirksamkeit nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, Beförderung der menschlichen Glückseligkeit, zu neigen. Der Fürsten werden immer mehrere, die ihre Größe in Vermehrung der menschlichen Wohlfahrt suchen. Vielleicht hatte Deutschland noch nie, seit seinem Daseyn, so viele weise und gute Fürsten, als itzo, zu gleicher Zeit. Die Schriftsteller, die gewiß einen größern Einfluß auf das

Wohl und Wehe der Menschheit haben, als man insgemein glaubt, sind auch itzo für die Hauptsache geschäftiger als sonst, und aus allerley Provinzen steigen Männer auf, die es sich zu ihrem eigentlichen Zwecke machen, wirklich nützliche Kenntnisse zu verbreiten, schädliche Vorurtheile zu bestreiten, gute Handlungen an das Licht zu ziehen, zur Nachahmung aufzustellen, und die Tücke, Bosheit und Niederträchtigkeit zu züchtigen. Viele Staaten und Städte wetteifern miteinander, dem menschlichen Elende entgegen zu arbeiten.

Den lächerlichen Stolz, dieß für Wirkungen meines Buchs zu halten, wird mir wohl niemand zutrauen, da ich zu einem solchen Argwohne keine Gelegenheit gegeben habe. Der Eifer, das Elend der Menschen zu mindern war bey unsern Zeitgenossen entbrannt; ehe noch mein Daseyn bekannt war, und der Entschluß dieß Buch zu schreiben, wurde durch ihn gewirkt.

Aber das heitert mich doch auf, daß gerade diejenigen, die dem menschlichen Elende mit glücklichem Erfolge entgegen arbeiten, durch ihre Handlungen die Wahrheit der in diesem Buche vorgetragenen Grundsätze, die der unthätige

Theil meiner Leser für Hirngespinnste hielt, bestätigen.

Gebe doch der gute Gott, der alle seine Geschöpfe zur Glückseligkeit zu leiten sucht, daß dieser Eifer Gutes zu wirken, statt zu verlöschen, immer weiter um sich greife: so wird es gewiß offenbar werden, daß das mehreste Elend der Menschen, vielleicht alles, das man bis itzo für unabänderlich hielt, nach und nach verschwinden, wie die Hexen und Gespenster allenthalben verschwunden sind, wo das Licht der Wahrheit hindrang, und wie Sandwüsten, stinkende Moräste, Pest, Bäre und Wölfe sich in den Ländern verlohren haben, die unter der Regierung weiser Fürsten stunden: offenbar wird es werden, daß alle Arten des Elends der Menschen, die Töchter der Unwissenheit, Bosheit und Faulheit seyn, und daß die Töchter nicht subsistiren können, so bald die Mütter verscheucht sind.

Das Buch von der Erlösung der Menschen wird erfolgen, falls Gott mein Leben fristet, so bald der sechste Theil vom Elende geliefert worden ist.

Daß dieses Buch bis zu sechs Theilen anwächst, da ich es doch in dreyen zu liefern ver-

 sprach,

sprach, ist freylich meine Schuld, weil ich das Verhältniß der Materie zu dem Raume, der sie umfassen sollte, nicht richtig berechnet habe: da dieß aber blos ein Rechnungsfehler ist, so habe ich zu der Billigkeit meiner Leser das Zutrauen, daß Sie mir ihn verzeihen werden. Auch diese sechs Theile werden nichts weiter als ein Bruchstück von einem Coloß seyn, das nach und nach durch andere, die mehr Einsicht in die Politik, Rechtsgelehrsamkeit und andere Wissenschaften haben, die andere Reiche Europens durchreist sind, die das Elend, das Asien, Afrika, Amerika und Südindien plagt, selbst gesehen haben, und die vermögend sind, den Gesichtspunkt zu treffen, den ich bey Ausarbeitung dieses Bruchstücks hatte, vollendet werden kann.

Uebrigens danke ich für den Beyfall, mit welchem meine lieben Leser mich bisher beehrt haben, und verspreche darnach zu streben, mich desselben immer würdiger zu machen.

Der Herausgeber.

Anderer Brief.

Zelnik an Carl von Carlsberg.

Carmin den 24sten Jenner.

Mein theuerster Freund!

Daß ich Ihre Vorwürfe verdient habe, weiß ich, hoffe aber, daß Sie dieselben in Zukunft einstellen werden, wenn ich Sie überzeuge, daß ich zwar im Taumel der Leidenschaft gefehlt habe, aber sobald ich meiner wieder mächtig geworden bin, meinen Fehler mißbillige, und aufs möglichste zu verbessern suche. Sollte ich auch Lebenslang die unangenehmen Folgen meiner Uebereilung fühlen müssen: so will ich doch lieber dieses, als den schrecklichen Vorwurf dulden, daß ein unschuldiges Mädchen durch mich sey unglücklich gemacht worden.

Ich bin in dieser Absicht nach Carmin gereist, theils um Sie persönlich, wegen meines Fehltritts um Verzeihung zu bitten, theils um einige Capitale, die ich in Carmin habe, die mehrentheils bereits klagbar sind, zu heben, und mich so in den Stand zu setzen, die Heyrath mit meiner unglücklichen Gertrud zu beschleunigen.

Die erstere Absicht habe ich nicht erreicht, weil Sie den Tag zuvor abgereist waren, welches mir sehr leid ist. Ich wünsche, daß ich in Erreichung der andern desto glücklicher seyn möge.

Meine Reise war mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß sie mir beynahe das Leben gekostet hätte. Bis Kolchis gieng sie gut, weil bis dahin Chaussee ist. Sobald ich aber über Kolchis kam, hörte, wie Ihnen bekannt ist, die Chaussee auf, und ich kam mit meinem Pferde in so tiefen Schlamm, daß es unmöglich war, weiter zu kommen. So leid es mir thut, irgend einem Bauer ein einziges Hälmchen von der Saat zu zertreten, deren Anbau ihm so viele Mühe und Anstrengung kostet: so war ich doch vor dießmal genöthigt, über die Saatfelder zu reuten, und so die Früchte des Fleißes vieler Bauern zu zernichten.

Kaum war ich aber einige hundert Schritte weit geritten, so fiel mir ein Kerl in den Zügel, der die schrecklichsten Flüche und Drohungen ausstieß. Vor tausen T.! rief er, sieht der Herr nicht, daß hier bestellt ist! Wer heißt ihn hierher reuten?

J. Die Noth, lieber Freund!

E. Ey, was Noth, was Noth! sieht er nicht, daß der Weg breit genug ist? kann er nicht im Wege bleiben?

J. Das thät ich gern. Er sieht ja aber, daß es unmöglich ist durchzukommen. Das Pferd fällt ja bis an den Bauch in den Morast. Roß und Mann muß hier umkommen.

E. Das schiert mich nichts. Ich bin Flurschütze, ich bin dazu bestellt, der Bauern Aecker zu bewahren. Der Bauer muß sich das Jahrlang genug plagen, daß ihm mannichmal das Blut unter den Nägeln hervorsprützen möchte, hat Steuern und Gaben oben drein — da fragt kein Mensch, hast du geerndet, oder hast du nicht geerndet. Wenn der Termin um ist, so heißt es: Bauer zahl! und nun will er, Herr, ihm die Frucht —

J. Das ist alles wahr! Aber wenn der Bauer seine Saat behalten will, so muß er auch beßre Wege schaffen.

E. Ey, was bekümmert sich der Bauer um die Wege? Das ist des Landesherrn Sache. Und kurz von der Sache zu kommen —

J. Was soll ich thun?

J. Nach

E. Nach Zinkleben zurückreuten, und fünf Thaler Strafe an den Schulzen bezahlen.

J. Das wäre viel!

E. Da ist bey Gott Gnade. Linksum Herr! oder mich soll der Henker holen, ich schmeise ihn hier mit der Hacke auf den Schädel, daß das Gehirn umher spritzt.

J. Lasse er sich billig finden! Was geb ich ihm, wenn er mich weiter reuten läßt?

E. Je nu! Eigentlich muß er mit zurück, und muß fünf Thaler Strafe bezahlen. Was kann ich denn aber mit ihm machen? der Herr ist ja fremd. Was will er mir geben?

J. Einen halben Gulden.

E. Her damit! (da er ihn hatte) Nun reut er in Gottes Namen gerade aus! Dort bey dem Galgen kommt ein Sumpf, da schlag er sich nur linker Hand immer der Spur nach! Da kann er nicht fehlen.

J. Aber auf diese Art verderbe ich ja noch mehr Saat!

E. Was hilft das alles!

J. Müssen denn aber die Bauern alle Jahre so viel leiden?

E. Alle Jahre.

J. Und warum bessern Sie denn die Wege nicht!

E. Das ist die Sache des Landesherrn. Im Herbste bestellen sie die Aecker; im Frühjahre ackern sie sie wieder um — das ist nun so lange so gegangen, als ich Flurschütze bin.

J. Wenn er nun aber den Reisenden gegen Erlegung eines halben Guldens erlaubt über der Bauern Aecker zu reuten und zu fahren, hilft denn da sein Amt den Bauern?

E. Denen hilft es freylich nichts.

J. Und wem denn sonst?

E. Wem dann anders als mir? Schau der Herr! ich bin ein Invalid. In der Schlacht, bey Mollau habe ich diese drey Finger verlohren, die müssen mir doch bezahlt werden.

J. Kann sie ihm denn der Fürst nicht bezahlen?

E. Da müßte der Fürst einen großen Beutel haben, wenn er alle ernähren wollte, die in seinem Dienste Krüpel würden.

J. Also macht er sie alle zu Flurschützen?

E. Das wohl nicht. Schau der Herr! Was Ausländer sind, die bekommen ihren Abschied, und gehen halt hernach dem lieben Brode nach. Die Unterthanen werden aber versorgt!

da wird einer Thorschreiber, der andere Accisinspektor, der dritte Bratenriecher, der vierte Flurschütze, und so weiter. So werden alle Invaliden versorgt, ohne daß es dem Fürsten einen Kreuzer kostet.

J. So!

Ich ritt fort und verbiß alles, was ich so gern gesagt hätte.

Da ich an den Sumpf kam, bey dem ich mich, nach des Flurschützens Erinnerung, linker Hand schlagen mußte; hörte ich in der Ferne ein wildes Geheul, welches, wie ich bald erfuhr, als ich drauf los ritt, von einem Straßenfuhrmanne kam. Er schlug, da ich ihn erblickte, die Hände über dem Kopfe zusammen, zerzaußte seine Haare, wie wüthend, und schrie immer: Ach ich armer Mann! ich armer Mann!

Und warum ist er denn ein armer Mann? fragte ich. Aber, ohne auf mich zu hören, gieng er immer fort und schrie: Ich armer Mann! Gott im hohen Himmel, erbarme dich meiner! ich bin ruinirt! ich armer Mann!

Vielleicht, dachte ich, kannst du ihm helfen! ritt ihm also nach, und schrie ihm zu: Was fehlt ihm? kann ich ihm etwa helfen?

F. Ach was will er helfen! daß Gott im hohen Himmel erbarme!

J. Aber, was fehlt ihm denn? rede er doch!

F. Da ist mein bestes Pferd gefallen, das beste, das ich auf der Streu hatte. Weis der liebe Gott, vorigen Herbst habe ich achtzehn Pistolen dafür gezahlt.

J. Was für eine Krankheit hatte es denn?

F. Keine. Es war, so wahr ich vor ihm stehe, eichel gesund.

J. Wie ist es denn da möglich, daß es kann gefallen seyn?

F. Da ist der Höllen Mordweg dran schuld. Herr! glaub er es oder glaub er es nicht, dreyßig Meilen weit bin ich gereist, aber solchen Mordweg habe ich nicht angetroffen, als wie da ist. Bis an die Hälse fielen die Pferde in den Morast. Ich dachte, ich wollte es erzwingen, peischte auf die Pferde, was das Zeug halten wollte — sie zogen an — pautz da lag mein bester Gaul — mause tod war er. Habe mich nun ein ganzes Jahr herum gemartert und geplagt, habe Leder, Wolle, Wein, Kaffee, Zucker, alles was der Mensch braucht, beyge-

fahren, nun liegt dort mein Profit im Moraste! daß Gott im hohen Himmel erbarme!

J. Und warum läuft er denn zurück?

F. Vorspanne will ich holen, Vorspanne. Ich dachte, ich wollte das Geld ersparen, das die verdammte Vorspanne kostet — ja, da erspare sich der Mensch müde! Dort liegt der Gaul — Hätte ich das gewußt, und wenn sie mich ein Pistolet hätte kosten sollen die Vorspanne, ich hätte es gegeben — so wahr der Himmel über mir ist.

Er lief mit wildem Geschrey fort, ich ritt weiter, und kam bald auf den Platz, der von Winseln, Jammern, Fluchen und Peitschenhieben ertönte. Es war ein Damm, der nicht vermieden werden konnte, weil er an beyden Seiten mit Graben eingeschlossen war. Die Dummheit selbst schien davon Baudirektorin gewesen zu seyn: weil er ganz aus schwarzer Erde bestand, an deren beyden Seiten der aus den Graben ausgeworfne Schlamm so aufgethürmt war, daß das Wasser unmöglich abfliessen konnte, sondern einen ewigen Morast unterhalten mußte. Drey Straßenfuhrleute lagen darinne mit ihren Karren. Ihre sämtlichen Pferde waren vor den ersten

sten Karren gespannet, den sie theils durch unbarmherziges Peitschen der Pferde, theils durch Ansiemmen an die Räder herauszubringen suchten. Nach vielen Prügeln und Anstrengung gelang es ihnen. Roß, Mann und Karren hatten alles einerley Farbe, alles war mit Schlamm bedeckt.

Itzo überlegten sie, ob es wohl rathsam sey, die übrigen Karren mit den ermatteten Pferden herauszuziehen, und alle stimmten darinne überein, daß man es nicht wagen dürfe, sondern die Vorspanne abwarten müsse, die der abgeschickte Cammerad aus dem nächsten Dorfe beybringen würde.

Ich hielt es nicht für rathsam dieselbe abzuwarten, weil sie mir doch nichts würde geholfen haben, und ritt deswegen getrost auf den fürchterlichen Morast zu.

„Um Gottes willen bleibe der Herr zurück! Er muß versinken! Roß und Mann ist verlohren!" so schrien mir die Fuhrleute entgegen. Da sie mir aber keinen Weg zeigen konnten, diesen Abgrund zu vermeiden, so wagte ich mich doch hinein.

Kaum war ich aber einige Schritte fortgerückt, so versank mein Pferd. Ich setzte ihm

die Spornen in die Seite, zwang es, alle seine Kräfte anzuspannen, brachte es auch dahin, daß es drey bis viermal in die Höhe sprang — aber endlich konnte es nicht mehr — es fiel auf die Seite, verschwand, ich setzte ab, und fiel bis über die Hüften selbst in den Morast.

Nun war ich gezwungen zu den Fuhrleuten meine Zuflucht zu nehmen, und sie um Hülfe anzuflehen. Das Gefühl der Noth hatte sie so mitleidig gemacht, daß sie sogleich zu meiner und meines Pferds Errettung herbeysprangen, und mir weiter keine Vorwürfe machten, als daß sie einigemal sagten: Das dachten wir wohl! Warum folgt der Herr nicht! Das ist ja die bloße Unmöglichkeit, daß hier ein Reuter durchkommen kann.

Sie wadeten bis über die Hüften in den Schlamm, faßten das Pferd bey dem Zügel, brachten mit Hebebäumen es einigermaßen in die Höhe, und zwangen es dann, durch unbarmherziges Prügeln, sich selbst weiter heraus zu arbeiten. Auf diese Art bekam ich mein Pferd wieder, welches gewiß bey dem Pferde des Fuhrmanns seinen Tod gefunden hätte, wenn ich nicht so glücklich gewesen wäre, mit diesen Fuhrleuten zusammen zu treffen.

Aber nun stellen Sie sich die traurige Gestalt vor, in der ich itzo erschien. Roß und Mann waren mit Schlamm überzogen, beyde waren entkräftet, beyde zitterten vor Kälte.

Unter diesen Umständen war es mir unmöglich Carmin zu erreichen. Ich war vielmehr genöthigt, in dem nächsten Städtchen Insefeld Quartier zu suchen.

Fortsetzung.

Da ich mein Pferd besorgt hatte, und eben im Begriffe war, meine Kleider zu trocknen, versammleten sich verschiedene Inwohner des Städtchens, die hierher gekommen waren, um bey einem Kruge Bier sich zu erholen, um mich, und suchten durch verschiedene Fragen meinen Namen, meinen Stand, und mein Schicksal zu erfahren.

Sie kennen mich, lieber Herr von Carlsberg, und den mir eignen Gang. Diesem gemäs bin ich gegen jeden Fremden verschlossen. Diesem meinem Charakter gemäs, suchte ich allen Fragen, die an mich gethan wurden, auszuweichen.

Einer von der Gesellschaft, ein junger, wohlgewachsener Mann, mit einem ofnen, biedern

Ge-

Gesichte, wußte mich aber doch zur Gesprächigkeit zu bringen.

Mit mitleidiger Miene trat er zu mir, faßte treuherzig meine Hand und sagte: Lieber Freund, Sie scheinen auch von dem schlimmen Wege gelitten zu haben, der unserm Städtchen einen so übeln Ruf zugezogen hat.

J. Wie Sie sehen.

E. Ich bedaure es. Kann ich Ihnen etwa womit dienen?

J. Ich wüßte nicht womit. Itzo bedarf ich Wärme, und diese finde ich hier bey diesem Ofen.

E. Sie sind wohl schon weit gereist?

J. Nicht gar weit!

E. Sie scheinen Ihren Stand verbergen zu wollen.

J. Das ist nun meine Art eben nicht, aber ich entdecke mich auch nicht gern. Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?

E. Mein Name ist, Halten. Ich bin Stadtschreiber in Insefeld.

J. Stadtschreiber? so sind wir ja Handwerksgenossen?

E. Sie sind auch Stadtschreiber? und wo denn?

Dieser Umstand öfnete mir mit einemmale das Herz, das sonst so tief verschlossen ist. Ich nannte ihm meinen Namen, Stand, und erzählte mein gegenwärtiges Schicksal. Die ganze Gesellschaft hörte mit Theilnehmung zu. Da ich ihm den gehabten Unfall beschrieben, und meinen Unwillen über die schlechte Straße geäussert hatte, sagte er mit einem Seufzer, diese Klage habe ich schon oft gehört.

(Und werden Sie noch gar vielmal hören müssen, setzte ein langer, hagrer Mann dazu, der, wie ich erfuhr, der Bürgermeister war.)

J. An wem liegt es denn aber eigentlich, daß so wenig für Verbesserung der Straße gesorgt wird?

B. An wem denn? Wer hat denn zu befehlen?

J. Das ist traurig.

B. (Nachdem er den Hut in die Augen gesetzt, sich geräuspert, und den Arm in die Seite gestellt hatte,) und ist eine Hauptstraße in Deutschland! ist die Poststraße! — Täglich geht die ordinaire hier durch! Täglich kann ich wenigstens in Bausch und Bogen sechs Extraposten rechnen, die den Höllenweg paßiren. Zur Meßzeit müssen mehr

mehr als eintausend Fuhrleute hier durch. Gott zu erbarmen ist es! Zoll, Geleite, alles muß gegeben werden, und wenn es darauf ankommt, den Leuten, die Zoll und Geleite entrichten, und, die Wahrheit zu sagen, den Landesherrn mit ernähren müssen, den Weg bequemer zu machen, da ist niemand zu Hause.

St. Etwas ist doch geschehen.

B. Was denn?

St. Die Brücke ist doch —

B. Das belohnt sich wohl der Mühe. Das mußte ja der Fürst wohl thun, wenn er nicht Zoll und Geleite verliehren wollte. Was ist denn aber sonst noch geschehen? Wird nicht noch bis itzo die Saat von einen halben Dutzend Dörfern in den Morast gefahren? Bleiben nicht alle Jahre zehn bis zwölf Pferde auf der Straße liegen? Herr Stadtschreiber! ich bitte Sie, stürzen nicht alle Jahre Reisende am Vogelsberge in den Abgrund? Hat nicht noch vor vier Wochen der Herr von Woltemar den Hals gebrochen? Und doch ist noch kein Geländer an den gefährlichen Weg gemacht, und Sie und ich, und Ihre und meine Kinder werden es nicht erleben, daß es gemacht werde.

St. Leider nicht gut.

J. Aber woher kommt denn das? Ihr Fürst ist doch einer der ersten in Deutschland, hat Geld genug —

B. Am Gelde fehlt es ihm nicht. Aber —

J. Was wollen Sie mit Ihrem aber sagen?

B. Aber die Soldaten fressen alles wieder weg. Wenn er einmal einige tausend zurückgelegt hat, da muß gleich ein neues Regiment geworben seyn.

J. Desto besser! Diese Soldaten könnten ja die Straßen verbessern, wie ehedem die alten Römischen Soldaten thaten. Ein Regiment — wenn dieses nur ein halbes Jahr zur Straßenverbesserung angehalten wurde, wie viel könnte es ausrichten! Und wenn ich nun die ganze Armee Ihres Fürsten nehme!

B. Diese könnte vielleicht in einigen Jahren halb Deutschland zum Chaussee machen. Aber —

J. Was soll denn dieß aber wieder heissen?

B. Aber da wäre wieder eine andere Armee nöthig, die diese bewachte.

J. Bewachte? Warum denn dieses?

B. Damit die andere Armee nicht davon liefe. Ueberdieß ist Mark in den Knochen nöthig, wenn man Straßen verbessern will.

J. Daran wird es doch wohl nicht fehlen.

B. Woher soll es denn kommen? von Käse, Brod und Wasser? Denn, so wahr ich vor Ihnen stehe, etwas bessers kann der Soldat von seinem erbärmlichen Solde nicht genießen, wenn er nicht neben her etwas verdienen kann. Wo soll da das Mark herkommen? Und wenn noch welches da ist, so fressen es die venerischen Krankheiten weg: Hum!

J. Wie verstehen Sie das?

B. Je nu, — ich dächte, ich hätte deutlich genug gesprochen. Ich kann aber nicht bergen, daß mir vor Aergerniß alle Glieder zittern, so oft ich das Fluchen, Schimpfen, Winseln und Klagen der armen Reisenden höre, die in dem verdammten Höllenmoraste sich haben herumwinden müssen. Ist nicht erlaubt! so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ist nicht erlaubt! Ich wollte mich für mir selbst schämen, wenn ich Fürst heissen, Zoll und Geleite einstreichen, und für die Verbesserung der Wege nicht sorgen, und

Jahr aus Jahr ein Ach und Weh über mich zu Gottes Richterstuhl schreyen lassen wollte.

St. Lieber Herr Bürgermeister!

B. Nu?

St. Sie beurtheilen wirklich unserm guten Fürsten zu strenge.

B. So? worinne? Ists etwa falsch, daß er Zoll und Geleite einstreicht? oder können Sie mir nur eine Chaussee von zehn Ruthen zeigen, die er zur Bequemlichkeit der armen Reisenden angelegt hat?

St. Das wohl nicht. Aber bedenken Sie selbst, ob es wohl möglich ist, daß ein Fürst sich um alle Kleinigkeiten bekümmern kann!

B. So? also ist eine Poststraße, eine Hauptstraße eine Kleinigkeit?

St. Ueberlegen Sie doch ferner, daß des Fürsten Kräfte eingeschränkt sind, und daß man von ihm, ohne unbillig zu seyn, nicht verlangen könne, daß er auf einmal alles wieder gut machen solle, was seine Vorfahren vernachläßigt haben. Seit zwey hundert Jahren haben sich schon auf dieser Straße die Reisenden geängstigt, und haben geflucht und gejammert. Wie ists denn möglich, daß nun der beste Fürst mit einemmale dieses Elend endigen kann?

B. Mit einemmale endigen kann? Wer hat denn das verlangt? Soviel kann ich doch aber von einem Fürsten, der Landesvater heißen will, erwarten, daß er Anstalten zur Verbesserung der öffentlichen, wenigstens der Hauptstraßen mache. Wo ist denn das aber geschehen? Wenn doch jährlich nur zwey Ruthen lang Chaussee gemacht würde!

St. Je nu!

B. Je nu! je nu! je nu! Was wollen Sie da mit diesem ihrem je nu?

St. Je nu! was nicht ist, das kann noch werden.

B. Ey freylich wohl! Wir reden ja aber nicht von dem, was werden kann, sondern von dem, was bereits da ist. Und wenn wir auf das sehen, was da ist, so kann ich ja nicht anders, und kann nicht anders als behaupten, daß unser Fürst — es ist mir leid, daß ich es sagen soll — Gott weiß es, wie sehr ich Ihn liebe — wie hoch ich Ihn schätze — wie pünktlich ich alle seine Befehle befolge — Aber ich kann nicht anders — ich muß es sagen, laut sagen, daß —

St. Ich bitte Sie, sagen Sie es nicht! Bedenken Sie, wie sehr er sich geändert hat!

Bedenken Sie, daß schon Carl der Fünfte über diese Straße seufzte!

J. Wie? Carl der Fünfte?

St. Ey freylich. Er reiste diesen Weg, sein Wagen schlug um, und es fehlte nicht viel, daß er nicht den Arm gebrochen hätte.

J. Das ist schrecklich! Aber ist es denn den Bürgern von Insefeld noch nie eingefallen, die Straße selbst verbessern zu lassen? Ich dächte, wenn seit Carls des Fünften Zeiten jeder Bürger jährlich nur —

B. Aha! ich merke was Sie sagen wollen, am Ende wird wohl noch alles über den Bürgermeister in Insefeld kommen. Ich muß Ihnen aber sagen, daß Sie fehl schießen.

J. Das ich nicht glauben sollte. Ich dächte, wenn ich Bürgermeister in Insefeld wäre —

B. Da sollte in wenigen Jahren die Straße hergestellt seyn. Wenn ich doch nur sogleich Fürst wäre, bey meiner Ehre, Sie sollten morgen Bürgermeister in Insefeld seyn! Wollte doch die Straßenverbesserung sehen!

J. Davon sollten Sie doch, dächte ich, wenigstens nach einigen Jahren den Anfang sehen. Ich dächte, wenn jeder, der Bürger würde,

nur zwey Schuh lang Chaussee entweder machte, oder machen lassen und hernach dafür sorgen müßte, daß etwa einige Ruthen im guten Stand erhalten würden, so müßte doch —

B. Gefehlt Herr Stadtschreiber! Wie lange sind Sie Stadtschreiber?

J. Seit einigen Monaten.

B. Das dachte ich wohl. Wenn Sie erst so lange Stadtschreiber sind, als ich Bürgermeister bin, so würden Sie schon so nicht mehr sprechen. Sie kennen unsre Bürger und Bauern noch nicht. Das sind Creaturen, die nicht einen Tritt thun, wenn er ihnen nicht bezahlt wird, oder, wenn sie nicht dazu geprügelt werden.

J. Die Verbesserung der Straße wird ja ihnen aber bezahlt. Das Commercium wird dadurch befördert, ihre Ehre gewinnt dabey!

B. Daß Sie mir doch giengen mit ihrem Commercium und mit ihrer Ehre! Für alle dergleichen Dinge haben unsere Leute keinen Sinn. Keinen Sinn haben sie dafür, so wahr ich Bürgermeister in Insefeld bin! Wenn sie von ihrer Arbeit nicht sogleich unmittelbaren Vortheil sehen, so bewegen sie sich nicht von der Stelle. Ich könnte ihnen davon eine Menge Exempel erzählen.

J. Nur einige erzählen Sie! ich bitte!

B. Da liegt bey Insefeld, rechter Hand, ein Berg, Sie werden ihn gesehen haben, er ist mit Fichten bewachsen.

J. Ich erinnere mich.

B. Der Berg gehörte von alten Zeiten her der hiesigen Bürgerschaft. Er hält über hundert und funfzig Aecker.

J. Nu?

B. Nu? der Berg hatte vielleicht seit der Sündfluth wüste gelegen. Der vorige Fürst war einmal hier, besahe die Gegend, bemerkte den unfruchtbaren Berg — Nach etlichen Wochen bekam mein Vorfahre Befehl, die Bürgerschaft dazu anzuhalten, daß sie ihn mit Fichten besäen liesse. Er ließ den fürstlichen Befehl der Bürgerschaft publiciren — Gott im Himmel, was entstand da für ein Tumult! Bey nahe hätten sie meinem Vorfahren die Peruque (die Insefelder Bürgermeister trugen sonst immer Peruquen, ich bin der erste, der unperuquet ist) abgerissen. Er wollte ihnen den großen Vortheil vorstellen, den die Nachkommenschaft von diesem, sonst unnützen, Berge haben könnte. — Was geht uns die Nachkommenschaft an! schrieen alle. Wir

haben

haben müssen sehen, wie wir dürch die Welt kommen, unsere Nachkommen mögen es auch thun! Da keine Vorstellung etwas half, berichtete er es dem Fürsten. Der Fürst resolvirte: entweder die Bürgerschaft solle den Berg besäen lassen, oder er wollte es selbst thun, und ihn zu einem Cammerguthe machen. Können Sie es wohl glauben? Die Bürgerschaft war so dumm, daß sie den Berg dem Fürsten überließ den Berg — den herrlichen schönen Berg! Herr Stadtschreiber, so wahr Gott über mir lebt! für tausend Thaler Holz wollte ich itzo jährlich aus diesem Berge schlagen lassen. Da sehen Sie wie unsere Leute kalculiren können. Und was den Ruhm anbetrift — dafür haben Sie gar kein Gefühl. Wenn Sie unser Rathhaus sehen werden — da werden Sie halt thun, was alle Fremde thun — uns auslachen. Denn wirklich ist es ein Nest, bey dessen Anblick man sich des Lachens nicht enthalten kann. Von allen Seiten ist es unterstützt, damit es nicht einfalle. Die Fremden nennen uns deswegen Schildbürger. Ich habe verschiedenemal die Bürgerschaft deswegen zusammen kommen lassen, habe Vorschläge gethan, wie sie so leicht, so wolfeil ein anderes Rathhaus bekommen

men könnte! Habe ihnen ans Herz gelegt, wie schimpflich der Name Schildbürger sey — alles umsonst! da hatte niemand Ohren! Nu? was meynen Sie dazu? trauen Sie sich noch die Straße bey Insefeld zu verbessern? Schaffen Sie erst Patriotismus bey — dann reden Sie vom Bürgermeister werden, lieber Herr Stadtschreiber!

Ach Gott! sagte ich, ich mag nichts mehr hören. Verdrüßlich setzte ich mich in einen Winkel.

Fortsetzung.

Unterdessen, daß Bürgermeister und Stadtschreiber noch vieles über die Möglichkeit und nicht Möglichkeit der Straßenverbesserung disputirten, hieng ich meinen Gedanken nach.

Zwey Fremde, die in die Stuben traten, unterbrachen meine Gedankenreihe. Sie sahen halb und doch nicht ganz aus wie Bettler. Ihr Compliment war ziemlich Bettlermäßig, und ihr Anzug doch reinlich.

Die Neugier trieb mich an näher zu ihnen zu treten, und sie zu fragen: Um Vergebung! wer sind Sie meine Herren?

Fr. Wir sind Collectanten.

J. Collectanten? Das Wort versiehe ich nicht.

Fr. He! he! sind denn der gnädige Herr ein Ausländer, daß Sie dieß Wort noch nicht gehöret haben? Wir sind Leute, die eine Collecte einsammlen.

J. Und woher sind Sie, wenn ich fragen darf?

Fr. Zu dienen! aus Crellwitz, im Fürstenthum Ritterstadt.

J. Wozu colligiren Sie denn?

Fr. Zu einer neuen Schule, gnädiger Herr! weil die alte baufällig geworden ist. Wollen Sie etwa die Gnade haben, und auch eine milde Beysteuer da zu geben?

G. Ich bin kein gnädiger Herr.

Fr. He! he! he! Verzeihen Sie!

G. Aber hat denn die Gemeine Crellwitz nicht so viel Geld in ihrer gemeinschaftlichen Casse, daß sie ein Schulhaus bauen kann?

Fr. Um Vergebung, was verstehen Sie denn durch eine gemeinschaftliche Casse?

J. Das lehret ja der Name! eine Casse aus der die Ausgaben der Gemeine, Aufführung

öffent-

öffentlicher Gebäude, Ausbesserung der Straßen, Unterstützung unglücklicher Glieder der Gemeine, u. d. g. bestritten werden.

Fr. Wir haben die Ehre zu versichern, daß wir eine solche Casse nicht haben.

J. Wie kann denn aber eine Gemeine bestehen, wenn sie keine gemeinschaftliche Casse hat!

Fr. Darauf wollen wir dienen. Wenn ein Gebäude schadhaft wird, so flicken wir daran so lange, als es gehen will, stürzt es ein, so wenden wir uns an die gnädigste Landesherrschaft mit einer Supplik — hilft diese nicht, so sammlen wir eine Collecte ein.

J. Das sind doch erbärmliche Anstalten!

Fr. Verzeihen Sie, hochzuverehrender Herr! unsere Anstalten sind eben nicht schlechter, als in Ritterstadt selbst.

J. Wie so?

Fr. Da wissen Sie auch nichts von der Casse, von der Sie zu reden belieben. Die Marienkirche ist ihrem Umsturze nahe. Das öffentliche Gefängniß ist voriges Jahr zusammengestürzt und hat etliche Missethäter erschlagen.

J. Bewahre Gott!

Fr. Wir haben die Ehre zu versichern, daß zwey Diebe, ein Meineidiger, und ein Wahnsinniger erschlagen worden sind. Man hat schon seit zehen Jahren so etwas befürchtet, aber da war immer kein Geld da ein neues Gefängniß aufzuführen. Man hat supplicirt, ist aber immer abgewiesen worden. Gemeinschaftliche Cassen kennen wir hier zu Lande gar nicht, hochzuverehrender Herr!

B. Da hören Sie es ja! Herr Stadtschreiber. Für das gemeine Beste ist bey unsern Leuten gar kein Sinn. Jeder arbeitet und scharrt zusammen, um seinen Kindern viel zu hinterlassen — aber der Groschen ärgert ihn, den er für das gemeine Beste ausgeben soll. Und wenn ja bisweilen eine kinderlose Person der Kirche oder dem gemeinen Wesen etwas vermacht! so wird es insgemein so schlecht verwaltet, daß es in wenigen Jahren wieder verthan ist.

J. Das ist mir unbegreiflich. Hat denn nicht das öffentliche Geld eine gewisse Heiligkeit, wie ehemals bey den Griechen und Römern?

B. Ho! Ho! Heiligkeit! Heiligkeit hat es freylich, aber so eine Heiligkeit wie Doctor Luthers Mantel.

J. Und was für eine Art von Heiligkeit hatte dieser?

B. Alle die ihn sahen, hatten solch eine Achtung gegen ihn, daß jeder ein Stück davon abriß, bis er am Ende ganz weggetragen wurde.

J. Aber wird denn dieses gestattet? ist denn keine Aufsicht da?

B. Mehr als zuviel Aufsicht! Ich will es Ihnen kurz und gut sagen. Sehen Sie, wenn in einem öffentlichen Gebäude nur eine Schwelle eingezogen, oder eine neue Mauer aufgeführt werden soll: so kommt gleich eine Commißion, da muß dann Fuhrlohn, da müssen Diäten bezahlt werden, so daß die Brühe immer mehr als das Fleisch kostet: unsers Rathhauses, oder Rathnesies wegen sind schon seit zwanzig Jahren zwölf Commißionen gewesen, die netto sechshundert und vierzig Thaler gekostet haben, und doch ist es damit bis itzo weder weißer noch schwärzer geworden. Wenn es nun endlich zum Bauen kommt, da greift alles zu, was nur greifen kann. Der Rathsherr, Kirchenvorsteher, oder wer sonst über das Bauwesen gesetzt ist, richtet es gemeiniglich so ein, daß er auch etwas bauet, und dabey die Ziegeln, Kalk, Holz, Breter, Nägel u. d g.

die

die zum öffentlichen Baue angeschafft sind, wohl benutzt. Die Arbeiter lassen sich alles noch halb so theuer bezahlen. So kostet ein öffentliches Haus, das ein Privatmann für zweytausend Thaler würde hingesetzt haben, wenigstens viertausend Thaler. Wenn hernach Capitale auszuleihen sind, so gehts auf den nämlichen Fuß. Man fragt nicht wer die sicherste Hypothek habe, sondern wer das mehreste spendire. Noch vorige Woche hat unser Aerarium ein Capital von tausend Thaler in einem Concurse verlohren. Der Amtmann Braus, der es erborgt hatte, war dazumal, da er das Capital suchte, schon auf dem Punkte bonis zu cediren. Im ganzen Lande hätte er keinen vernünftigen Menschen gefunden, der ihm tausend Groschen geborgt hätte. Aber da er öffentliche Gelder suchte, bekam er sie sogleich, und das unter der billigen Bedingung, daß ihm der Cassenvorsteher zehn pro Cent pro studio et labore abzog. Das ist unser Patriotismus, lieber Herr Stadtschreiber!

J. Ich kann aber nicht begreifen, wie vernünftige Menschen, so unvernünftig, so toll handeln können, daß sie ihren eignen Vortheil nicht einsehen. Denn wenn das Ganze leidet,

so leiden die Theile, und wenn die Bürgerschaft sich den Namen Schildbürgerschaft zuzieht, so wird ja jeder Bürger ein Schildbürger. Kann denn das den Leuten nicht begreiflich gemacht werden?

B. Lieber Herr! Was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr. In der Kindheit werden unsere Leute verwahrloset. Wir haben keine öffentliche Erziehung. Wir haben zwar öffentliche Schulen, wo die Kinder eine Menge Wörter lernen, aber nur nicht das, was sie als nützliche, gute Bürger wissen und thun müssen. Denn was für Einfluß hat denn das auf die öffentliche Wohlfahrt, wenn der Junge scandiren lernt: a bove majori discit arare minor; oder wenn er die Frage beantworten kann, was giebt oder nützt die Taufe? an Erziehung wird nicht mit einem Worte gedacht. Die ist den Müttern, Großmüttern, den Vätern, die mehrentheils selbst ungezogen sind, ganz überlassen. Was kann da aus den Leuten werden? eigennütziges Volk, dessen höchste Vollkommenheit darinne besteht, daß es der Eltern Gut erhält und vergrößert. Wenn man dieser Menschenart vom Patriotismus, vom gemeinen Besten, u. d. g.

vorsagt, so thut es eben die Wirkung, als wenn man einen kurzsichtigen auf die angenehme Lage eines entfernten Bergschlosses aufmerksam machen will.

J. Aber ein Mann, wie Sie sind, könnte denn der nicht —

S. Verbesserungen machen? wollen Sie sagen. Das könnte er allerdings. Wenn ein Mann, der Reformatorstalent hätte, an meiner Stelle wäre, der würde vielleicht die ganze Bürgerschaft umstimmen. Dieß Talent habe ich aber nicht, und kann es mir auch nicht geben. Es ist mit dem Reformatorstalente halt wie mit allen Talenten — sie müssen angebohren werden. Da und dort eine kleine Verbesserung zu machen, kann wohl jeder, der redlich denkt; aber ganze Gemeinen umzuschaffen, ist nur dem vorbehalten, der von Natur Reformatorskraft hat. Und diese fehlt mir, aufrichtig zu reden, ganz. Ich denke über das Beste der Stadt nach, thue deswegen Vorschläge, und, wenn diese nichts helfen wollen — so ziehe ich mich zurück, und stopfe eine Pfeife Tobak. Herr Wirth! noch eine Pfeife von Num. 2.

Fortsetzung.

J. Sie scheinen stark Tobak zu rauchen, lieber Herr Bürgermeister!

B. Stark! mehr als zu stark. Des Morgens, wenn ich erwache, ehe ich noch an meinen Schöpfer denke, und mein Morgengebet verrichte, ist mein erster Gedanke an — ich schäme mich es zu sagen — an die Tobakspfeife. Diese stopfe ich, sobald ich aus dem Bette komme, rauche während dem Anziehen, und wenn ich die Kleider angelegt habe, so ist auch schon die erste Pfeife ausgeraucht. So geht es den ganzen Tag, bis zum Schlafgehen. Meine älteste Tochter hat fast nichts zu thun, als daß sie mir Tobak stopft. Wenn ich schreibe, müssen immer sechs Pfeifen neben mir liegen, damit ich sogleich eine andere anstecken kann, wenn eine ausgeraucht ist. Komme ich vom Rathhause, so ist meine älteste Tochter schon so gewöhnt, daß sie an meiner Stubenthüre mit einer gefüllten Pfeife, und einem brennenden Wachsstocke steht, damit ich sogleich zugreifen und rauchen kann.

J. Aber sagen Sie mir, thut Ihnen denn dieß keinen Schaden?

B. Schaden? ey das versteht sich. Schaden thut es mir, der gar nicht zu berechnen ist. Sehn Sie hier diesen Spitzzahn! wenn mir jemand tausend Thaler dafür geboten hätte, so wahr ich ehrlich bin, ich hätte ihm ihn nicht gegeben. Warum? tausend Thaler zu erwerben, das ist einem Manne, der Kopf hat, ein Bagatell. Aber einen Spitzzahn, wenn er einmal weg ist, wieder zu schaffen, ja dazu gehört schon mehr. Und doch habe ich durch das verdammte Rauchen diesen Spitzzahn verlohren. Sehn Sie, mein Herr, mit diesem Zahne halte ich immer die Pfeife, wenn ich rauche, und dadurch ist er nach und nach so abgeschliffen worden, daß man beynahe nichts mehr davon sieht. Die übrigen Zähne sind alle schwarz, alle von der Schärfe des Rauchs angefressen — sehn Sie?

J. Das ist doch wirklich traurig.

B. Und das ist noch das geringste. Meine Kleider, meine Bücher, meine Briefe, alles riecht nach Tobak. Wenn Sie in meine Stube kommen, so sollten Sie meynen, Sie kämen in eine Wachstube. Und das ist noch nicht alles — (indem er sich mit der Faust vor den Kopf schlug.)

J. Noch nicht alles? Können Sie mir noch etwas Schlimmeres sagen?

B. Ich wollte ich könnte es nicht! Aber — aber durch das verdammte Rauchen werde ich von so vielem Guten abgehalten. Wenn einmal die Pfeife brennt, so ist es mir fast unmöglich von der Stelle zu gehen, ehe sie ausgeraucht ist. Die Glocke ruft mich oft auf das Rathhaus, ich fühle meine Pflicht zu gehen, kann aber nicht von der Stelle, bis die Zeterpfeife ausgeschmaucht ist. Ich glaube, ich könnte mein Kind unten im Wasser schwimmen sehen, und wäre doch nicht eher vermögend zu seiner Rettung beyzuspringen, bis die Pfeife aus wäre. Bedenken Sie um Gottes willen, lieber Herr! wie viel Gutes wohl das verdammte Tobaksrauchen in den dreyßig Jahren, in denen ich im Amte stehe, verhindert haben mag!

J. Und wie ists denn möglich, daß Sie eine so schädliche Gewohnheit haben annehmen können?

B. Die fehlerhafte Erziehung macht alles Unnatürliche möglich. In meinem vierzehnten Jahre kam ich auf die Schule zu Troppenheim.

J. An der itzo der Rector Californius ist?

B. Ganz recht! dahin kam ich. Unter den Gesetzen, die ich daselbst vorfand, war auch eines, das den Schülern das Tobaksrauchen bey zweytägiger Carcerstrafe untersagte. Dabey wurde aber gar nicht angegeben, warum dieß Verbot sey gegeben worden. Hätte man mir nur eine schwache Schilderung von den unangenehmen Folgen des Tobakrauchens gegeben, so hätte ich ja ein Thor seyn müssen, wenn ich darnach hätte Appetit bekommen wollen. Da mir aber davon nichts gesagt wurde, so gieng es mit mir, wie es in der Bibel steht: **ich wußte nichts von der Lust, wenn das Gesetz nicht gesagt hätte: laß dich nicht gelüsten.**

Wirklich bekam ich Lust Tobak zu rauchen, sobald ich gelesen hatte, daß es hier verboten sey. Ich versuchte es, wurde schwindlicht, mußte mich erbrechen — bekam einen solchen Abscheu gegen das Schmauchen, daß ich glaubte, ich würde es nie wieder versuchen. Da es aber mein Altgeselle und meine Zellcameraden thaten, so erwachte bey mir die Ambition; und ich glaubte bey einem ächten Schüler wäre das Tobaksrauchen eine wesentliche Eigenschaft. Deswegen nahm ich meine Kräfte zusammen, bekämpfte meinen natür-

lichen Abscheu, besiegte ihn, und brachte es so weit, daß ich, nach einem achttägigen Erbrechen, wirklich Tobaksdampf, ohne Ekel, in mich ziehen konnte. Sehn Sie, lieber Herr! was aus dem Menschen wird, wenn man ihn sklavisch behandelt, immer nur sagt, das sollst du thun, das sollst du lassen, ohne ihn von der Güte der Gesetze zu überzeugen? Sehn Sie, wie der Mensch ausartet, wenn man seiner Ambition nicht eine weise Richtung giebt!

J. Da Sie aber nun bessere Einsichten bekommen haben, wie kommt es denn, daß Sie sich nun von dieser bösen Gewohnheit nicht los zu machen suchen?

B. Nun ists zu spät. Wenn man erst an die sechzig kommt, dann ists um die Abgewöhnung geschehen.

J. Und doch dächte ich, wenn man ernstlich wollte —

B. Am Willen, Freund, fehlt es bey mir gar nicht, aber es will nicht gehen, und will nicht gehen. Ich habe es versucht, habe den Tobak mit allen Pfeifen zugleich ins heimliche Gemach geworfen. Was geschah? da saß ich, wie ein Lahmer, dem die Krücke fehlt, oder wie ein

ein Frauenzimmer, das von Jugend auf an das Schnüren gewöhnt wurde, wenn ihr die Schnürbrust versteckt ist. Ich konnte nichts denken, nichts schreiben. Die Oefnung verlohr sich. Demohnerachtet wollte ich es forciren — da kam aber Zahnschmerz. Gott im Himmel! was für Qual stund ich da aus. Ich consulirte alle Aerzte, Apotheker und Feldscheer, ich ließ zwey Zähne ausbrechen — half alles nichts. Da ich nun fast verzweifeln wollte, brachte mir meine Frau eine gefüllte Pfeife, und einen Wachsstock. Ich nahm sie an, schmauchte, schmauchte noch eine, und noch eine und siehe da! weg war mein Zahnschmerz. Da bin ich denn nun so halt dabey geblieben, und werde auch wohl dabey bleiben; denn eine Pfeife Tobak ist doch auch zu vielerley gut.

J. Den Nutzen davon möchte ich doch wirklich wissen.

B. Die Tobakspfeife ist ein sichres Schild gegen vieles Leiden.

J. Wie? die Tobakspfeife ein Schild gegen Leiden?

B. Wie ich Ihnen sage. Wenn ich in Gesellschaft bin, wo so dummes Zeug gesprochen

 wird,

wird, daß ich davon laufen möchte: so stopfe ich mir eine Pfeife, setze mich an den Ofen, dämpfe, und bin gegen alles übrige unempfindlich. Wenn ich etwas Gutes durchsetzen will und es geht nicht — statt, mich zu ärgern, stopfe ich eine Pfeife Tobak.

St. Da geht es Ihnen, lieber Herr Bürgermeister, mit Ihrem Rauchen, fast wie mir mit meinem Schnupfen.

B. Ja, wenn ich das Geld hätte, was Sie jährlich für Schnupftobak ausgeben, so hätte ich schon den ersten Anfang zu unserm Straßenbau.

St. Der in zehn Jahren wenigstens von einiger Bedeutung wäre. Denn, wissen Sie wohl, wie viel ich täglich Schnupftobak nöthig habe? zwey Loth — ich will nicht ehrlich seyn, wenn ich Ihnen nicht die Wahrheit sage.

J. Zwey Loth täglich?

St. Wie ich sage. Sehen Sie, meine Nase ist wund, meine Aussprache undeutlich, denn Sie werden merken, daß ich stets spreche, als wenn ich den Stockschnupfen hätte, der Mund steht mir immer offen, weil ich durch die Nase keine Luft einziehen kann; mein Magen wird täglich schwächer, weil ein Drittheil des Schnupftobaks,

den ich in mich ziehe, immer in den Magen kommt, und meine Ehe — die wird durch den Schnupftobak ganz zerrüttet.

J. Wie? Ihre Ehe zerrüttet durch den Schnupftobak?

St. Wie ich Ihnen sage. Wenn ich meine Frau küssen will, so fährt ihr der Schnupftobak, der unter meiner Nase hängt, in die Augen; sie wird unwillig und stößt mich zurück. Wenn sie ein Schnupftuch von mir bekommt, so murrt sie. Und wenn sie meine Kleidung durchmustert — sehn Sie selbst, wie sie aussieht. Das Tobakschnupfen ist eine wahre Selbstbefleckung.

J. Und Sie können sich auch von dieser übeln Gewohnheit nicht losreißen?

St. Nicht möglich. Wenn die Tabatiere nicht immer bey der Hand ist, so geht es mir, wie dem Herrn Bürgermeister, wenn ihm die Tobakspfeife fehlt. Ich habe es versucht — ich habe die Dose zertreten — Wissen Sie wohl, was erfolgte? ich verlohr das Gehör. So wahr der Himmel über mir ist, ich hörte die Glocken nicht mehr, bis ich mir wieder eine Schnupftobaksdose kaufte.

Da geht es Ihnen, meine hochzuverehrende Herren, rief einer der Collectanten von der Streue, auf der sie bereits lagen, mit ihrem Tobak und Schnupftobak, wie mir mit dem Brandewein. Wenn ich des Morgens aufstehe, so zittre ich am ganzen Leibe, und kann nichts sprechen und nichts thun, bis ich ein halb Nösel guten Schnapps habe.

Den Schnapps will ich ihm gern lassen, Herr College, sagte der andere Collectante! Lasse er mir nur meinen Kaffee. Wenn ich keinen Kaffee mehr habe, so mag ich auch nicht mehr leben.

Meine Pfeife ist aus, sagte der Bürgermeister, wollen Sie mit nach Hause, Herr Stadtschreiber?

Ich bin dabey, versetzte dieser. So schieden beyde von mir, da es schon beynahe zwölf Uhr war. Ich aber gieng in das Stübchen, welches der Wirth für mich hatte heitzen lassen, und suchte die Ruhe.

Ohne Zweifel werden Sie auch einen Ruhepunkt wünschen, auf dem Sie sich von der Langenweile erholen können, die Ihnen mein langer Brief verursacht hat. Ich will daher schließen,

doch mit der Bitte, daß Sie sich gefallen lassen, nächsten Posttag noch einen Brief von mir zu lesen. Ich bin stets

der Ihrige

Zellnik.

Dritter Brief.

Zellnik an Carl von Carlsberg.

Carmin den 26sten Jenner.

Bester Freund!

Da ich in das Zimmer trat, welches mir der Wirth zu meinem Schlafgemach angewiesen hatte: zog sogleich die Mahlerey desselben meine Augen auf sich. Es war das beste Zimmer des Hauses, und der Wirth schien alle seine Kunst und Witz an demselben erschöpft zu haben. Die Fensterfutter und die Thür waren helleblau angestrichen, und die Thür war mit hochrothen und hochgelben Schnörkeln verziert, wovon in der ganzen Natur kein Gegenbild zu finden ist. Alle Wände waren mit den albernsten Bildern behängt. Da waren zu sehen die sieben reisenden Schwaben, die ver-

kehrte

kehrte Welt, ein Dutzend Fratzen, mit den Namen unserer vorzüglichsten Fürsten und Fürstinnen, eine Menge scheußlicher Zwerge, mit Peruquen, die bis auf die Fersen reichten, viele unzüchtige Bilder, unter denen die schändlichsten Reime stunden, und — unter diesen scheußlichen Bildern, das höchste Ideal menschlicher Vollkommenheit — der gekreuzigte Erlöser.

Was für erbärmliche Anstalten für wahre Aufklärung, für Ausbildung des Verstandes und des Geschmacks, mögen wohl in diesem Städtchen seyn! Wie zerrüttet muß wohl ein Menschenkopf seyn, der solche Schmierereyen, solche Fratzen, solchen Unsinn schön finden kann! der des Erlösers Bild in einen Kreis von unzüchtigen Vorstellungen setzet.

Nun konnte ich mir den Mangel an Patriotismus, über den der Bürgermeister klagte, die Unthätigkeit der Bürger, bey der schlechten Beschaffenheit ihrer Landstraßen, die ihnen so viele Vorwürfe und Flüche zugezogen hatte, leicht erklären. Leute, deren Gefühl einmal schon so verdorben ist, daß sie das Alberne gut, und das Häßliche schön finden können, gewöhnen sich leicht an den Anblick von allen Arten der Unordnung,

haben

haben keine Vorstellung von Vollkommenheit, und also auch keinen Reitz nach ihr zu streben. Mit innigem Unwillen über die unverantwortliche Trägheit in Ausbildung der edlern Kräfte des Menschen fieng ich an mich auszukleiden, und mich dem Bette zu nähern, das zu meiner Ruhe bestimmt war. Hier stieß ich auf neue Fratzen. In die Vorhänge sowohl, als in die Ueberzüge der Kissen, war die Vorstellung von der Taufe Jesu gewebt, so scheußlich gewebt, daß ich bey dem Anblicke derselben zurückbebte. Alle Figuren hatten fünfeckiche Köpfe und viereckiche Körper, Arme und Schenkel. Ich verglich itzo die Weberey der Neuern, mit der Weberey der Alten, von der die Dichter sagen, daß sie ganze Geschichte nach dem Leben habe vorstellen können, und zürnte schon auf meine Zeitgenossen, theils weil sie in dieser Kunst augenscheinlich zurückgekommen sind; theils weil sie sich unterstehen, sie zu treiben, ohne hierzu die nöthige Geschicklichkeit zu haben; theils weil es Leute giebt, die diese Mißgeburten der Weber schön finden können.

Doch da ich eben im Begrif war zwischen den Alten und Neuern, in Rücksicht der Kunst, eine Vergleichung anzustellen, ereignete sich ein

neues

neues Abentheuer, das ich Ihnen doch umständlich beschreiben will, da mir mein hiesiger Aufenthalt hierzu hinlängliche Muse gewährt.

„Schlechterdings nicht — ich kann nicht — ich darf nicht, ohne Paß darf ich niemanden herbergen — zeigt mir euern Paß — so steht euch mein Haus offen.“

So hörte ich meinen Wirth auf dem Hofe mit jemanden sprechen, der ihn mit wehmüthiger Stimme bat, ihn nur eine einzige Nacht zu beherbergen.

Neugier und Mitleiden nöthigten mich meine Kleider wieder anzulegen, die Treppe hinab zu laufen, und selbst zu untersuchen, was es hier gäbe. Da ich hinab kam, schlug eben der Wirth die Hausthür murrend zu, und draussen winselte eine Stimme so kläglich, daß mein ganzes Herz weich wurde: „Ach um Gottes willen erbarmet euch! ich muß umkommen! Hunger und Kälte werden diese Nacht mich tödten! Hülfe! Erbarmung!“

Was giebt es hier? fragte ich den Wirth heftig.

W. Da ist ein Kerl vor der Thür, ist er ein Bettler, oder ist er ein Spitzbube, oder was

er ist, das weiß ich nicht; der will daß ich ihn herbergen soll. Bedenken Sie nur!

J. Nu? und warum will er denn ihn nicht beherbergen?

W. Weil er keinen Paß hat.

J. Keinen Paß? braucht man denn einen Paß, wenn man vom Tode gerettet seyn will?

W. Das weiß ich nicht. Aber genug wir haben einen herrschaftlichen Befehl, daß wir bey zehn Thaler Strafe, niemanden beherbergen sollen, der keinen Paß aufweisen kann.

J. Auch dann nicht, wann er in Gefahr ist umzukommen?

W. In keinem Falle.

J. Das wäre ein barbarischer Befehl. Itzo, Herr Wirth, öfne er den Augenblick, auf der Stelle, die Thür, oder er soll sehen —

W. Das will ich doch sehen, wer mir in meinem Hause befehlen will.

J. Den Augenblick die Thür geöfnet!

W. Das lasse ich wohl bleiben. Daß ich doch kein Narr wäre, und zehn Thaler Strafe gäbe!

J. Ich bezahle die Strafe, und alles was der Fremde verzehrt. Die Thür aufgemacht,

oder so wahr Gott lebt! ich trete sie zusammen.

W. Nu, nu, nur nicht so hitzig! Wenn der Herr so viel Geld wegzuwerfen hat, daß er das alles bezahlen kann — meinetwegen, so mag hereinkommen wer da will.

Itzo öfnete er die Thür, und sobald sie geöfnet war, stürzte auch der Fremde herein, fiel auf die Knie, umfaßte mit bebenden Armen meine Füße, und flehete — Erbarmung! Erbarmung! wenn Sie ein Christ sind!

J. Der bin ich. Ich sehe, Sie sind von Kälte erstarrt, Sie sind in Gefahr umzukommen — Beruf genug, Ihnen beyzustehen, folgen Sie mir auf mein Zimmer. Womit kann ich Ihnen helfen?

Fr. Hunger und Frost haben mich — haben mich — ach haben mich beynahe getödtet. Sehen Sie selbst! ich kann nicht mehr aufrecht stehen!

J. Also, Herr Wirth! eine gute Suppe, und was er sonst von Speisen in der Geschwindigkeit verfertigen kann, nebst einem Kruge Bier! Hat er auch Wein?

W. Zu dienen! Befehlen Sie Mallaga? Burgunder? Champagner? Rheinwein? Frankenwein?

J. Eine Bouteille guten Rheinwein! und daß das Feuer im Ofen nicht ausgeht!

Mein Fremder trat itzo herein, zitterte und weinte, ich ließ ihm seinen mit Schnee bedeckten Rock ausziehen, gab ihm meinen Oberrock, und setzte ihn an das Fenster, damit er durch die schnelle Abwechselung von Kälte und Wärme nicht Schaden an seiner Gesundheit litte. Bald darauf brachte der Wirth eine gute Mahlzeit, nebst Wein, welches er begierig genoß, meine Hand dann küssen und mit seinen Thränen benetzen wollte, welches ich aber nicht zuließ.

J. Darf ich wohl fragen, wer Sie sind?

Fr. Ach Gott! ich habe große Ursache meinen Stand zu verheimlichen.

J. Sie haben mit einem ehrlichen Manne zu thun.

Fr. Das dürfen Sie nicht versichern, Ihre Handlungen haben es bewiesen. Sie sind vermuthlich ein Katholik?

J. Der bin ich nicht — ich bin ein Protestant.

Fr. Wirklich?

J. Auf Ehre!

Fr. Nun da gestehe ich es Ihnen aufrichtig, ich bin ein katholischer Priester. Sehen Sie hier, die Mütze abnehmend, die Tonsur.

J. Was bewegte Sie aber Ihren Stand zu verheimlichen? Glauben Sie wohl, daß wir Protestanten einen katholischen Geistlichen weniger freundschaftlich aufnehmen, als irgend einen andern Menschen?

Fr. Das gar nicht. Aber — aber — Sie sind so ein wohlthätiger Mann, was soll ich es leugnen — ich war gefangen, und bin aus dem Gefängnisse entsprungen.

J. Darf ich auch die Ursache Ihrer Gefangenschaft wissen?

Fr. Der darf ich mich nicht schämen.

J. Vermuthlich hat der Zwang zum ehelosen Leben Sie zu einem Schritte verleitet, der diese Strafe nach sich zog?

Fr. Urtheilen Sie nicht zu voreilig, mein Herr! Sie sind mein Wohlthäter, ich Ihr Schuldner. Aber auch in diesem Verhältnisse lasse ich mir den Vorwurf nicht machen, als wenn ich leichtsinnig, pflichtvergessen genug wäre, ein Mädchen zu verführen, oder eine Frau zur Untreue zu verleiten.

J.

J. Brav! und was kann sonst wohl die Ursache seyn?

Fr. Ich habe studirt, mein Herr! habe die Bibel gelesen, in der Grundsprache gelesen —

J. Und deswegen hat man Sie gefangen gesetzt?

Fr. Nicht ganz deswegen. Ich habe aber eine Abhandlung über den funfzehnten Vers des dritten Kapitels des ersten Buchs Mosis geschrieben, und darinne gezeigt, daß dieser Vers eigentlich so müsse übersetzt werden: Ich will Feindschaft setzen, zwischen dir und dem Weibe, und zwischen deinem Saamen nnd ihrem Saamen, und Er, (der Saame, oder die Nachkommenschaft des Weibes) soll dir den Kopf zertreten.

J. Ich verstehe die Grundsprache nicht, aber in meiner Uebersetzung steht es eben so.

Fr. Ich weiß es wohl. Aber die Vulgata —

J. Was ist das die Vulgata?

Fr. Die Vulgata ist eine alte lateinische Uebersetzung der Bibel, nach welcher, vermöge der Grundsätze unserer Kirche, der Grundtext erklärt werden muß.

J. Haben Sie Ihren Verstand verlohren oder ich? Wie? man fordert bey Ihnen,

 daß

daß der Grundtext nach der Uebersetzung soll erklärt werden?

Fr. Leider fordert man es. Nun steht in der Uebersetzung: Sie wird dir den Kopf zertreten, und versteht dadurch die Maria.

J. Die Maria? Der Keim zur Maria war ja aber noch nicht da, da dieß geschrieben wurde.

Fr. Das thut nichts. Genug es ist ein Lehrsatz unserer Kirche, daß in diesem Verse eine Weissagung von der Mutter Gottes sey. Da ich nun aus der Grundsprache und aus der Hermeneutik bewiesen habe, daß hier gar nicht von dem Weibe, uud also auch nicht von der Jungfrau Maria die Rede sey, sondern von der Nachkommenschaft der Eva überhaupt, so hat man mich gefangen gesetzt, und in allen Kirchen das Verbot angeschlagen, daß mein Buch, bey Strafe des Banns, nicht gelesen werden solle.

J. Sie erzählen mir unglaubliche Dinge.

Fr. Es ist aber gerade so, wie ich Ihnen erzähle. Die Herren Protestanten haben gar keine Vorstellung davon, was für bedaurenswürdige unglückliche Leute wir sind. Wir müssen dem Gebrauche unserer Vernunft gänzlich entsagen. Nicht was uns wahr ist, dürfen wir glauben,

son-

sondern nur das, was Se. påbstliche Heiligkeit als wahr zu bestimmen belieben. Sehen Sie! hier das Gefåß, woraus ich trinke, ist doch von Glas?

J. Natůrlich!

Fr. Gesetzt aber, daß es Sr. påbstlichen Heiligkeit gefiele, den Ausspruch zu thun, es sey von Silber, so muß ich es glauben. Wenn ich es nicht glaube, so hålt man mich fůr einen Ketzer, und wenn ich aus Grůnden das Gegentheil beweisen will, so setzt man Himmel und Erde gegen mich in Bewegung, thut mich in den Bann, incarcerirt mich, legt mir schreckliche Pônitenzen auf, und zwingt mich zur Revocation, oder, welches einerley ist, zwingt mich ein Schurke zu werden, der anders spricht, als er denkt.

J. Freund! Sie sind in der Hitze. Die Gefangenschaft ist Ihnen noch in zu frischem Andenken. So schlimm mag es doch wohl nicht seyn.

Fr. In der Hitze mag ich wohl seyn, aber mein Herr! wie ist es môglich, daß man an alle den Unsinn, der mir itzo in der Seele schwebt, denken und dabey kalt bleiben kann, wenn man kein Klotz ist! Und wenn ich gleich itzo aufge-

bracht bin, so habe ich doch noch immer den Gebrauch meines Verstandes. Habe ich etwa ein Wort, nur eine Sylbe gegen die Wahrheit gesprochen?

J. Das möchte doch wohl nie ein Pabst thun, daß er von seinen Anhängern verlangte, Glas für Silber zu halten.

Fr. Das nicht? das könnte ein Pabst nicht? Mein Lieber, sind Sie so ganz mit der Verfassung unserer Kirche unbekannt? Wofür halten Sie denn die Inquisition?

J. Nu, die ist freylich etwas Schändliches.

Fr. Das Abscheulichste, wollen Sie sagen, das je auf Gottes Erdboden gewesen ist. Nie hat unter Türken, nie unter Heiden eine so grausame Gewohnheit, eine so himmelschreyende Gewohnheit geherrscht, als die Inquisition ist. Und wenn ich mir den Nordamerikaner denke, der seine Kriegsgefangenen lebendig bratet und stückweise verzehrt, so ist er mir ein Engel, sobald ich ihn mit einem Pfaffen vergleiche, der, unter Vortragung des Crucifixes, unschuldige Leute zum Scheiterhaufen führt. Jener tödtet seine Feinde, die ihn eben so würden behandelt haben, wenn er in ihre Hände gefallen wäre; dieser aber

treue Bürger, deren ganzes Verbrechen ist, daß Sie ehrlich sind, und das sagen, was ihr Herz denkt. So etwas Scheußliches finden Sie doch wahrlich bey keinem Barbaren. Habe ich etwa unrecht? mein Herr! sagen Sie mir, habe ich etwa unrecht?

J. Unrecht haben Sie freylich nicht — was wollen Sie aber eigentlich damit sagen?

Fr. Was ich damit sagen will? damit sagen will? Wahrhaftig ich habe den Faden der Erzählung verlohren.

J. Sie wollten sagen, der Pabst verlange auch wohl solche ungereimte Dinge zu glauben, als es ungereimt wäre, wenn man andere überreden wolle, Glas sey Silber.

Fr. Ganz recht, itzo besinne ich mich. Wenn es dem Pabste gefällt zu behaupten, Glas sey Silber; der Haasenkopf, den ich itzo abgegessen habe, sey das Haupt Johannis des Täufers; diese Messerklinge, die Spitze von der Lanze, mit welcher die Seite Jesu geöfnet wurde — so müssen wir es glauben, wenn wir uns nicht den Bann zuziehen wollen. Das beweißt ja die Inquisition. Das ist ja nach aller vernünftigen Menschen Empfindung, das größte Scheusal,

 das

das je auf der Erde war. Aber es ist das Werk des Pabstes, Gott sey bey uns! deswegen müssen wir es für ein wohlthätiges Geschenk Gottes halten, das er zum Heile der Menschheit verordnet habe. Ists Ihnen denn nun nicht leichter zu glauben, daß dieß Glas Silber sey, als dieß Scheusal, diese Höllengeburt, für eine weise Stiftung Gottes zu halten?

J. Ich muß Ihnen beystimmen.

Fr. Und doch sollen wir dieß verfluchte Ungeheuer, aus dessen Schlunde das Blut so vieler tausend unschuldiger Menschen zu dem allbarmherzigen Gott um Rache schreyet, für eine Wohlthat Gottes halten.

J. Mäßigen Sie sich doch, ich bitte Sie! verwechseln Sie doch die vorigen Zeiten nicht mit den gegenwärtigen! Lassen Sie uns doch die Greuel der vorigen Jahrhunderte vergessen! Itzo ist es doch ganz anders. Die Inquisitionen sind ja fast allenthalben abgeschafft.

Fr. Durch wen?

J. Durch die weisen Verfügungen der Fürsten.

Fr. Ah! das wollte ich eben wissen. Also dadurch sind die Inquisitionen verschwunden, daß

die

die Fürsten Ihre Rechte behauptet, und dem Pabste die Spitze geboten haben. Wäre dieß nicht geschehen, hätte der Pabst schalten und walten können, wie er wollte, ich will nicht ehrlich seyn, wenn nicht noch zu Wien und Berlin die Scheiterhaufen der Inquisition dampften. Das beweißt gar nichts, mein Herr! Noch heute, da ich vor Ihnen stehe, hält man, nach den Grundsätzen unserer Kirche, die Inquisition für eine Wohlthat Gottes.

J. Itzo noch?

Fr. Heute, in der Stunde, da ich mit Ihnen spreche. Denn wird denn Dominicus, der Vater dieses Ungeheuers, nicht noch immer als ein Wohlthäter der Menschheit verehret?

J. Das ist freylich wahr. Aber es ist ein alter Mißbrauch, der so leicht nicht abgeändert werden kann. Wenn Sie, mein Lieber, jede Gesellschaft nach den Mißbräuchen beurtheilen wollen, die bey ihr noch üblich sind —

Fr. Unterscheiden Sie wohl einen tolerirten und einen authorisirten Mißbrauch — Ein solcher ist die Verehrung des Dominicus und seiner monströsen Geburt, der Inquisition. Wenn

ich diese bey ihrem rechten Namen Ungeheuer nenne, so komme ich ins Gefängniß!

J. Und wie heißt das Land, wo diese Barbarey noch herrscht?

Fr. Crolau! wissen Sie nicht die Geschichte des Pater Antons?

J. Sie ist mir ganz unbekannt.

Fr. Der machte eine Ode auf die Inquisition, nannte sie bey ihrem rechten Namen ein Scheusal, ein Ungeheuer! deswegen ist er itzo incarceriret, und bekommt seine Freyheit nicht eher, bis er öffentlich gesteht, daß er geirret habe.

J. Das ist schrecklich!

Fr. Ey freylich ist es schrecklich. Das ist es ja eben, was ich sage. Es ist schrecklich, daß ein so elender Mensch, wie der Pabst ist, von uns fordern darf, daß wir unsern Verstand nach seinen wunderlichen Einfällen formen sollen. Und haben Sie nichts von Labre gehört?

J. Ich kenne ihn aus der deutschen Zeitung.

Fr. Und wofür halten Sie denn nun den ehrwürdigen Labre, mein Herr?

J. Wenn ich Ihnen meine aufrichtige Meynung sagen soll, so halte ich ihn für nichts an-

ders, als für einen elenden Bettler, der Verachtung verdienet.

Fr. Abscheu wollen Sie sagen. In seinem ganzen Charakter finde ich keinen Zug von Edelmuth, nichts als Züge sordider Trägheit, und Faullenzerey und Niederträchtigkeit, die lieber unter den Fenstern herumkriecht, und ausgedruckte Citronen sammlet, als daß sie ihre Knochen braucht, und für das Beste der Menschheit arbeitet. Wenn er in Wien oder in Berlin lebte, so kam er gewiß ins Zuchthaus: da er aber in Italien sich aufhielt, so hatte er nicht nur die Freyheit, Lebenslang ungestraft zu faullenzen, sondern erlangte auch noch nach seinem Tode die Ehre unter die Heiligen versetzt zu werden?

J. Ists denn wirklich schon geschehen?

Fr. Itzo noch nicht — es geschieht aber gewiß, denken Sie an mich! Und nun bedenken Sie nur um Gottes willen den Unsinn! nun soll ich Mann, der ich, ohne daß ich mich rühmen will, meine Ehre darinne suche, daß ich gegen Gott und Menschen meine Schuldigkeit beobachte, ich soll mir den Tagedieb zum Muster setzen lassen, soll ihn andern als Muster empfehlen, nach dem sie sich bilden müßten, soll ihn zu meinem Vor-

bitter

bitter bey Gott erwählen. — Herr! (indem er meine Hand derb ergriff) ist das auszuhalten? Ists nicht leichter zu glauben, dieß Glas sey Silber, als ein solcher — Elender — Pflichtvergeßner, sey Muster für Christen?

J. Wenn es alles so ist, wie Sie sagen: so ists freylich bejammernswürdig.

Fr. So ists ja aber — so ists ja! Lieber Herr, ich bitte Sie um Gottes willen, zeigen Sie mir doch nur eine Sylbe, die die Sache übertreibt!

J. Ich kenne die Verfassung der katholischen Kirche zu wenig, als daß ich darüber zu urtheilen trauete. Mir dünkt, als wenn alle dieses Elend aus dem Vorurtheile entspringe, daß der Pabst der Statthalter Jesu Christi sey.

Fr. Hinc illae lachrymae! Das ist die Pfütze, aus der alle die pestilenzialischen Dünste entspringen, die so vieles Unheil in der Welt anrichten! Statthalter Jesu Christi! Gott sey bey uns! Von einem Statthalter Jesu Christi kann man doch wohl mit Recht erwarten, daß das Land, das er regieret das glücklichste sey? Und nun gehen Sie einmal mit dieser Erwartung in den Kirchenstaat — gehen Sie doch hin und sehen

selbst

selbst die Früchte von der Regierung des Statthalters Jesu Christi!

J. Wenn ich denen glauben darf, die ihn besuchten, so ist sie nicht die beste.

Fr. Die schlechteste ist sie, die man in ganz Europa findet. Wo ist ein Staat, der so viele Bettler hätte, als das Land des Statthalters Jesu Christi? Wo giebts mehr Banditen, als unter der Regierung des Statthalters Jesu Christi? Wo mehr Castraten, als in dem Lande des Statthalters Jesu Christi? Ich bitte Sie um alles was heilig ist, lieber Herr, bedenken Sie nur! Ich mag gehen ins Preußische, ins Kayserliche, ins Chursächsische, in die Sächsischen Herzogthümer, ins Anhaltische, ins Badensche — Summa summarum, ich mag im Römischen Reiche gehen wohin ich will, so sehe ich Thätigkeit, sehe arbeitsame Bürger, die sich angelegen seyn lassen, ihre Kräfte für das Beste der Menschheit anzuwenden, und die darinne von der Regierung unterstützt werden, so daß alles Brod hat. Ich sehe Anstalten für Unglückliche, die in unverschuldeter Armuth leben, und allenthalben ist das Betteln bey Strafe verboten. Komme ich aber in die Gränzen des Statthalters Jesu Christi —

Du lieber barmherziger Gott! da kann ich mich vor Bettlern nicht erwehren. In jeder deutschen Provinz, deren Beherrscher nicht mehr, und nicht weniger, als weltliche Fürsten seyn wollen, kann ich allenthalben sogar auf öffentlicher Straße ruhig schlafen. Unter der Protection des Statthalters Jesu Christi kann ich keine funfzig Schritte thun, ohne Furcht von Banditen ermordet zu werden. Deutschland hat doch sich von allen den schädlichen Thieren gereinigt, die ihm sonst beschwerlich waren. Unter dem Zepter des Statthalters Jesu Christi hat aber Schlange, Scorpion, Tarantel und jedes andere schädliche Thier eine sichere Freystatt. Wenn ich in die erste, die beste, deutsche Dorfschenke trete, und spreche vom Verschneiden der Menschen: so läßt auch der roheste Bauer die Pfeife aus dem Munde fallen und bebt zurück. Der Statthalter Jesu Christi läßt aber durch Verschnittne das Te Deum singen. Das heiße ich doch einen Statthalter Jesu Christi!

Fortsetzung.

J. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich nicht durchkommen kann. Sie machen mir von der päbstlichen Regierung eine so schreckliche Schil-

derung

derung, ich kann dagegen nichts einwenden, und gleichwohl —

Fr. Und gleichwohl — Nu? was denn?

J. Gleichwohl kenne ich unter den Katholiken so viele vernünftige, rechtschaffne, edeldenkende Menschen —

Fr. Je davon ist ja die Frage nicht. Die besten Menschen finden Sie bey uns.

J. Wenn nun aber Ihres Statthalters Jesu Christi Regierung wirklich so schlecht wäre, als Sie mir sie itzo beschrieben haben. — Woher diese Aufklärung, diese Rechtschaffenheit, diese Edelmuth bey seinen Anhängern?

Fr. Glauben Sie wohl, daß es unter den Sklaven zu Algier verständige, rechtschaffne, edeldenkende Leute gebe?

J. Ich habe wenigstens keine Ursache daran zu zweifeln.

Fr. Daraus folgt aber bey weiten noch nicht, daß dieß alles der Dey zu Algier seye. Der kann ein Dummkopf und ein Tyrann seyn, und demohnerachtet, aufgeklärte und edeldenkende Leute unter seinen Sklaven haben. Ich sehe, daß Sie den Katholiken das Wort reden, und das vermehrt meine Hochachtung gegen Sie: da

nach meiner Meynung man schlechterdings allen Menschen Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß. Um also alle Mißverständnisse zu vermeiden, lassen Sie uns einen Unterschied machen unter dem Katholiken und unter dem Papisten. Der Katholik, das ist, der Mann, der zu den Lehrsätzen der katholischen Kirche sich bekennt, kann eben sowohl ein aufgeklärter, rechtschaffner, edeldenkender Mann seyn, als der Reformirte, Lutheraner und Socinianer. Aber der Papist — der wahre Papist, der ist vermöge seiner Grundsätze ein Mann, den man fliehen muß.

J. Reden Sie doch nicht sogar heftig. Ich bin Protestant, Sie Katholik, Unterthan des Pabsts, und doch schaudert mir die Haut, wenn ich solche schreckliche Behauptungen höre, wie Sie vorbringen. Ich halte den Türken für einen ehrlichen Mann, so lange bis ich vom Gegentheile überzeugt bin, warum nicht auch den Papisten?

Fr. Deswegen, weil der Türke, vermöge seiner Religion verbunden ist, ein ehrlicher Mann zu seyn, den Papisten verbinden aber seine Grundsätze schlecht zu handeln.

J. Das möchte ich bewiesen sehen.

Fr. Nichts ist leichter als dieses. Alle Ketzer, folglich auch Sie, mein Herr, sind im Banne; jeder Bischof muß sich eidlich verbindlich machen, die Ketzer zu verfolgen. Sie können also dem Juden und Türken trauen, wenn sie sonst keinen Grund haben, ihn für einen Schurken zu halten, aber nur mir nicht, wenn ich ein wirklicher Papist bin.

J. Gott bewahre mich!

Fr. Ey ja wohl mag Sie Gott für der Freundschaft eines Papisten bewahren! Denn der Papist, lieber Herr, hat den Grundsatz: **Ketzern braucht man nicht Wort zu halten.**

J. Das ist schrecklich.

Fr. Entsetzlich! Himmelschreyend ist es! daher finden Sie auch, daß nirgends solche Grausamkeiten sind verübt worden, als unter dem Zepter des Statthalters Jesu Christi. Den Fürsten zu morden, dem treuen Mitbürger, wenn er ein Ketzer ist, den Dolch in die Brust zu stoßen, bahnt den Weg zur Canonisation.

J. Gott! (indem ich den Kopf in meine Hand sinken ließ.)

Fr. Was fehlt Ihnen? Sie werden so traurig?

J. Möchte ich Sie doch nie gesehen haben! Ich habe Ihnen ihr Leben erhalten — Sie — Sie haben das meinige freudenlos gemacht.

Fr. Das begreife ich nicht. Sind Sie denn nicht Protestant?

J. Nicht ganz.

Fr. Sie? Sie haben sich doch nicht von der Gesellschaft anwerben lassen, die die Wiedervereinigung, oder mit andern Worten, die Rückkehr zum Pabstthum befördern will?

J. Ach das nicht! das nicht!

Fr. Und was denn sonst?

J. Ich bin mit einem katholischen Mädchen verlobt.

Fr. Haben Sie es geprüft?

J. Wie meynen Sie denn das?

Fr. Ob Sie ihren Charakter untersucht, ob sie geprüft haben, ob sie katholisch oder papistisch ist?

J. Ach leider nicht!

Fr. Da weiß ich doch auch wirklich nicht, was ich von Ihnen denken soll. Sich auf Lebenslang mit einem Mädchen zu verbinden, ohne seinen Charakter zu kennen!

J. Abstrahiren Sie! kein Wort mehr hiervon! Geschehen ist geschehen! Da es nun aber geschehen ist, was rathen Sie mir, als rechtschaffner Mann?

Fr. Das erste, was ich Ihnen rathe, ist, daß Sie sich von einem Protestanten trauen lassen! Um Gottes willen von keinem katholischen Priester! Wenn Ihnen ihre Gemüthsruhe lieb ist, von keinem katholischen Priester!

J. Und warum nicht?

Fr. Das will ich Ihnen sagen: sobald Sie zum Altare kommen, wird Ihnen eine Schrift zur Unterschrift präsentirt, in der Sie sich verbindlich machen müssen, daß Sie alle Ihre Kinder in der katholischen Religion wollen erziehen lassen?

J. Das wäre mir ja so! Ich lasse mich bey einem Protestanten copuliren, das verspreche ich Ihnen. Aber wie? Wenn meine Braut darzu ihre Einwilligung nicht geben wollte?

Fr. So trennen Sie sich auf der Stelle von ihr! Auf der Stelle, sage ich! Dadurch beweißt sie, daß sie nicht katholisch, sondern papistisch ist. Und vor einer Papistin wolle Sie der allbarmherzige Gott bewahren. Sie wird nicht ehe ruhen

 bis

bis sie nicht nur Ihre Kinder, sondern auch Sie in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche gebracht hat.

J. Und das sollte sie wohl bleiben lassen!

Fr. Ach guter Mann! Sie scheinen das Pabstthum wenig zu kennen. Ich bin so glücklich nie gewesen, das süße Vergnügen der Ehe zu schmecken; aber das glaube ich doch, daß zwischen Eheleuten Geheimnisse seyn müssen, die auf der ganzen Welt niemand wissen darf.

J. Das versteht sich. Was wollen Sie damit sagen?

Fr. Dieses will ich damit sagen, daß Sie bey einer Papistin kein Geheimniß behalten können.

J. Kein Geheimniß?

Fr. Kein Geheimniß — gar kein Geheimniß. Sie muß beichten, und wenn sie nicht Katholikin, sondern Papistin ist, so läßt Sie sich von ihrem Beichtvater alles ausfragen. Ehe vier Wochen verstreichen, so weiß der Pfaff alles, was Sie mit ihrer Frau gesprochen, alles was Sie im Ehebette vorgenommen haben.

J. Gott bewahre mich vor einer Papistin. Da wäre man ja bey einer Türkin sicherer.

Fr. Das wären Sie auch. — Denn wenn erst alle ihre Geheimnisse den Römischen Aposteln bekannt sind, so machen Sie mit Ihnen was Sie wollen, und alle Ihre Klugheit hilft Ihnen nichts.

J. Aber sagen Sie mir doch, wie ist es denn möglich, daß unter solchen Umständen Ihre Kirche sich immer mehr vergrößert? Grundsätze gegen die sich die Menschheit empört! — Lehrsätze gegen die die gesunde Vernunft —

Fr. Von den Lehrsätzen, lieber Freund, lassen Sie uns abstrahiren! Meine Kirche hat Lehrsätze gegen die sich die gesunde Vernunft empört, das ist wahr, aber die Ihrige hat sie auch, und vielleicht ist keine Religionsparthey ganz davon frey. Das wollen wir ruhen lassen. Es muß schlechterdings jeder Mensch die Freyheit haben zu glauben, was er für wahr hält. Wenn nur unsere moralischen Grundsätze besser wären!

J. Gut, ich abstrahire, wenn Sie wollen. Wenn ich Ihnen also zugäbe, daß wir, in Ansehung der Lehrsätze, einander nichts vorzuwerfen hätten. — Woher kommt es denn, daß demohngeachtet Ihre Kirche sich so sehr ausbreitet, und die unsrige nicht?

Fr. Der Grund liegt ja vor Augen. In ihrer Kirche giebt es nur einen Weg. — Der heißt — Ueberzeugung! Zu der unsrigen giebt es hundert tausend Millionen Wege.

J. Und die heißen?

Fr. Verlangen Sie ein vollständiges Verzeichniß?

J. Wenn ihrer hundert tausend Millionen sind, so verlange ich kein Verzeichniß davon. Aber nur einige Exempel!

Fr. Zum Exempel also: wir geben genau Achtung auf diejenigen, die durch Ausschweifungen, z. E. Spielen, Saufen, Hurerey, u. d. g. sich ruinirt haben, wenn es mit so einem bis auf das äusserste gekommen ist, so lassen wir ihm durch irgend eine Betschwester den Antrag thun, wenn er zu uns übergienge, so würde ihm geholfen werden. Ferner richten wir es so ein, daß kein Protestant ein Thorschreiber, geschweige denn ein Rathsherr wird; wenn er aber zu uns übergeht, wenn er auch der dümmste und niederträchtigste Mensch auf Gottes Erdboden wäre, so helfen wir ihm empor. So brauchen wir den Hunger zu einem Mittel unsere Kirche zu vergrössern. Da ist z. E. der Regierungsrath Brake,

bey Ihnen hätte er wahrlich kein Thorschreiberamt bekommen, da er aber zu uns gekommen ist, so ist er bald vom Canzellisten bis zum Regierungsrathe gestiegen. Merken wir, daß ein Protestant sich in ein Mädchen, oder eine Protestantin in eine Mannsperson von unserer Kirche verliebt habe, so benutzen wir diese Gelegenheit auf das Beste, nehmen die Person, die unserer Religion ist, stellen ihr vor, was für ein Verdienst sie sich erwerben würde, wenn sie eine arme Seele in den Schoos der Kirche zurückführte, geben ihr Anschläge, wie sie die andere Person recht an sich fesseln könne und reden ihr zu, daß sie ihre Hand unter keiner andern Bedingung geben soll, als — daß sie die Religion verändere.

Unser vorzüglichstes Mistbeet ist aber das Zuchthaus.

J. Das Zuchthaus? ich bitte Sie.

Fr. Wie ich sage, das Zuchthaus. Sobald jemand etwas verbrochen hat, schicken wir einen unserer Apostel an ihn, lassen ihm die Strafe, die seiner warte, recht fürchterlich vorstellen, zugleich ihm aber auch andeuten, daß der Uebertritt zu unserer Kirche ihm Milderung seiner Strafe verschaffen würde.

J. Und verschafft er sie ihm auch wirklich?

Fr. Unser Bischof erläßt allemal denen, die sich bekehren, entweder den Willkommen, oder ein paar Monate vom Gefängnisse. Ha! ha! ha!

J. Wie können Sie aber über solche Scheußlichkeiten lachen?

Fr. Hi! hi! hi! Da fällt mir eine Geschichte ein, bey der ich unmöglich das Lachen zurückhalten kann. Vorigen Sommer haben wir einen von ihrer Religion durch den Schlagbaum bekehrt.

J. Nu?

Fr. Da kommt ein armer Bürger mit einem Fuder Heu gefahren, das er übermäßig hoch beladen hat, um soviel als möglich trocken nach Hause zu bringen, weil es in der Ferne schon donnerte. Da er unter den Schlagbaum kommt, der schon seit etlichen Jahren dem Umsturze nahe war, wirft er ihn um. Die Schildwache springt bey, arretirt ihn, ein alter Corporal, ein treuer Apostel unserer Kirche, ergreift die Gelegenheit eine arme Seele zu retten, stellt dem armen Menschen vor, was es für ein schreckliches Verbrechen sey, den Schlagbaum von einer ganzen Stadt um-

umzustoßen, daß er Gott zu danken habe, wenn er mit dem Zuchthause davon käme. — Der Unglückliche weint — klagt — Am Ende tritt der Corporal treuherzig zu ihm, nimmt die Miene des Tröstenden an, und sagt, wenn er seine Religion fahren liesse, so würde es sich alles wohl geben — so liesse er den Schlagbaum wieder hinsetzen, und alle Strafe fiele weg. In zweymal vier und zwanzig Stunden war der Kerl bekehrt. Ha! ha! ha!

J. Pfui! (indem ich ausspuckte.)

Fr. Und wenn Hungersnoth, strenge Kälte u. d. g. einfällt, da blüht unser Weizen auch. Wir haben viele Legate, und da wir jeden daran Theil nehmen lassen, der zu uns tritt, so fallen die Leute uns zu, wie die Finken, wenn man, bey einem starken Schnee im Frühlinge, ihnen Rübsaamen hinstreuet, auf die Leimruthen.

J. Nun begreife ich wohl, wie ihre Kirche von schlechten und unwissenden Leuten Zuwachs bekommen kann. Wie soll ich mir es aber erklären, daß kluge und rechtschaffne Leute zu Ihnen übergehen?

Fr. He! da haben wir unzähliche Kunstgriffe, auch die klügsten und rechtschaffensten Leute

in

in unsere Schlinge zu ziehen. Ich kann sie Ihnen unmöglich alle erzählen, denn ich bin sehr müde. Nennen Sie mir aber eine kluge und rechtschaffne Person, die zu uns übergegangen ist, so will ich Ihnen darauf dienen, und dann, wenn Sie erlauben, mich zur Ruhe — legen. Ich kann wahrhaftig kaum die Augen noch offen erhalten.

J. Lieber Freund! Sie haben die Ruhe nöthig! Kommen Sie, nehmen Sie hier das Bette ein, das noch leer steht! Ich kann Ihnen sogleich kein Exempel von einer klugen und rechtschaffnen Person geben, die zu Ihnen übergetreten ist, als den Hauptmann Bullinger. Den kenne ich von Haus aus. Ich bin mit ihm in die Schule gegangen, er war mein Veteraner. Er war so fleißig, verständig und brav, daß ihn der Rector der ganzen Schule zum Muster vorstellte — und nun habe ich gehört, daß er zu Ihnen übergegangen ist.

Fr. Aha! das Räthsel will ich Ihnen gleich lösen. Erlauben Sie nur, daß ich mich dabey auskleiden darf! Ich habe nun seit vier Wochen auf dem Stroh geschlafen, die Sehnsucht nach dem Bette ist gar zu groß.

Also, Herr Hauptmann Bullinger war Fähndrich, alle Fähndriche avancirten, er nicht, vier bis fünf Feldwebel warden ihm vorgezogen, er blieb immer Fähndrich. Nothwendig mußte er desperat werden, und vom Quittiren des Dienstes sprechen. Das war es, worauf die Pfaffen lange gelauert hatten. Pater Anselm, ein sehr geübter Apostel, wurde mit geheimen Aufträgen an ihn abgeschickt. Er suchte sich sein Zutrauen zu erwerben, brachte ihn dahin, daß er ihm sein Mißvergnügen gestund, dann sagte er, daß ihm nichts im Wege stünde als dieses, daß er Protestant wäre. Da ihm der Fähndrich sagte, daß es doch gegen seine Ehre und sein Gewissen sey, sich zu Lehren zu bekennen, die er schlechterdings nicht glauben könne: so antwortete ihm der Pater, daß er in diesem Falle auch, wegen mancher Glaubensartikel, Dispensation erhalten könne. Nun fieng er an mit dem Pater so zu accordiren, daß ihm erlaubt wurde, zwölf Glaubensartikel unserer Kirche, z. E. die Transsubstantiation, das Fegfeuer, die Vorbitte der Heiligen, u. d. g. nicht zu glauben. Auf diese Art konnte er ja leicht zu uns treten.

J. Aber was half Ihnen denn eine solche Eroberung, die im Grunde keine war?

Fr. Viel, sehr viel! Im ersten Monate giengen schon vier gemeine Soldaten zu uns über, deren bald mehrere nachfolgten. Dann schanzten wir ihm das Fräulein Schenkenschanz zu, mit der er vielleicht ein halb Dutzend Kinder zeugen wird, die uns wieder alle zugehören. Schlafen Sie wohl! Gott gebe Ihnen in der Trübsal Erquickung für die Ruhe, die Sie mir heute verschaffen! Angenehme Ruh!

J. Friede Gottes ruhe auf Ihnen!

Mein Brief wird zu lang — ich muß abbrechen, mit der Versicherung, daß ich unausgesetzt sey

der Ihrige

Zellnik.

Vierter Brief.

Der Diakonus Rollow an Carln.

Grünau den 27sten Jenner.

Mein theurester Herr von Carlsberg!

Ob es mit den strengsten Gesetzen des Wohlstands bestehen könne, daß unsere Henriette den Besuch von Ihnen nicht abwartet, sondern Sie zuerst besucht, will ich nicht entscheiden. Genug, ich habe ihrer heftigen Liebe zu Ihnen diesen Wunsch nicht versagen können. Sie reist zwar, wie sie sagt, eigentlich nicht um Sie, sondern um ihren Anverwandten zu besuchen, und spricht nur im Vorbeygehen bey Ihnen ein: ich zweifle aber, daß Sie es glauben werden. Ich rechne in diesem Falle auf Ihre Discretion, mein Theurester, die von der Schwachheit eines rechtschaffnen Mädchens gewiß keinen Gebrauch machen wird, der ihrer Ehre nachtheilig wäre.

O wie gern hätte ich meine liebe Henriette begleitet! Wie gern bey Ihnen ein paar Abende geplaudert, da das Glück, nach den Empfindungen meines Herzens sprechen zu dürfen, mir so

selten zu Theil wird. Meine Amtsgeschäfte haben es mir aber durchaus nicht erlaubt. Besonders habe ich, wegen der eingefallnen nassen Witterung, viele Kranken zu besuchen. Bey Kranken, die etwas Auszeichnendes in ihrem Charakter haben, pflege ich ein Protocoll über die Unterredungen zu führen, die ich mit ihnen halte. Zur Probe lege ich Ihnen hier eines bey, weil ich glaube, daß es Ihnen eine angenehme Unterhaltung verschaffen werde, mit der Bitte, es niemanden weiter zu zeigen.

Meine Frau begleitet unterdessen Henrietten zu Ihnen, und freuet sich auf den Augenblick, da sie das gute Mädchen in Ihre Arme stürzen sehen kann.

Bey uns in Grünau geht es noch immer auf den alten Fuß. Täglich trägt sich etwas Neues zu, aber fast alles dieses Neue trägt das Gepräge der Albernheit, Rohigkeit und Grobheit an sich. Wohl dem, der nach und nach sein Gefühl so abstümpfen kann, daß er bey dem Anblicke akademischer Irregularitäten nichts mehr empfindet! Bis itzo bin ich noch nicht so glücklich gewesen, diese Staffel der Glückseligkeit zu ersteigen! Haben Sie etwa eine Pfarrey zu vergeben: so

ver-

vergessen Sie Henriettens Vetter nicht. Das elendeste Dorf wird mir, in Vergleichung mit Grůnau, ein Elysium seyn.

Das důmmste, was seit acht Tagen sich hier zugetragen hat, ist dieses: daß, da etwa hundert Studenten sich verbunden hatten, der unnatůrlichen Frisur zu entsagen, und verschnittnes Haar zu tragen, das Concilium das Verschneiden der Haare, bey fůnf Thaler Strafe verboten hat.

Leben Sie recht vergnůgt, und wenn nicht außerordentliche Hindernisse Sie zurůckhalten, so begleiten Sie Henrietten zu mir.

Herzliche Freude wůrde dieses seyn

Ihrem

Rollow.

Beylage.

Den 20sten Jenner kam der Hausknecht aus dem Delphine zu mir, meldete, daß ein Fremder daselbst gefåhrlich krank liege, und bat mich, ihm mit meinem Troste beyzustehen. Auf die Frage: ob er mich verlangt habe? antwortete er

mit Nein, versicherte aber, daß sein Herr ihm gesagt hätte, ein Geistlicher müsse den Seelen nachgehen, und nicht erst warten bis sie zu ihm kämen.

Erster Besuch.

Ich gieng also, obgleich meine Freudigkeit zu diesem Geschäfte nicht gar zu groß war.

Als ich in den Gasthof kam, wurde ich in die Stube No. 5. geführt, wo ein Kranker im Bette lag, der durch sein Wimmern zu erkennen gab, was für heftige Schmerzen er empfinde.

Ich bedaure lieber, duldender, leidender Mann, sagte ich bey meinem Eintritt, daß ich Sie in so traurigen Umständen antreffe.

Kr. Wer sind Sie?

J. Prediger hier in Grünau.

Kr. Aha! Also glauben Sie hier eine arme Seele angeln zu können. Sie bemühen sich umsonst, lieber Mann. Ich habe als rechtschaffner Mensch, nach meinem besten Vermögen, gelebt, das sagt mir mein Gewissen. Mit diesem Bewußtseyn erwarte ich des Todes Ankunft ruhig, und werde getrost vor meinen Richter treten.

J. Wohl Ihnen, wenn Sie mit Ueberzeugung sagen können, daß Sie, als rechtschaffner Mann gelebt haben! Wenn ich auch nicht nöthig habe Ihre Seele zu retten, so glaubte ich doch etwas zur Milderung Ihres Leidens beytragen zu können.

Kr. Habe ich Sie verlangt?

J. Ich merke wohl, daß ich Ihnen beschwerlich bin, und bin nicht gewohnt, jemanden meine Dienste aufzudringen. Wo ich ein Haus brennen sehe, springe ich mit meinem Wassereimer zu, und versuche, ob ich löschen kann. Stößt man mich zurück, so gehe ich wieder nach Hause, und freue mich, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe.

Ich empfehle mich Ihnen!

Kr. O gehen Sie doch nicht! Bedenken Sie, daß ein Kranker spricht! Lassen Sie doch sehen, was für Wasser Sie in Ihrem Eimer haben!

J. Sprechen Sie ernstlich oder ironisch?

Kr. Ernstlich.

J. Ich habe kein anderes Wasser zum Löschen als die Trostgründe der Religion Jesu.

Kr. Damit werden Sie wenig ausrichten — die kenne ich alle — alle kenne ich sie, lieber Herr Prediger!

J. Desto besser! Aber in der Stunde des Schmerzens werden sie oft dunkel, und der Freund hilft uns viel, der uns wieder daran erinnert. Ich halte dafür daß dieser Zeit Leiden —

Kr. Nicht werth sey der Herrlichkeit, die an uns soll offenbahrt werden? Ein köstlicher Spruch, ein herrlicher Spruch! Er hat mich unendlich vielmal aufgerichtet. Nur in Krankheit will er nicht recht wirken.

J. Und warum da nicht?

Kr. Ich kann Ihnen nicht bergen, daß ich meine besondern Meynungen habe.

J. Und die heißen?

Kr. Da Sie mir ein sehr redlicher, helldenkender Mann zu seyn scheinen, so will ich Ihnen kein Geheimniß daraus machen. Hören Sie also! Wenn irgendwo Trost zu finden ist, so findet man ihn gewiß in der Religion Jesu. Er ist, das gebe ich zu, für alle mögliche Widerwärtigkeiten, in die der Mensch gerathen kann, vollkommen hinlänglich. Aber da ist mir, im Puncte der Krankheiten, dieses bedenklich, daß, da

Jesus

Jesus und seine Aposteln nicht getröstet, sondern sogleich geholfen haben. Jesus spricht nicht blos: Sey getrost, mein Sohn, dir sind deine Sünden vergeben! sondern er setzt auch hinzu: Stehe auf und wandele! und er und seine Jünger, die bey jeder Gelegenheit so herrlich trösten, wenn sie Kranke vor sich haben, ertheilen doch, statt Trostes, Genesung.

J. Daß Genesung besser sey, als Trost, gebe ich Ihnen gerne zu! Wollte Gott, ich wäre im Stande, mit der nöthigen Wirksamkeit, Ihnen zu sagen: Stehe auf und wandele! mit Freuden wollte ich es thun. Da ich aber dieß nicht vermögend bin —

Kr. So meynen Sie, ich soll mit dem Troste vorlieb nehmen: Ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sey der Herrlichkeit, die an uns soll offenbahret werden!

J. Haben Sie ihn schon überdacht?

Kr. Tausendmal, lieber Mann, tausendmal, ich fühle seinen ganzen Werth, seine ganze Kraft. Vielleicht hätte ich mir schon das Leben genommen, wenn ich diesen Trost nicht gehabt hätte. Aber — wenn mein Haus in Brand geräth,

wer ist mir lieber, der mich tröstet, oder der das Haus rettet?

J. Freylich der, der das Haus rettet. Wenn es aber nicht kann gerettet werden?

Kr. Es muß aber können gerettet werden. Ohne Bild zu reden — halten Sie sich für einen Nachfolger Jesu?

J. Wenigstens bestrebe ich mich es zu seyn. Ich kenne kein würdigeres Muster, nach dem ich mich bilden möchte, als Jesum.

Kr. Wenn Sie also ein Nachfolger Jesu sind, so sollten Sie doch wenigstens einen so elenden Mann, als ich bin, gesund machen können? Wissen Sie nicht, daß Jesus seinen Nachfolgern verheissen hat, daß Sie die Kraft haben sollten, Kranke gesund zu machen!

J. Sie scheinen mir zu der Classe derer zu gehören, die zu den Kennzeichen der Glaubigen die Gabe Wunder zu thun, rechnen.

Kr. Gar nicht! Die Gabe der Neuern, Wunder zu thun, ist Juks. Aber man kann Gutes wirken, ohne Wunder zu thun. Wenn ich Herr einer Provinz, einer Stadt, oder eines Dorfs wäre, und trüge einem Baumeister auf,

dar-

darüber zu wachen, daß die Häuser nicht einfielen, verlangte ich von ihm Wundergaben?

J. Keinesweges.

Kr. Nun ist ja der Leib des Menschen sein Haus. Sind Wundergaben nöthig, um dieß Haus für frühen Umsturz zu verwahren?

J. Die Frage kömmt mir unerwartet, ich gestehe es Ihnen. Daß der Geistliche auch in leiblichen Angelegenheiten der Rathgeber seiner Gemeine seyn muß, gebe ich Ihnen zu. Man kann aber doch von ihm nicht mehr erwarten, als von einem Arzte. Und wo lebt der Arzt, der eben so sicher die menschlichen Leiber, als ein Baumeister die Häuser, für Umsturz bewahren kann?

Kr. Von den Aerzten, die ihre Heilungskunst auf Universitäten, oder auf dem anatomischen Theater lernen, will ich nicht reden. Aber denken Sie nur an die Apostel!

J. An die Apostel! Es ist mir noch nie eingefallen, mich mit den Aposteln zu vergleichen.

Kr. Und was haben Sie denn eigentlich bey Führung Ihres Amtes für Absichten?

J. Das Wohl der menschlichen Seelen, Seelen zu bessern, zu beruhigen, zu veredeln.

Kr. Vortreflich! das thaten die Aposteln auch. Aber sagen Sie mir doch, mein Lieber, wie können Sie denn Seelen bessern, beruhigen, veredeln, wenn Sie dem Körper nicht helfen können? Sie wollen das Schreiben lehren, und können keine Feder schneiden? Doch ich werde bitter — ich merke, ich werde bitter — ich bin in Gefahr, Ihnen Beleidigungen zu sagen. Ich bitte Sie also, verlassen Sie mich. Meine Schmerzen werden heftig, ich bin nicht mehr Herr über mich. Au weh!

J. Ich gehe, weil Sie es verlangen. Der Gott alles Trostes sey mit Ihnen!

Kr. Und auch mit Ihnen! mit Ihnen! Aber noch eins — Sie müssen mir — ach der Schmerz! Sie müssen mir etwas versprechen, ehe Sie gehen.

J. Und was?

Kr. Daß Sie mich morgen wieder besuchen.

J. Das verspreche ich Ihnen und halte es. Gott sey mit Ihnen!

Zweyter Besuch.

Den folgenden Tag, gegen zehn Uhr Vormittags, gieng ich wieder zu meinen Kranken, und fand ihn auf dem Canapee sitzend.

J. Herzlich freue ich mich, lieber Mann, daß ich Sie heute, wie es scheint, besser finde, als ich Sie gestern verlassen habe.

Kr. Willkommen mein Guter! Gott Lob ich hatte heute gegen Morgen einen sanften Schweis, der meine Schmerzen ungemein gelindert hat.

J. Und wie heißt denn Ihre Krankheit?

Kr. Ach Gott! die Gicht.

J. Brauchen Sie keinen Arzt?

Kr. Zwey statt einen, diese machen mich aber ganz irre. Der eine giebt mir eine Menge Decocte, und hat mich, wie Sie sehen, ganz in Fries genähet. Der andere mißbilligt dieses alles, und verlangt, daß ich den Schmerz braviren, mich zwingen soll, in freye Luft zu gehen, und dabey etwas Abführendes brauchen.

J. Und der letztere, scheint mir recht zu haben. So lange meine Kräfte wirken können, warum soll ich denn fremde Kräfte brauchen? Und das Einhüllen der schmerzhaften Glieder in warme Tücher, was für eine andere Wirkung kann denn dieses haben, als daß es die scharfen Feuchtigkeiten an den leidenden Theil hinlockt, und so seine Schmerzen vergrößert?

Kr. Sonderbar! sehr sonderbar!

J. Und warum finden Sie dieses sonderbar? Mir scheint die Heilungsart, die ich hier vorschlage, gerade diejenige zu seyn, die uns die Natur vorgezeichnet hat.

Kr. Sehr sonderbar! Ich muß Ihnen sagen, daß ich in dieser Nacht, die ich schlaflos zubrachte, den nämlichen Gedanken gehabt habe. Ich dachte über die Heilungsart Jesu und seiner Apostel nach, erinnerte mich, daß sie wenige oder gar keine äusserliche Mittel brauchten, daß sie vielmehr immer zum Glauben ermunterten, oder den Kranken Vertrauen zu Gott und zu sich selbst einzuflößen, und sie zu reitzen suchten, in diesem festen Vertrauen der Krankheit entgegen zu arbeiten. Dieß brachte mich auf die Meynung, daß in Krankheiten die Hülfe nicht sowohl von aussen, als von innen her, aus der eigenen, in Thätigkeit gesetzten, Kraft des Menschen kommen müsse.

J. Willkommen mein Lieber! So sehr wir gestern von einander entfernt zu seyn schienen, so begegnen wir heute einander doch auf einem Wege. Lassen Sie uns doch versuchen, wie lange wir beysammen bleiben werden! Sie sagten mir gestern, daß man die menschliche Seele nicht

bessern,

bessern, nicht beruhigen, nicht veredeln könne, wenn man nicht vermögend sey, dem Körper zu helfen, wie verstehen Sie das?

Kr. Ich dächte Sie verstünden es ohne Erklärung. Denken Sie sich irgend einen Cavalier! geben Sie ihm den besten Unterricht, geben Sie ihm die besten Bewegungsgründe, sich zu beruhigen und edel zu handeln, und lassen während der Zeit sein Pferd im Stalle füttern, ohne ihm Anleitung zu geben es zu lenken. Nun wenn der Fall eintritt, daß er geschwind nach einem Orte eilen, um da edel zu handeln, etwa um einem Unglücklichen das Leben zu retten, daß er deswegen das gutgefütterte Pferd besteigen soll: was wird geschehen?

J. Das läßt sich leicht errathen.

Kr. Ey freylich läßt es sich errathen. Bey seinem besten Willen wird ihm das Pferd den Dienst versagen, bey allen seinen Gründen zur Beruhigung wird er, wie ein Espenlaub, zittern, Zeter! schreyen, der Gaul wird mit ihm einen andern Weg laufen, ihn abwerfen, vielleicht gar den Hals zerbrechen. Verstehen Sie mich wohl?

J. Ohne weitere Erklärung verstehe ich Sie. Sie meynen, wenn der Mensch noch so gut unter-

richtet würde, würde aber nicht angeführt seinen Körper zu beherrschen, so bekäme er zwar den Willen gut zu handeln, aber das Vermögen dazu fehle ihm.

Kr. Vollkommen richtig. Er will, aber er kann nicht. Er will z. E. mäßig seyn, aber der Kützel der Zunge erlaubt es ihm nicht, der lenkt immer die Hand nach dem Glase und führt sie zum Munde. Er fühlt den Werth der Keuschheit, ist fest entschlossen keusch zu seyn — aber — u. s. w. Er will pünctlich in seinem Amte seyn, aber der Körper will nicht, bald scheut er das Wetter, bald die Anstrengung. So wird, bey dem besten Willen, das Amt immer vernachlässigt. Der Körper ist ein wildes Pferd, und die Seele ein schwacher ungeschickter Reuter.

Die menschliche Gesellschaft, mein Lieber, kömmt mir vor, wie ein Regiment Husaren, die nicht reuten können. Der General befiehlt über einen Graben zu setzen, sie sind alle dazu entschlossen, geben den Pferden die Spornen, und kommen doch nicht darüber; die einen hängen jammernd an den Hälsen der sich bäumenden Pferde, mit den andern gehen die Pferde durch, noch andere sprengen bis an den Graben, und

machen

machen dann Halt, und noch andere stürzen gar. Es wäre lächerlich, wenn der General ihnen eine Predigt von der Vortreflichkeit des Muths und der Folgsamkeit halten wollte. Sie würden die Predigt vortreflich finden, sie würden entschlossen seyn sie zu befolgen, und würden doch mit alle dem nicht über den Graben kommen.

J. Halb haben Sie recht, mein Lieber, aber nicht ganz. Eben die feste Entschlossenheit über den Graben zu setzen, kann manchem schwachen und ungeschickten Reuter die Kraft geben es möglich zu machen. Eben so kann die feste Entschlossenheit gut zu handeln, manchem Menschen die Kraft verleihen seinen Körper zu beherrschen.

Kr. Ja, wenn nur nicht noch ein Umstand einträte.

J. Und der heißt?

Kr. Daß der schwache Reuter, der auf dem unbändigen Pferde sitzt, so bebt, daß er den Befehl des Generals gar nicht hört, und also ausser Stande ist, die nöthige Entschlossenheit zu fassen. Und der Mensch, der nicht gewöhnt ist, seinen Körper zu beherrschen, ganz falsch empfindet, gar kein Gefühl, für die Gründe der Wahrheit hat. Der Wollüstige empfindet bey der besten

Predigt,

Predigt, nicht die Vorstellungen, die ihm gethan werden, sondern immer nur die Bilder, die seine, durch die Unordnung des Körpers, erhitzte Einbildungskraft hervorbringt. Das Exempel davon haben Sie ja gestern gesehen.

J. Das ich nicht weiß.

Kr. Von Wollust zwar haben Sie kein Exempel gehabt, aber von Unfreundlichkeit und mürrischem Wesen.

J. Je nu —

Kr. Je nu, Sie entschuldigen halt Ihren Bruder, so lange Sie ihn entschuldigen können. Ich weiß aber gar zu wohl, was ich gestern gethan habe. Sie kamen zu mir, in der edeln Absicht mich zu trösten. Ihr Anstand, Ihre liebevolle Miene, Ihr herzlicher Gruß sagten mir dieß alles. Glauben Sie aber wohl, daß ich vermögend war es zu verstehen? Die Schärfe, die auf meinen Nerven lag, verstimmte mich so, daß Sie mir als ein habsüchtiger Prediger vorkamen, der nur gekommen wäre, mich zum Genusse des Abendmahls zu bewegen, um dafür das gewöhnliche Accidens einzustreichen. Daher kam die bittere Frage, deren Andenken mir diese Nacht den Schlaf raubte: habe ich Sie rufen lassen?

J.

J. Mein Lieber! Einem Kranken verzeihe ich alles.

Kr. Sagen Sie: einem Elenden, der nicht angeführt ist, seinen Körper zu beherrschen. Seyn Sie versichert, ich liebe alle Menschen. Wenn aber meine Launen kommen, so beleidigt mich jederman, und ich beleidige, bey aller meiner Menschenliebe, alles, was mir nahe kommt. Ist das nicht traurig? Würde ich nicht ein guter Mensch seyn, wenn ich meinen Körper in meiner Gewalt hätte? davon ist mir aber in meiner Jugend nichts gesagt worden. Ueber den wichtigen Spruch des Apostels Paulus: Ich betäube meinen Leib und bezähme ihn, daß ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde, wurde immer weggewischt. — Desto länger wurde ich aber bey den Ausdrücken, Opfer, Gnadenstuhl, Fürbitter und dergleichen uneigentlichen Ausdrücken aufgehalten. So wuchs denn das Pferd immer fort und wurde stark, und der Reuter — der blieb schwach. Habe ich also unrecht, wenn ich von einem Seelsorger fordere, daß er auch dem Leibe müsse helfen können? Könnten Sie meine Glieder dahin bringen, daß

sie ihre Schuldigkeit thäten, könnten Sie meinen Schmerz weichend machen, und meinem Blute die Schärfe benehmen, die meine Gespräche oft so beleidigend machen. Ach — dann wollte ich Sie als einen Mann Gottes betrachten, dem ich meine Besserung und Beruhigung zu danken hätte.

J. Und ich kann doch nicht anders glauben, als daß Sie wirklich schon gebessert und beruhigt sind.

Kr. Das bin ich auch, Gott sey gelobt! Meine Besserung und Beruhigung hilft mir aber soviel, als einem Violinspieler seine Kunst, bey einer Violine, deren Bogen mit Talk bestrichen ist.

J. Gegen dieses Gleichniß liesse sich doch wohl noch Verschiednes einwenden. Da ich aber nicht gekommen bin, um mit Ihnen zu disputiren, sondern etwas zu Ihrer Beruhigung beyzutragen, so will ich Ihnen gern zugeben, daß Ihre Besserung und Beruhigung wirksamer und fühlbarer in einem gesunden Körper als in einem Kranken, wäre. Da nun die Krankheit aber nicht sogleich gehoben werden kann, so machen Sie doch Ihre Sachen so gut, als es Ihnen

in Ihrer gegenwärtigen Lage möglich ist! und hoffen darauf:

Es hat kein Unglück je so lang gewähret,
Es hat doch endlich wieder aufgehöret.

Denken Sie doch, daß alles in der Welt, also auch Krankheit Gottes Schickung sey, die —

Kr. Die vermuthlich deswegen von Gott über mich verhängt ist, daß ich klug werden, und durch das Gefühl des Schmerzes gereitzt werden soll, über seinen Ursprung, und den Mitteln dagegen nachzudenken.

J. Es ist möglich. Die Absichten Gottes sind mannichfaltig. Aber auch alsdann müssen Sie mit dem Apostel Paulus sagen, können: **wir rühmen uns unserer Trübsale.**

Kr. Das denke ich auch, und rühme mich, daß ich durch meinen schrecklichen Schmerz zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß unser Christenthum gar nicht mehr so sey, wie es zu den Zeiten Jesu war. Da wurde nicht nur der Seele, sondern auch dem Leibe geholfen, da wurde noch gelehrt, den Leib zu betäuben und zu bezähmen, das Fleisch zu kreutzigen, da wurde noch gebetet, daß Gott den Geist ganz sammt Seele und Leib unsträflich behalten möge. Itzo will man aber

Bayerische Staatsbibliothek München

blos dem Geiste helfen, bekümmert sich um den Körper nicht, und läßt so insgemein beyde verderben. Aber woher kommts? Christus wählte zu Seelsorgern Leute, die den schärfsten Wahrheitssinn und das rechtschaffenste Herz hatten; bey uns sieht man aber auf beydes sowohl nicht als auf Orthodoxie und Gelehrsamkeit, die beyde ohne Rechtschaffenheit und Verstand gar wohl bestehen können. So wenig Orthodoxie und Gelehrsamkeit zur Führung einer guten Haushaltung hinlänglich sind, so wenig reichten sie auch hin, dem Menschen zu seiner Glückseligkeit zu helfen.

Die Güter zu denen man uns verhelfen will, sind freylich, wie man sagt, unsichtbar — ja wohl unsichtbar, mehrentheils so unsichtbar, daß sie der liebe Gott selbst nicht erkennen kann. Wenn ich so in meinen Gedanken alle Glieder meiner Gemeine —

J. Wie? sind Sie denn Prediger?

Kr. Gewesen, lieber Freund, nun aber abgesetzt. Ich hatte einmal am Pfingstfeste von den Wirkungen des heiligen Geistes gepredigt und gezeigt, sie wären zweyerley: ein gesunder Verstand und ein edeldenkendes Herz. Deswegen bekam ich Verantwortung, sollte revociren, das

wollte ich nicht, und mußte deswegen mein Amt niederlegen, und einem andern geben, der zwar wenig Verstand, aber, wie der Superintendent sagte, destomehr Salbung hatte, der von guten Werken nichts, aber destomehr auf Glauben hielte u. s. w.

J. Sie haben ja aber gar nicht das mindeste mehr von dem Anstriche, der uns Predigern so eigen ist, und der, wenn wir auch den schwarzen Rock ausziehen, durch jede Farbe noch durchschimmert.

Kr. Ja, lieber Herr, wenn man so ein zehn Jahre sich auf der See umhertreibt, bald mit Europäern, bald mit Amerikanern, Afrikanern, Asiaten umgeht, so muß doch wohl am Ende der Anstrich weggewischt werden.

J. Ich bin sehr begierig, Ihre Geschichte zu wissen. Da mir aber meine Geschäfte nicht erlauben, mich länger aufzuhalten, so bin ich so frey, Sie morgen wieder zu besuchen. Habe ich dazu Erlaubniß?

Kr. Vollkommne Erlaubniß. Kommen Sie nur fein bald!

Dritter Besuch.

Da ich den folgenden Tag zu ihn gehen wollte, traf ich ihn vor der Hausthür an, wohin er eben von einem Spatziergange zurückgekommen war.

J. Um des Himmels willen! Wie kommen Sie hierher?

Kr. Ich habe dem Schmerze trotz geboten, und bin so ziemlich Herr über ihn geworden. Mit diesen kranken Füßen bin ich frisch aufgetreten, und diese schmerzhaften Hände habe ich gerieben, habe damit aufgeschlagen. Anfänglich war es mir so empfindlich, daß ich besorgte, ich möchte ohnmächtig werden. Bald aber verminderte sich der Schmerz, und itzo fühle ich sehr wenig davon. Sprechen Sie doch mit mir herein, es ist kalt!

J. Ich wünsche herzlich, daß Ihre Selbstüberwindung für Sie die angenehmsten Folgen haben mag.

Kr. Ich hoffe es. Morgen, geliebts Gott, will ich zu Fuße ein Paar Meilen reisen, da denke ich, soll es schon besser gehen. Itzo bin ich auf ganz andere Gedanken gekommen, habe

Muth, und wo Muth ist, da gelingt es auch. Fortes fortuna adjuvat.

J. Gebe es der gute Gott! Sie sind also wirklich zu Schiffe gewesen?

Kr. Auf Ehre! Ich muß Ihnen sagen, daß ich seit meinen Universitätsjahren einen rechten Enthusiasmus gehabt habe Gutes zu stiften. Da ich den Ruf zum Predigtamte bekam, hielt ich mich für den Glücklichsten auf Gottes Erdboden. Ob mein Dorf gleich sehr unansehnlich war, so wendete ich doch auf meine Predigten so vielen Fleiß, als wenn ich Hofprediger gewesen wäre. Einen großen Theil meiner Zeit brachte ich im Umgange mit meinen Eingepfarrten zu, und hatte dafür die Freude, daß mich die ganze Gemeine als ihren Vater liebte. Die Freude dauerte aber nicht lange, so erfolgte die Absetzung, von der ich Ihnen gestern sagte. Voll Verdruß über die Trennung von Leuten, die ich wie meine Kinder liebte, entschloß ich mich, Missionarius zu werden. In Indien, dachte ich, wirst du den Wirkungskreis finden, der dir hier versagt wird. Dort kannst du doch den Verstand der armen unwissenden Menschen aufklären, und ihre Gesinnung veredeln, ohne Absetzung besorgen zu dürfen.

Mit dieser süssen Vorstellung bestieg ich das Schiff, durchsegelte das Meer; duldete ein Paar Stürme, und etwas vom Scorbut, und glaubte, da ich meinen Fuß auf Indiens Boden setzte, daß ich hier reichen Lohn für dieß alles finden würde.

Kaum hatte ich mich von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten erholt, und die Landessprache gelernt, so gieng ich aus, um Menschen zu finden, denen ich predigen könnte. Ohnweit der Stadt Kumikapolka traf ich eine Gesellschaft Indianer, unter den Palmbäumen an, die eine vergnügte Mahlzeit mit einander hielten. Herr! wie mir da das Herz schlug, das kann ich Ihnen nicht sagen. Vertraulich grüßte ich sie, druckte ihnen die Hände, setzte mich, da sie mich dazu einluden, neben ihnen nieder, und genoß die Datteln, die sie mir anboten. Mein Gespräch lenkte ich sogleich auf die Fruchtbarkeit und den Ueberfluß ihres Landes, und da sie mir hierinne beystimmten, und alle die Producte ihrer Gegend treuherzig erzählten, sagte ich endlich, eins fehlt euch noch, lieben Leute, hier! (indem ich auf die linke Brust zeigte) Als sie Begierde blicken liessen zu wissen, was ich damit sagen wollte:

fuhr ich fort, ihr seyd noch nicht recht ruhig und zufrieden. Ich will, wenn ihr wollt, es euch lehren, wie ihr es anfangen müßt, um recht ruhig und vergnügt zu leben.

Statt der Antwort, brachen sie alle in ein lautes Gelächter aus, das immer von neuen anfieng, wenn ich fragte, warum sie lachten?

Endlich antwortete mir ein alter Mann: „Du wunderst dich, lieber Fremdling, daß wir lachen? Laß dir davon eine Geschichte erzählen. Einmal kam ein Hinkender in ein Land, dessen Einwohner alle gesunde Füße hatten, und sagte: lieben Leute, ihr könnt noch nicht recht gehen, ich will, wenn ihr wollt, euch gehen lehren — da lachten sie ihn alle aus. Weißt du nun wohl, warum wir gelacht haben?"

Ein neues Gelächter folgte auf diese Erzählung. Sobald es aufhörte, sagte ich, also glaubt ihr wohl nicht, daß ich ruhig und zufrieden bin?

Dich kennen wir noch nicht, versetzte der Alte, wohl aber deine Landsleute. Siehe, wenn wir unsere Schale Reiß und eine Schale voll Wasser haben, so sind wir vergnügt. Ihr aber seyd verdrüßlich, wenn gleich der ganze Tisch voll Speisen steht. Der Durst nach Golde plagt euch alle,

und läßt euch nicht froh werden. Ich bin in eurer Stadt gewesen, habe eure Lebensart gesehen, und verlange nicht sie ferner zu sehen. Fast alle Monate erhieng, oder erschoß sich einer von deinen Landsleuten vor Verdruß und Verzweiflung. Ehe ihr dieses Land betratet, wußte man bey meiner Nation noch nicht was Selbstmord war. Nur seitdem ihr da seyd, und uns so viele Drangsale zufügt, hört man bisweilen, daß sich mancher das Leben nimmt. Und das geschieht doch auch itzo noch sehr selten. Kannst du es uns nun wohl verdenken, daß wir lachen?"

J. Beynahe kann ich es den armen Leuten nicht verdenken, und finde das Gleichniß des ehrlichen Alten sehr passend.

Kr. Ich fühlte die Wahrheit desselben ebenfalls, fuhr aber demohnerachtet fort, und sagte: Leute, die dieses thun, sind freylich weder ruhig noch zufrieden — von diesen sollt ihr aber auch nicht lernen.

Und von wem denn sonst? fragte der Alte.

Der Gott der die Sonne gemacht hat, in deren Strahlen wir uns wärmen, sagte ich, sendete einmal einen ganz ausserordentlich, weisen und gütigen Mann, um den Menschen zu sagen,

wie sie glücklich werden sollten, der hieß Jesus Christus.

Ist das der Jesus Christus, fragte der Alte, den deine Landsleute anbeten?

Das ist er, war meine Antwort, auf welche wieder ein lautes Gelächter erfolgte. Doch der Alte winkte den andern, das Lachen einzustellen, und sagte: Laß hören, was du uns von diesem Jesus Christus zu sagen hast.

Sehr viel, fuhr ich fort, und ich hoffe, ihr werdet des Hörens nicht satt werden, wenn ich euch erst nur etwas von ihm gesagt habe. Bedenkt nur, er gebot den Menschen: Du sollt deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Wenn ihr nun alle dieß Gebot befolgtet, wenn jeder für den andern so herzlich sorgte, wie für sich selbst, wenn jeder über des andern Unglück trauerte, wie über sein eignes, was für glückliche Leute würdet ihr dann seyn! Da müßte es sich ja bey euch leben, wie dort oben im Himmel!

J. Da wird er Sie vermuthlich wieder an die Geschichte vom hinkenden Prediger erinnert haben?

Kr. Nicht so gleich. Er, und die ganze Versammlung, schwiegen wirklich einige Zeit,

und senkten die Häupter gegen die Erde, als wenn sie das Gewicht der Wahrheit fühlten. Endlich nahm der Alte wieder das Wort und sagte: Du hast süsse Worte, lieber Fremdling. Aber deine Landsleute haben uns schon so vielmal betrogen, daß du von uns nicht verlangen kannst, daß wir dir trauen sollen.

Ach, antwortete ich, wenn du wüßtest, wie redlich ich es mit dir und mit euch allen meyne! So haben uns, versetzte er, fast alle deine Landsleute gesagt, und haben uns alle betrogen. Wenn wir sie in unsere Hütten aufnehmen, so verführen sie unsere Weiber, und schänden unsere Töchter. Kommen wir zu ihnen, so suchen sie uns durch allerhand List zu ihren Sklaven zu machen. Ein Stück Land nach dem andern nehmen sie uns weg, unsere Nabobs hetzen sie immer gegen einander, und stehen dem bey, der ihnen das mehreste Geld giebt. Dann zerschiessen und zerhauen sie die andern, die nicht soviel Geld geben können, und die ihnen doch kein Leides gethan haben. Schlimmer wenigstens machen wir es nie. Was sollen wir also von euch lernen? Schändung der Weiber und Mädchen? oder Ungerechtigkeit? oder Geitz? oder Grausamkeit?

J. Ja wohl! leider wahr!

Kr. Ich läugne nicht, daß ich dadurch so niedergeschlagen wurde, daß ich kein Wort mehr sagen konnte.

Könnt ihr denn nun fordern, fuhr der Alte fort, daß wir besser werden sollen, als ihr seyd?

Bey diesen Worten stund er auf, seine Gesellschaft that ein gleiches, und ich blieb einsam, wie vom Donner gerührt, sitzen. Nachdem ich mich wieder erholt hatte, wankte ich nach der Stadt zu, machte zwar in der Folge noch einige Versuche, mit meinen Lehren Eingang zu finden, die aber alle eben so fruchtlos abliefen.

Ich entschloß mich also, mich an die Sklaven zu wenden. Der Gedanke durch Vortragung der himmlischen Lehre Jesu etwas zur Milderung des Elends dieser Unglücklichen beytragen zu können, begeisterte mich. Wirklich war ich so glücklich bey ihnen Eingang zu finden. Was dem von Durst Lechzenden ein Becher frisches Wasser ist, das war ihnen der Trost, den Jesus den armen leidenden Menschen hinterlassen hat. Nach wenigen Wochen hatte ich täglich gegen achzig bis hundert Zuhörer, die alle begierig meinen Vortrag anhörten.

J. Nun das freuet mich. In diesem Kreise werden Sie leicht alles Ihnen zugestoßne Ungemach haben vergessen können.

Kr. Das würde auch geschehen seyn, aber — wissen Sie wohl, was die Sache für eine Wendung bekam?

J. Die Sklaven wurden vielleicht wankelmüthig?

Kr. Bewahre Gott! die hätten sich für mich aufgeopfert. Der Gouverneur ließ mir den fernern Unterricht, bey Gefängnißstrafe verbieten. Er ließ mich vor sich fodern, ließ mich hart an, fragte, wer mir befohlen habe, den Hunden, den Sklaven, das Evangelium zu predigen? ob ich kein Gewissen hätte? ob ich nicht wisse, wie theuer diese Hunde ihren Herren zu stehen kämen? ob ich nicht wisse, daß ich sie durch den Unterricht von ihren Arbeiten abzöge, und daß sie frey würden, wenn sie zum Christenthume träten?

Ich antwortete hierauf alles, was ein vernünftiger Mann antworten kann, aber umsonst. Der christliche Gouverneur wurde so wüthend, daß er mich bey der Gurgel faßte, und die Treppe herunter warf. Von allen Seiten wurde ich gemißhandelt. Da ich demohnerachtet fortfuhr,

bey jeder Gelegenheit meinen Unterricht fortzusetzen, so kam ich, sollten Sie so etwas himmelschreyendes wohl glauben? so kam ich ins Gefängniß.

J. Entsetzlich! Unglaublich!

Kr. Es ist aber so. In ein Gefängniß kam ich, das so unflätig, so ungesund, so finster war, daß mir die Glieder beben, wenn ich itzo noch daran denke.

J. Armer Mann!

Kr. Ich hätte lebendig verfaulen müssen, wenn mir Gott nicht noch einen glücklichen Einfall eingegeben hätte. Ich bat nämlich den Gefängnißwärter, er möchte dem Gouverneur sagen, ich wollte nie wieder den Sklaven etwas von der christlichen Religion sagen, er solle mir nur meine Freyheit schenken, so wollte ich Soldat werden. Dieß verschaffte mir meine Freyheit.

J. Die Ihnen wohl wenig Freude wird gemacht haben. Denn wenn Sie werden bedacht haben —

Kr. Daß ich sie durch Verletzung meiner Pflicht erkauft hätte? Aber mein Gott, was kann denn das helfen! Wenn ich nicht so gehandelt hätte, so wäre ich ja längst verfault, und

hätte gar nichts mehr für die Welt thun können. So lebe ich doch noch, und kann noch einiges Gute stiften. Genug, ich wurde Soldat, und trug großmüthig zwey Monate lang alles Ungemach, das mit diesem Stande verknüpft ist. Dann trug sich ein schrecklicher Auftritt zu, den ich Ihnen nur ganz kurz erzählen will, weil es mir schlechterdings unmöglich ist, diese scheußliche Handlung auszumahlen. Die Chinesen sind in Indien, was bey uns die Juden sind. Durch Fleiß und übertriebne Sparsamkeit hatten sie sich großen Reichthum erworben. Darnach gelüstete dem Gouverneur. Als also einmal diese unglücklichen Leute, außer der Stadt, ein Fest feyerten, und deswegen größtentheils ausgezogen waren, ließ er die Thore schliessen, überredete die Soldaten, die Chinesen hätten eine Rebellion vor, ließ diejenigen, die vor dem Thore waren und erst mit gelinden Worten, dann etwas ungestüm forderten, eingelassen zu werden, niederschiessen, und da die Zurückgebliebenen, durch den Anblick der entsetzlichen Grausamkeit, die man an ihren Brüdern verübte, aufgebracht, schrien und in der Verzweiflung zu den Waffen griffen, so ließ er sie alle niederhauen, verschonte des Weibes,

des unschuldigen Kindes nicht! Denken Sie, mein Herr, wie mir zu Muthe seyn mußte, wann ich hier einem Weibe, das auf den Knieen lag und um Barmherzigkeit flehete, den Kopf spalten, dort den Säugling durchstechen sahe!

J. O hören Sie auf, ich bitte Sie, dieß scheußliche Gemählde auszumahlen — ich halte es nicht aus.

Kr. Und ich noch weniger. Genug, da nun alle Straßen mit Leichen bedeckt waren, wurden die Häuser sämmtlicher Unglücklichen geplündert! Ha! wie schämte ich mich ein Europäer, ein Christ zu seyn, wenn ich meine Landsleute und Glaubensgenossen mit blutigen Händen die Beutel und Kostbarkeiten in die Höhe halten sahe, die sie geraubt hatten, und sich einander Glückwünsche zubrüllen hörte. Ich schlich schüchtern umher, um einen Winkel zu finden, wohin ich mich vor aller Welt verbergen könnte.

Da fand ich einen Beutel mit Brillanten, dessen Werth ich nicht zu bestimmen vermag, hob ihn auf, war unentschlossen, ob ich ihn in Koth treten oder behalten, oder liegen lassen sollte. Endlich da es mir doch unmöglich war, ihn seinem Eigenthümer wieder zuzustellen, steckte ich ihn

in der Absicht zu mir, um einen guten Gebrauch davon zu machen.

Nach einigen Tagen, da das Morden und Plündern zu Ende war, und die christliche Garnison sich den viehischten Ausschweifungen überließ, gieng ich mit dem Beutel, nachdem ich einige der größten Brillanten herausgenommen hatte, zum Gouverneur, und fragte, wie viel ich zahlen müßte, um meinen Abschied zu bekommen? Zweyhundert Stück Ducaten, war seine Antwort. Geld, sagte ich, habe ich nicht — aber diesen Beutel biete ich Ihnen an, wenn Sie mir meinen Freyheitsbrief ertheilen wollen.

Mit gierigen Augen schüttete er den Beutel aus, durchsuchte mit zitternden Händen die Edelsteine, dann schloß er sie in seinen Coffre, und ließ meinen Abschied schreiben.

Noch denselbigen Tag gieng ich zur Stadt hinaus nach den Hafen zu, um da ein Schiff zu finden, mit dem ich von diesem Platze segeln könnte, der von unschuldigem Blute dampfte, weil es mir immer war, als wenn die Erde sich aufthun, und die mord- und raubgierigen Ungeheuer verschlingen müßte. Ich fand da ein Schiff, das die Welt umsegelte, lief freudig zum Capi-

tain, bat ihn, mich in seine Gesellschaft zu nehmen, verkaufte ihm einen meiner Brillanten, kaufte dafür verschiedene nothwendige Bedürfnisse, und segelte dann mit ihm ab.

J. Gott Lob und Dank, daß sie von diesem Schauplatze des Grausens weg sind. Hat mir doch vor Entsetzen, während ihrer Erzählung, die Zunge an dem Gaumen geklebt!

Kr. Gott Lob und Dank, sagte ich auch, sobald ich Indiens Ufer aus dem Gesichte verlohr, suchte einen Winkel in der Kajüte, wo ich den Augen der Schiffsgesellschaft verborgen war, fiel auf meine Knie, dankte Gott für meine Errettung, und empfahl mich seinem fernern Schutz.

J. Wie gern hörte ich nun die Beschreibung aller der Merkwürdigkeiten an, die Ihnen auf dieser Reise zugestoßen sind. Meine Geschäfte erlauben mir es aber nicht. Haben Sie also die Gütigkeit, und beantworten mir nur eine Frage: Wie war der Charakter der wilden Nationen, die sie auf Ihrer Reise antrafen, beschaffen?

Kr. Darauf kann ich geradezu nicht antworten. Wir müssen unterscheiden die Nationen, die zuvor mit den Europäern Umgang hatten, von denen, die wir das erstemal besuchten.

Jene waren durchgängig treulos, tückisch und boshaft, vermuthlich wegen der himmelschreyenden Ungerechtigkeiten, die sie von den Europäern hatten dulden müssen.

J. Schöne Ehre für Europa!

Kr. Die übrigen aber waren zwar unwissend und roh in ihren Sitten, aber doch fast immer ehrlich und gefällig. So oft wir an einer neuentdeckten Insel landeten, und durch kleine Geschenke das Zutrauen der schüchternen Einwohner gewonnen hatten, beeiferten sie sich, uns mit Fischen und frischem Wasser zu versehen. O Freund! wie oft bin ich gerührt worden, wenn ich das Bestreben solcher Leute sahe, die nie Unterricht in der Moral erhielten, uns den Aufenthalt bey sich recht angenehm zu machen!

J. Wie stimmt denn aber damit überein, was fast alle Reisebeschreibungen sagen — daß die Reisenden von den Wilden wären hintergangen, und oft auf eine wirklich meuchelmörderische Art umgebracht worden?

Kr. Die Reisebeschreiber erzählen insgemein nur das, was sie von den Wilden erlitten haben, verschweigen aber listig die Kränkungen, die sie ihnen erst zufügten.

Hat jemals eine Schiffsgesellschaft von den Wilden leiden müssen, so war es gewiß die unsrige. Ich selbst habe durch den Schlag eines Wilden diese meine Zähne verlohren, und diese Schramme, hier über dem linken Backen, rührt auch noch von einer Wunde her, die mir ein Wilder mit einem hölzernen Schwerde beybrachte. Demohngeachtet werde ich dem Charakter der Wilden gegen jederman das Wort reden.

Einmal, das gestehe ich Ihnen, griffen uns die Bewohner der Insel Uralka, da wir friedlich bey ihnen landen wollten, ganz ohne Ursach an, rollten von den Gebürgen, die ihre Insel einschlossen, so viele und große Steine herab, daß es uns unmöglich war an das Land zu steigen. War denn aber dieß unrecht? War diese Insel nicht ihre Wohnung? und hat nicht jeder Mensch das Recht andern, die ihm verdächtig scheinen, den Zutritt zu seiner Wohnung zu verwehren?

J. Richtig! unsere christlichen Kanonen feuern ja auch auf die Schiffe, die ihnen verdächtig sind, von denen sie z. E. besorgen, sie möchten mit der Pest angesteckt seyn.

Kr. Alle übrige Nationen, die ich kennen lernte, sind durch unsere Ungerechtigkeiten und

Niederträchtigkeiten gereitzt worden, uns anzugreifen. Wohl an vier und zwanzig Inseln in der Südsee bin ich gelandet, und die Geschichte unserer Landungen ist fast immer die nämliche. Bey unserm Austritt an das Land flohen die Bewohner mehrentheils schüchtern, und beobachteten aus Gebüschen und von Bergen unsere Handlungen; dann warfen wir ihnen Geschenke zu, sie liefen schüchtern herbey, holten, besahen sie, kamen näher, es wurden ihnen neue Geschenke gegeben, dieß machte sie noch zutraulicher, sie fiengen nun an unser Schiff zu besuchen, brachten von den Producten ihres Landes, was wir verlangten — da war allemal Herrlichkeit und Freude! Wenn man nun auf diese Art rechtschaffen mit diesen unschuldigen Leuten fortgehandeit hätte, hätte man nicht von ihnen den größten Vortheil ziehen, ihre wichtigsten Producte, gegen Kleinigkeiten eintauschen, und sie nach und nach auf eine sanfte Art gesittet machen können? Aber daran war nicht zu denken. Au weh!

J. Was fehlt Ihnen denn?

Kr. Die gichterische Materie fährt mir wieder in alle Glieder, wenn ich an alle die Kränkungen denke, die meine gesittet seynwollende

Landsleute, diesen ungesitteten Menschen zufügten. Sehen Sie! wie meine Hände zittern? Ich will Ihnen nur alles mit wenigen Worten sagen. Das erste, was das Schiffsvolk that, war, daß es sich der Weiber und Mädchen bemächtigte, und sie schändete.

J. Sollten rohe Nationen, deren Gefühl noch nicht verfeinert ist, wohl dieses hoch aufnehmen?

Kr. Wenigstens so hoch als ein Hund, wenn ihm ein anderer seine Hündin entzieht. Er billt und beißt. Gemeiniglich liessen die Unglücklichen uns ihren Groll merken und fühlen, sobald dergleichen Ungerechtigkeiten vorgefallen waren, und sie wurden wie rasend, wenn sie merkten, daß unsere saubern Matrosen ihren Weibern das venerische Gift mitgetheilt hatten.

J. Davon habe ich gelesen. Ganze Nationen sollen ja durch die Europäer seyn vergiftet worden?

Kr. In ganz Südindien hat unsere Schiffsgesellschaft durch die venerischen Krankheiten die dort, seit unserm Besuche, wüten, den Europäern eine Schandsäule errichtet. Setzen Sie sich doch an die Stelle dieser armen Leute! Denken

Sie sich doch, daß ungebetne Gäste sich bey ihnen einquartirten, daß sie zur Dankbarkeit für die gütige Aufnahme ihr Weib und ihre Töchter verführten, ungesund machten, und ihrem Körper unvermuthet die schrecklichste Verwesung mittheilten — Hätten Sie nicht Lust diesen Unmenschen die Schädel zu zerschmettern?

J. Gott bewahre mein Haus für so einem Schicksale. Aber in diesem Falle Sanftmuth zu beweisen, ich gestehe es Ihnen, das würde meine Kräfte übersteigen.

Kr. Und Sie sind doch ein Mann, der gute Grundsätze hat. Wie kann man es denn Leuten, die ganz ohne moralische Grundsätze sind, verdenken, wenn sie die schrecklichste Rache von denen nehmen, die ihr kleines Glück gänzlich zerstören?

Gesetzt aber, daß manche dumm genug waren, diese Kränkungen zu ertragen, so erfolgten bald neue — man forderte ihnen Schutzgeld ab — man verlangte, daß sie einen jährlichen Tribut an Thierhäuten für den Schutz bezahlen sollten, den man ihnen angedeihen liesse.

J. Gegen wen erhielten denn diese armen Leute Schutz?

Kr. Das weiß ich nicht. Seitdem die Welt steht, hatten sie noch keinen auswärtigen Feind gesehen, gegen den sie unsers Schutzes bedurft hätten — und gegen ihre Nachbarn, die sie bisweilen beunruhigten, sie zu schützen, waren wir, wegen unserer großen Entfernung, nicht vermögend. Dem allen ohngeachtet, mußten sie Schutzgeld bezahlen. Mußte eine so offenbare Ungerechtigkeit sie nicht äusserst erbittern?

Was aber das schlimmste war, so quartirten wir uns oft bey ihnen zwey bis drey Monate ein, fiengen ihnen ihre Füchse und Fischottern weg, die ihre einzige Nahrung waren, von denen allein sie ihre Kleidung nahmen. Wenn nun die Unglücklichen, diese Grausamkeit sahen — wenn sie die Klagen ihrer Weiber und Kinder hörten, die durch uns Räuber in Gefahr gesetzt wurden, vor Hunger und Kälte umzukommen, war es nicht Pflicht — heilige — dem Vaterland schuldige Pflicht sich zu widersetzen, und die Räuber zu ermorden, die ihrer und ihrer Kinder Nahrung und Kleidung an sich rissen?

J. Alles gut! Nur gefällt es mir nicht, daß sie immer tückisch dabey zu Werke gegangen sind, und unter der Larve der Freundschaft ihre

Gäste in den Fallstrick gelocket haben. Pfui! das ist schlecht gehandelt! das ist niederträchtig.

Kr. Brav ist es! Brav, lieber Freund! der Mann, der unsern Schiffslieutenant, nebst zwanzig Mann zu sich einladen ließ, uns hernach auf eine listige Art von einander trennte, dann einem nach dem andern den Schädel zerschmettern ließ, und auch mich niedergeschlagen hätte, wenn nicht eine besondere Vorsehung mich rettete — der verdient besungen zu werden, eine Ehrensäule verdient er!

I. Eine Schandsäule wollen Sie sagen.

Kr. Herr! eine Ehrensäule sage ich. Sehn Sie, bey dieser Gelegenheit habe ich meine sämmtlichen Vorderzähne eingebüßt, habe diesen Hieb ins Gesicht bekommen, man hat uns treulos behandelt, man lud, wie gesagt, uns zu einem der Oberhäupter der Insel Owernika ein, man stellte Spiele an, machte uns sicher, lockte uns in verschiedne Gegenden, und da wir getrennt waren, sprangen aus den Büschen Schaaren von zwanzig bis dreyßig Menschen heraus, fielen unsere getrennten Leute an, schlugen sie alle nieder und auch mich würden sie getödtet haben, wenn ich mich nicht gerade am Ufer befunden hätte,

und so glücklich gewesen wäre, ein Boot zu erreichen, auf dem ich ihnen entflohe. Und doch behaupte ich, sie handelten als brave Leute.

J. Den Beweiß zu hören bin ich begierig.

Kr. Er ist leicht, sehr leicht. Wir handelten schlecht, niederträchtig, grausam gegen die Unglücklichen. Mit Flinten, Kanonen, Bajonetten und Säbeln kamen wir zu den Wehrlosen, waren so indiscret, daß wir ihnen ihre Nahrung und Kleider raubten. Waren wir also nicht wirkliche Räuber? gaben wir ihnen nicht selber das Recht in die Hände, uns als Räuber zu behandeln? Und einen Räuber zu erlegen sind alle Mittel, die sonst ungerecht scheinen, erlaubt. Ueberdieß waren sie wehrlos und wir bewafnet. Unsere Waffen waren Flinten und Kanonen; die ihrigen waren, außer ihren elenden Bogen und Pfeilen, Betrug und Falschheit. Wir brauchten unsere Waffen gegen sie — warum will man es ihnen denn übelnehmen, wenn sie die ihrigen gegen uns brauchten?

J. Wenn ich die Sache von dieser Seite betrachte, so muß ich Ihnen freylich recht geben. Wenn der Schwache von dem Starken gemißhan-

delt wird — was kann er ihm anders entgegen setzen, als List?

Kr. So muß schon der Bewohner der Insel Owernika urtheilen. Aber nun, mein Bester, Prediger der Religion Jesu, wenn wir die Aufführung unserer Landsleute nach den Grundsätzen der christlichen Lehre beurtheilen — was für Ungeheuer — was für Scheusale sind sie! Da singen sie:

Wir sind Bürger einer Welt,
Kinder eines Vaters — Brüder!

Sollte man nicht von Leuten, die so herrliche Grundsätze gelernt haben, erwarten, sie würden ihre Vorzüge mit den dürftigen Brüdern theilen? sollte man nicht erwarten, sie würden ihre Kanonen zum Schutz wehrloser Brüder brauchen? mit ihrem Verstande den Einfältigen rathen? von ihrem Ueberflusse ihnen etwas zukommen lassen? Sollte man nicht meynen, sie würden von den Rindern, Schaafen und Ziegen, mit denen Gott sie überflüßig segnete, den dürftigen Brüdern, die keine Nahrung haben, als das Fleisch der Thiere, die sie erlegen, und keine Kleidung, als ihre Felle, einige Stücke zuführen, und sie belehren, einen guten Gebrauch davon zu machen? Ach Gott!

statt dessen kommen die Elenden, die von nichts als Bruderliebe reden, predigen, singen, und brauchen ihre Waffen um die schwachen Brüder zu schrecken, brauchen ihren Verstand um die Unwissenden zu unterjochen, behalten ihren Reichthum für sich, und reissen dem Dürftigen seinen Bissen Fleisch aus dem Munde, und rauben ihm die dürftige Decke, unter der er seine Glieder gegen die Strenge des Frostes zu schützen suchte.

Segen Gottes über den edeln Bewohner von Owernika, der zuerst Muth und Entschlossenheit hatte, den Europäern den Schädel zu zerschmettern, und seines Vaterlands Freyheit zu erhalten!

Gott erbarme dich! Mein Schmerz kommt wieder. Das Aergerniß über die Grausamkeiten, die ich Ihnen erzählt habe, hat meine Nerven zu sehr angegriffen. Verlassen Sie mich! ich bitte Sie.

Ich gab seiner Bitte, wie wohl ungern, nach, verließ ihn und erfuhr, da ich ihn den andern Tag wieder besuchen wollte, daß er abgereist sey, und wie man mich versicherte, seine Reise zu Fuße angetreten habe.

Fünfter Brief.

Die Diakonusin Rollow an ihren Mann.

Carlsberg den 1sten Febr.

Mein lieber Mann!

Dießmal ohne Dich und meine lieben Kinder gereist, und in meinem Leben nicht wieder! Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ängstlich ich auf dem ganzen Wege gewesen bin. Der Carl läuft immer zu Helders Kindern, und da sieht und hört er nichts Gutes. Und der Louis legt sich immer zu weit zum Fenster heraus. Gieb ja auf sie Achtung, lieber, guter Mann! Willst Du? Sieh, Deine Kinder sind Dir ja näher als jeder andere. Vernachläßige sie ja nicht!

Ich habe Dich hundertmal bey mich gewünscht. Wenn ich den Postknecht bezahlen, wenn ich mit dem Postmeister rechnen mußte, wenn ich in Gesellschaft mit fremden Mannspersonen kam — ach da habe ich gar vielmal Dich zu mich gewünscht. Es ist doch wirklich als wenn wir Weiber ohne euch Männer nicht leben könnten. Wenn ich doch nur schon wieder bey Dich wäre, und bey

meinen lieben Kindern. Küsse sie alle in meinem Namen, und gieb jedem etwas von beyliegendem Confecte, den ich für sie eingekauft habe. Dem Louis gieb nur wenig. Ich habe bemerkt, daß er einen Ansatz zu schwarzen Zähnen hat.

Nun hör einmal, wie es mich gegangen ist. In Troppenheim wollten wir die Pferde wechseln, konnten aber keine bekommen, weil der Fürst von Zillrich mit seiner Braut eben durchfuhr, und alle Pferde im ganzen Orte in Beschlag genommen hatte. Er hatte wohl hundert Personen bey sich. Das war recht gut, daß ich mit Henrietten eine halbe Stunde zuvor gekommen war, und ein Stübchen für uns gemiethet hatte. Ich wäre des Todes gewesen, wenn ich unter den vielen Leuten hätte seyn sollen. Da sie sich alle auf die Pferde und in die Wagen gesetzt hatten, trieb mich und Henrietten die Neugier, daß wir in die Hausthür traten und ihnen nachsahen. Spotte deswegen, mein Lieber, nur nicht über Deine Frau, Du hättest es gewiß eben nicht anders gemacht, wenn Du an meiner Stelle gewesen wärest.

Da wir nun so in der Thür stunden, kamen ein Paar Bürger und traten neben uns. Wir thaten

thaten nicht als wenn wir sie bemerkten, und sie fiengen an über diesen fürstlichen Zug zu urtheilen.

Ich will doch sehen, was ich davon behalten habe und es niederschreiben. Ich habe ohnedieß Langeweile: denn ich will es Dir nur sagen, der Herr von Carlsberg ist nach Carmin gereiset, der Himmel weiß, wenn er zurückkommt. Ich kann ja also nichts bessers thun, als an Dich schreiben.

Was das für ein Schwall Leute ist, sagte der eine Bürger, du lieber Gott! und die zehren nun alle von dem Bürger und Bauer, und kein allereinziger giebt sich etwa die Mühe selbst etwas Lebensmittel anzubauen. Wenn man nun noch dazu rechnet die vielen Frauen in frisirten Köpfen, ihre Töchter, die Professer, die Advocaten, die Edelleute, die Barone, die Docter, die Pfarrer, die Studenten, die Soldaten — tausend Element, Herr Gevatter! wenn davon jedes nur ein Stück Garten anbauete, zehn Fuß lang und zehn Fuß breit; wenn nur jedes alle Jahre ein Paar Schuhe, Strümpfe oder Stühle machte, was für einen Ueberfluß an allen Sachen müßte es da geben! So aber brauchen diese Leute alle ihre

Arme

Arme zu nichts, als daß sie schreiben, in Büchern blättern, an sich putzen, und die Muskete schwenken. Da frage nun der Mensch, woher die Armuth kömmt! Da soll der Bürger und der Bauer alles mit seinen Knochen erzwingen — und das ist doch die pure Unmöglichkeit. Und wenn wir alle arbeiteten, daß das Blut unter den Nägeln vorgienge, so sind wir ja doch nicht capabel, so vieles herbeyzuschaffen, als das Volk da ißt, trinkt und verwüstet.

Was meynen Sie dazu, Mamsell? sagte er zu Henrietten.

Ich kann nicht davon urtheilen, antwortete diese, gieng ab, und ich folgte ihr nach.

Da wir nicht wußten, was wir vornehmen sollten, so baten wir den Wirth, uns in dem Städtchen herumzuführen. Wir fanden nichts, das uns merkwürdig war, außer einer Dame, die, wie man sagte, die Amtmännin war, die ein Bologneser Hündchen in der Saloppe trug, und ihr Kind durch die Amme hinter sich her tragen ließ. Vermuthlich glaubte sie einen Hund zu tragen, ließe vornehm, und sein Kind zu tragen, wäre pöbelhaft.

Armer Mann! wie bedaure ich dich, daß Du eine so pöbelhafte Frau hast, aus der Du auch wohl nie eine vornehme Frau ziehen wirst. Meine Kinder werden Lebenslang bey mir den Vorzug vor unserer Spadille haben. Das kann ich nun einmal nicht ändern. Gefällt dir dieses nicht, so mußt du dich halt von mich scheiden lassen.

Am Ende kamen wir zu dem Kirchhofe. Da wir hier viele Leichensteine antrafen, so trieb mich die Neugier an, sie zu besehen. Der größte war eine dreyeckichte Pyramide von Marmor, die, wie sie versicherte, die Gebeine eines edeldenkenden Christen und Bürgers bedeckte, der der Witwen Schutz, der Waisen Vater und der Versorger der Armen war. Ich betrachtete sie mit Henrietten voll Rührung, pries den Edeln, der sich einen solchen Nachruhm erworben hatte, und Henriette und ich, liessen, wie wir Weiber bey solchen Gelegenheiten zu thun pflegen, einige Thränen auf das Grab fallen.

Wer hat, fragte ich, mit nassen Augen, meinen Begleiter, dieses ehrenvolle Denkmal errichten lassen?

Der Sohn des seligen Herrn Koliz, war seine Antwort?

Kann er mir, fragte ich weiter, die Wittwen nicht nennen, die er beschützte, die Waisen deren Vater er war, die Armen, die er versorgte? O rede er doch, lieber Mann! wir wollen einige von ihnen besuchen, und aus ihrem Munde des Seligen Lob hören. Es ist so erbaulich —

Er lächelte und zuckte die Achseln.

Warum spricht er denn nicht? fragte ich weiter, antworte er doch!

Er war, sagte er, mit bittrer Miene, wirklich ein Vater der Wittwen, Waisen und Armen.

Aber warum sagt er denn dieß alles so spöttisch?

E. Je nu! Wer Wittwen, Waisen und Arme macht, ist denn der nicht ihr Vater?

J. Ich weiß nicht, was er damit sagen will, spreche er doch deutlicher!

E. Wenn Sie es haben wollen, so will ich ganz deutlich sprechen. Der gottloseste Mensch, der seit funfzig Jahren in Troppenheim gelebt hat, war der Koliz, dessen Knochen unter diesem Steine verfaulen.

J. Das wäre entsetzlich!

E. Es ist nicht anders. Sehn Sie, Madame, er war ein Fabrikant, mehr als hundert

Meister und Gesellen mußten für ihn arbeiten — die druckte er alle bis aufs Blut. Wenn sie ihm Waare brachten, so wußte er allenthalben einen Tadel, zog da einen halben Gulden, dort vier Groschen ab, bezahlte alsdenn mit Louisd'or, an denen 6 bis 8 As fehlten, ließ ganze Fässer voll Scheidemünze kommen, die in andern Ländern verschlagen war, und zwang die armen Leute, die für ihn arbeiteten, sie für voll zu nehmen. Wann nun das Land mit diesem Bettelgelde überschwemmt war, so verschlug es der Fürst, und die armen Leute, denen er es aufgedrungen hatte, mußten es einbüßen. Jedes hübsche Mädchen, das er sahe, suchte er in seine Fabrik zu ziehen, schwängerte es und soldete es hernach mit einigen Pistolets ab. Sehn Sie, Madame, so wurde der Herr Koliz ein reicher Mann, ein Vater der Wittwen, Waisen und Armen. Alle Jahre grämten sich einige seiner Arbeiter zu Tode, alle Jahre machte er Wittwen, Waisen und Arme.

J. Aber, sag er mir doch, ist denn das alles auch wahr?

E. So wahr der Himmel über mir ist. Wenn Sie mir nicht glauben wollen, so fragen

Sie doch den ersten, den besten, Bürger der Ihnen begegnet!

J. Sag er mir doch, lieber Freund, erlaubt es denn die Obrigkeit, daß eine so offenbare Lüge in Stein darf gehauen werden?

E. Die Obrigkeit bekümmert sich darum nicht, wenn die ihre Steuern und Accise ordentlich bekommt, da ist sie zufrieden. Wer halt das Geld hat, läßt seinem Vater, seinem Ehegatten, oder seinem Kinde, einen Leichenstein setzen, und Lobsprüche darauf hauen, und wer es nicht hat, der muß es bleiben lassen.

E. Also ein ehrlicher, braver Mann, eine rechtschaffne Frau, die für Troppenheim sechs bis acht Kinder gut erzogen hat, bekommen keine Leichensteine, wenn sie arm sind?

E. Hölzerne Kreuze, für acht oder zwölf Groschen, werden auf ihr Grab gesteckt. Woher soll denn die arme Familie das Geld zu einem Leichensteine bekommen? Wenn er recht gut seyn soll, wie des Herrn Koliz seiner, so setzt man ihn ja nicht unter hundert und funfzig Thalern hin.

J. Aber wenn nun ein Bürger, oder eine Bürgerin, recht gut ist, recht viel Gutes stiftet, errichtet denn da nicht etwa die Bürgerschaft auf

öffentliche Kosten, oder der Fürst, aus seinem Beutel, ihm ein Denkmahl?

E. Ich versteh Sie nicht, liebe Madame!

J. Er versteht mich nicht?

E. Nicht ein Wort!

J. Nun so gebe er denn Achtung! Er ist ein Gastwirth.

E. Zu dienen Madame!

J. Wenn er nun ein recht guter Gastwirth wäre, ließe seinen Gasthof recht schön ausbauen, schaffte gutes Brod und Bier bey, beherbergte arme Reisende umsonst, verschaffte durch seine gute Wirthschaft den Troppenheimern mehr Nahrung, hinterließe drey bis vier guterzogne Kinder — verdiente er da nicht ein Denkmahl?

E. Ey das wollte ich meynen.

J. Wenn nun aber seine Kinder nicht soviel Geld hätten, daß sie ihm so eine Pyramide könnten errichten lassen, wie der Herr Koliz bekommen hat, glaubt er denn nicht, daß die Bürgerschaft in Troppenheim zusammenlegen, oder der Fürst Geld hergeben würde, daß auf seinem Grabe wenigstens ein hübscher Leichenstein errichtet werden könnte?

E. Ha! ha! ha! Ich glaube, wenn ich einen Gasthof hinstellte, so groß, als halb Troppenheim, es dächte kein Mensch dran, nur ein hölzernes Kreuz auf mein Grab zu stecken, wenn es meine Kinder nicht thäten!

Ich biß mich in die Lippen und wendete mich von ihm: weil ich mich gar zu sehr darüber ärgerte, daß Geld und Tugend unter den Menschen für einerley gehalten, ja daß ersteres der Tugend immer vorgezogen wird. Auf diese Art dürfen wir beyde wohl nicht auf Denkmähler rechnen. Es mag seyn! wenn nur unser Andenken in den Herzen unserer guten Kinder bleibt, wenn nur diese bisweilen auf unsere Gräber eine Hand voll Blumen werfen, und eine Thräne fallen lassen, so ists ja auch ein Denkmahl — ein herrliches Denkmahl — nicht wahr, Lieber?

Da ich mich nun so umkehrte, bemerkte ich einen Mann, der auf dem Kirchhofe etwas suchte, sich immer schüchtern umsahe, dann ganz verstohlen etwas in einen Sack steckte.

Was muß doch dieser da thun, dachte ich bey mir selbst, ließ Henrietten das Gespräch mit dem Wirthe fortsetzen, und schlich mich leise zu ihm.

Guten Tag! lieber Freund, sagte ich, da ich zu ihm kam, ist er so fleißig?

E. Ah Herr Jemine! ja! ja! Haben Sie sich eine Blessur gemacht? Es ist recht plaisirliches Wetter. Ja!

J. Recht anmuthiges Wetter. Der Schnee ist geschmolzen, das Gras grünt, ich glaube, wenn das Wetter so dauert, daß es bald Veilchen geben wird. Was sucht er denn da?

E. Was halt ein armer Mann zu suchen pflegt. Ich denke nur immer das gute Wetter kommt zu frühe. Ich habe es alle mein Tage gehört, Merzen Grün muß ausdorren oder ausfrieren, und wir schreiben itzo erst Februar, gnädige Frau.

J. Frühling werden wir freylich noch nicht bekommen. Er hat ja hier einen recht großen Sack. Hat er ihn bald voll?

E. Nicht gar! Lieber Gott wir haben itzo gar einen schweren Stand. Der Winter hat das Armuth gar hart gedruckt, gnädige Frau! gar hart! Das Bischen Rechstroh, das wir zusammen gebracht hatten, war vor Weihnachten schon alle. Lieber Gott! Nu Gott behüte Sie!

J. Aber er geht, sage er mir doch, was hat er denn hier in seinem Sacke?

E. Je das kann Sie ja nichts verschlagen, gnädige Frau!

J. (Da er den Sack auf seine Schiebkarre laden wollte, und ein Todtenkopf heraus fiel.) Gott im Himmel! das ist ja ein Todtenkopf! Ich glaube, er sammelt Todtenköpfe ein.

E. Nicht lauter Todtenköpfe, auch andere Knochen aus den Armen und Beinen.

J. Und was thut er denn damit?

E. Ich will Sie alles sagen, aber um Gottes Willen, verrathen Sie mich nicht!

J. Von mir soll niemand etwas erfahren.

E. Sind Sie denn in Willingsleben bekannt?

J. Wo die große Messerfabrik ist?

E. Ganz recht! Sehn Sie, da werden schrecklich viele Messerstiele von Hirschhorn gemacht.

J. Nu?

E. Nu, sehn Sie die Spänen, die da abgehen, die heissen geraspelt Hirschhorn, und die werden hernach verkauft.

J. Ganz gut. Aber was sollen denn dazu die Todtenköpfe?

E. Das will ich Sie sagen. Sehn Sie! die werden drunter geraspelt. Verstehen Sie mich wohl? und das geht hernach in eins. Sonst suche ich auch Knochen auf dem Schindanger zusammen, die kauft man aber nicht so gerne als die Knochen vom Kirchhofe. Sehn Sie, die haben lange in der Erde gelegen, sie haben mehr Bräune, und lassen sich auch leichter raspeln. Sehn Sie, den Kopf da, kann ich mit den Fingern zerkrümeln, das muß ich bey einem Knochen vom Schindanger wohl bleiben lassen. Aber da kommt ein Bürger! Gott behüte Sie! Um Gottes Willen verrathen Sie mich nicht, sonst werde ich braun und blau geschlagen.

Ich verließ diesen Menschen erstaunt, und gieng in tiefen Gedanken nach dem Gasthofe zurück.

Wir giengen früh zu Bette.

Heute, mit Tages Anbruch bekamen wir Postpferde, die uns nach Carlsberg brachten, wo wir zwar Carlsberg, aber leider den Herrn von Carlsberg nicht, fanden.

Des Verwalters Frau empfieng uns sehr höflich und machte, sobald wir abgestiegen waren, Kaffee.

Zwey Tassen genoß ich mit Appetit. Da sie mich aber die dritte anbot, so weigerte ich mich sie anzunehmen, und sagte, daß mich der Kaffee zu viele Wallung mache!

Deswegen, antwortete sie, können Sie ein Dutzend Tassen trinken. Es ist geraspelt Hirschhorn drunter, das schlägt alles nieder.

Geraspelt Hirschhorn? fragte ich, unter dem Kaffee? und zitterte am ganzen Leibe, da ich es fragte, suchte in der Angst ein Fenster, und gab durch dasselbe die zwey genoßnen Tassen wieder von mich.

O lieber Mann! wie schlecht ist doch in der Welt für die Gesundheit der Menschen gesorgt! wenn wir wissen sollten, was wir immer essen und trinken müssen — der Appetit würde uns oft vergehn. Wer weiß, wie manchen Hirnschädel ich schon verschluckt habe.

Leb wohl! und sey mir so treu wie Dir ist

Deine

treue

Rollow.

Sechster Brief.

Der Oberste von Brav an Carln.

Holdersleben den 3ten Febr.

Mein lieber Carl!

Deine lieben Briefe habe ich zeither mit innigem Vergnügen gelesen, weil Sie mich immer mehr von der Theilnehmung überzeugen, mit der Du alles, was um Dich ist, betrachtest. Ich hätte Dir über manche Deiner Aeusserungen Verschiednes zu sagen. Aber Dein letzter Brief, vom 18ten Jenner, den ich, ich weiß nicht warum? heute erst bekommen habe, und der mich sehr erschreckt hat, muß schleunig beantwortet seyn, und verstattet keine Weitläuftigkeit.

Ich wünsche sehr, daß meine Beantwortung unnöthig seyn mag; daß, wenn Du diesen Brief erhältst, Du entweder Deine Henriette wieder erobert, oder Dich überzeugt haben magst, daß es eine andere, als Henriette, gewesen sey, die Deinen Namen rief.

Uebrigens wenn dieser Brief Dich trift, ohne daß Du in dieser Sache Gewißheit hast,

so rathe ich Dir geradezu auf das Landgut Deiner Mutter zu reisen, das itzo unbewohnt ist, und nachzuspüren, was dort paßirt. Ich will sogleich mein Pferd satteln lassen, und Deine Mutter selbst aufsuchen.

Denn, lieber Carl, so sehr ich Dir auch Achtung gegen Deine Mutter empfehle, so muß ich doch gestehen, daß ich sie, wenn Henriette wirklich entführt seyn sollte, im größten Verdacht habe. Sie war anfänglich so sehr, so heftig gegen Deine Verbindung mit ihr, und hernach gleich so freundlich, so zufrieden mit allem. Dieß war, wenn mich nicht alles trügt, Verstellung. Und wo Verstellung ist — da wittere ich Fallstricke. Ehe ich Deinen Brief erhielt, hatte ich schon die nachfolgende Nachricht für Dich aufgesetzt, und lege sie bey, weil sie einmal niedergeschrieben ist.

Gestern Abends hatte ich ein großes Schrecken. Der Wirth schickte mir einen Boten, der ganz außer Odem kam, und mich bat, ich möchte um Gottes Willen den Augenblick in das Wirthshaus kommen — es wären da zwey Fremde, die so heftig aneinander gerathen wären, daß einer von ihnen gewiß das Leben einbüßen müßte,

wenn ihnen nicht augenblicklich Friede geboten würde.

Ich eilte dahin, fand da zwey Reisende, die die Stöcke gegen einander aufgehoben hatten, einander droheten und schimpften, und zwischen ihnen den Wirth, der sie von einander zu bringen, und zu beruhigen suchte.

Ich gab mir Mühe, bey meinem Eintritte in die Stube, mich ganz als Soldat zu zeigen. Die Stellung meines Huts, die Fassung meines Stocks, meine Miene, meine Stimme, mein Gang — alles war so, wie, wenn ich itzo an der Spitze meines Freycorps stünde, unter einen Trupp Feinde träte, und sagen wollte: **Hunde streckt das Gewehr!**

Was giebts hier? fragte ich heftig, mit aufgehobnem Stocke.

Beyde schwiegen, und sahen mich einige Minuten mit Verwunderung an. Dann fragte der eine, wer sind Sie, mein Herr?

Ich bin der Oberste von Brav, war meine Antwort, Erb- und Gerichtsherr von Holdersleben. Als Erb- und Gerichtsherr befehle ich Ihnen, daß Sie mir den Augenblick sagen, was Sie gegen einander haben, oder ich lasse Sie auf

der

der Stelle arretiren. Die Wache ist schon bestellt.

Hierauf fiengen beyde an einander zu schelten, die heftigsten Vorwürfe zu machen, und meinen Beystand zu fordern.

J. Da kann ich nicht durchkommen, meine Herren. Das ist tumultuarisch gehandelt. Einer muß reden. Sie, mein Herr Blaurock, was haben Sie gegen den Herrn Graurock? Sie reden, und jener muß schweigen.

Blr. So hören Sie denn — ich fordere Rache — Rache fordere ich, schreckliche Rache!

Grr. Das belohnte sich wohl die Mühe, um so einer Lumperey willen.

J. Mein Herr! wissen Sie, wo Sie sind? Wissen Sie wen Sie vor sich haben? Sie sind auf meinem Grund und Boden. Sie sind in meiner Gewalt — ich bin hier Gerichtsherr, wenn Sie noch ein Wort reden, ehe ich es Ihnen erlaube, so lasse ich Sie ins Hundeloch werfen. Herr Blaurock sagen Sie, was ist das schreckliche Verbrechen, deswegen Sie von dem Herrn Graurock Rache fordern? Aber reden Sie gelassen! gelassen reden Sie, ich sage es Ihnen.

Blr. Gelassen! wenns möglich wäre gelassen zu seyn. Herr Erb- und Gerichtsherr! wenn man mich beleidigt — wenn man mich schimpft — prügelt — so glaube ich im Stande zu seyn, so schwer es mir fallen möchte, meine Gelassenheit zu behaupten. Aber wenn man meines Vaters Asche entheiligt — Gott! (indem er laut zu weinen anfieng) wenn man meines Vaters Asche entheiligt — wenn man seine Blöse vor den Augen der ganzen Welt aufdeckt, dann bin ich meiner nicht mehr mächtig — dann wüthe ich. Und das thut der Hund hier —

J. Nicht geschimpft, mein Herr! Vergessen Sie nicht, wen Sie vor sich haben.

Blr. Der Mensch hier, hat meines würdigen Vaters Asche entweihet, hat seine Blöse aufgedeckt. Erlauben Sie mir, daß ich Rache nehmen darf — ich bitte Sie um alles, was heilig ist!

J. Ich räche mich nie, und erlaube es also auch nicht, daß sich jemand auf meinem Grund und Boden rächen darf. Das lasse ich, auf Cavaliers Parole, durchaus nicht zu. Sagen Sie mir aber doch, womit hat denn dieser Herr Ihres Vaters Asche entweihet?

Blk. Mein Vater war der berühmte Hofrath Lotkar, von dem Sie ohne Zweifel werden gehört haben.

J. Viel habe ich von ihm gehört, und lauter Gutes — Sie haben einen würdigen Vater gehabt.

Blr. Den habe ich auch gehabt, und ich bin stolz darauf sein Sohn zu seyn. Dieser mein Vater hat sich um ganz Deutschland Verdienst erworben, er hat durch seine Schriften die Aufklärung befördert, die itzo einen großen Theil Deutschlands erleuchtet, er hat das Gefühl der Deutschen für das Erhabne und Schöne geschärft — er hat sich unsterblich gemacht. Jahrhunderte lang würde er ein claßischer Schriftsteller gewesen seyn — und der Mensch da, raubt ihm im Grabe den Ruhm, den sein Fleiß und seine Rechtschaffenheit verdient hatten.

Grr. Wollen Sie mir nicht erlauben, gnädiger Herr, mich zu verantworten?

J. Sobald dieser Herr seine Klage vollendet hat. Sagen Sie also, Herr Lotkar, was hat denn dieser Herr eigentlich gethan, das Ihres Herrn Vaters Ruhm im Grabe raubt?

L. Mein Vater war, wie Sie wissen, ein Schriftsteller. Er arbeitete ausser dem, was er hat drucken lassen, noch verschiednes aus, verschloß es in sein Pult, um es nach einiger Zeit wieder durchsehen, und urtheilen zu können, ob es, nach vorhergegangner Berichtigung, des Drucks werth sey oder nicht. Er hielt sich auch ein Buch, das den Titel führte: Einfälle, in welches er alle seine Herzensangelegenheiten, alles niederschrieb, was er in besonders freudigen und schwermüthigen Stunden dachte. Vermuthlich that er es zu seiner eignen, oder höchstens meiner Belehrung, um daraus den Gang seiner Ideen beurtheilen zu können. Er hatte ferner einen Briefwechsel mit dem Professor Grosser, in dem er, im engsten Vertrauen, ihm seine Meynungen über verschiedene Puncte der Religion entdeckte.

Weil nun dieser Unmensch hier den Auftrag hatte, meines Vaters Verlassenschaft zu inventiren, so durchstört er sein Schreibepult, findet diese Papiere, lockt sie meiner Mutter ab — und — um einige Louisd'or zu gewinnen, ist er so grausam sie drucken zu lassen. Diese Papiere, von denen ich gewiß weiß, daß sie mein Vater, in der Folge mehrentheils würde vernichtet haben.

Gnädi-

Gnädiger Herr! Um Gottes Willen setzen Sie sich an meine Stelle, und sagen, ob ich unrecht thue, wenn ich diesem Nichtswürdigen, den die Habsucht verleitet, eines braven Mannes Asche zu entweihen, die Ribben im Leibe zertrete?

J. Nu, bis es dahin kommt, muß noch Verschiednes untersucht werden. Mein Herr Graurock — wie ist eigentlich Ihr Name?

Gr. Ich bin der Doctor Hiebwitz aus Grünau.

J. Also, mein Herr D. Hiebwitz, was antworten Sie auf die Beschuldigungen, die der Herr Lotkar gegen Sie vorbringt?

H. Ehe ich Ihnen antworte, gnädiger Herr, so erlauben Sie mir, daß ich auch erst eine Frage an Sie thun darf. Habe ich nicht Recht mit meinem Eigenthume zu thun was ich will?

J. Bewahre Gott! das kann ich Ihnen nicht zugestehen. Wenn das gelten sollte, so könnten Sie um zwey Kreuzer ein Bund Schwefel kaufen, welches alsdenn Ihr Eigenthum wäre, könnten es anzünden, in meine Scheuer werfen, mein Landgut in Brand stecken, und alsdenn fragen, habe ich nicht ein Recht, mit meinem Eigenthume zu machen, was ich will? Nein, mein lieber

Herr Hiebwitz, Sie können zwar mit ihrem Eigenthume machen was Sie wollen, aber nie dürfen Sie es so brauchen, daß dadurch ein Dritter im Besitze seines Eigenthums gestört werde.

H. Aber das Jus —

J. Ey, was Jus, was Jus. Hier, mein Herr, (indem ich auf die Stirne zeigte) hier sitzt das Jus. Was der gesunde Menschenverstand als Recht erkennt, das ist Jus. Und der gesunde Menschenverstand sagt, daß ich mein Schwefelbund nicht anzünden, und in eines andern Scheuer werfen darf.

H. Aber, gnädiger Herr! was wollen Sie da mit ihrem Bunde Schwefel? es ist ja die Rede von den hinterlaßnen Papieren des Hofrath Lotkars.

J. Mein Herr! sind Sie ein Gelehrter?

H. Ich bin der Doctor Hiebwitz.

J. Von einem Doctor erwarte ich, daß er verstehn, was ich mit dem Gleichnisse vom Bunde Schwefel sagen will. Nur einem alten Weibe, das mit Schwefel handelt, kann dieß Gleichniß unverständlich seyn. Ohne Umstände, mein Herr! Sind die hinterlaßnen Papiere des sel. Hofraths Lotkar Ihr Eigenthum?

H. Mein rechtmäßiges Eigenthum. Die Wittwe des Hofraths hat mir damit ein Geschenk gemacht.

J. Also konnten Sie mit diesem Ihrem Eigenthume thun was Sie wollten?

H. Das versteht sich.

J. Also konnten Sie diese Papiere auch verbrennen?

J. Und warum nicht? Wer wollte es mir wehren?

J. Und konnten die brennenden Papiere in das Schlafzimmer der Hofräthin werfen, und so ihr Haus anzünden?

H. Nein! wie können Sie mir so etwas zutrauen.

J. Wenn Sie also kein Recht hatten mit den Papieren des sel. Hofraths seiner Wittwe Haus anzuzünden, so hatten Sie auch kein Recht durch Herausgabe derselben, dem sel. Hofrathe seinen Ruhm zu rauben.

J. Das ist doch sonderbar. Ich verstehe nicht, wie das zusammenhängt.

J. Ich bedaure, daß Sie, als ein Doctor, dieß nicht verstehen.

Und nun hören Sie meinen Ausspruch! Sie Herr D. Hiebwitz, haben schlecht gehandelt. Die Manuscripte der Verstorbenen sind heilig. So schlecht es ist, durch Klätschereyen auszubreiten, was ein Freund dem andern ins Ohr sagt, eben so schlecht und noch weit schlechter ist es ganz Deutschland zu entdecken, was ein ehrlicher Mann seinem Pulte anvertrauete. So schlecht es ist die Schwachheiten, die ein ehrlicher Mann begangen hat, vor der ganzen Welt bekannt zu machen, eben so schlecht ist es, die Schwachheiten, die er niedergeschrieben, und seinem Pulte anvertrauet, öffentlich auszubreiten. Sie also, mein Herr Lotkar, haben Ursache sich wegen des Schritts, den der Herr D. Hiebwitz gethan hat, für beleidigt zu halten, und es bringt Ihnen Ehre, daß Sie die Beschimpfung, die Ihrem würdigen Herrn Vater geschehen ist, so hoch aufnehmen. Aber sich durch Schimpfen, Schlagen und Zertreten der Ribben rächen zu wollen, ist unedel, und bringt Ihnen keine Ehre. Sie haben hier kein anderes Forum, vor dem Sie sich vertheidigen können, als das Publikum. Bey dem beklagen Sie sich, zeigen wie ungerecht der Herr Doctor gegen Ihren sel. Vater gehandelt habe, protesti-

ren gegen die Schriften, die ohne Ihres Vaters Bewußtseyn gedruckt wurden, und erklären sie für unächt. Thun Sie es aber ja in gemäßigten Ausdrücken. Wer heftig und grob ist und schimpft, hat vor dem vernünftigdenkenden Publikum allemal Unrecht.

Da Sie aber sehr aufgebracht sind, und ich nicht hoffen darf, daß Sie über Ihren Zorn Herr seyn werden, so lassen Sie sich gefallen, bey mir ein Nachtquartier zu nehmen, damit Sie im Zorne nicht etwa einen Schritt thun, der Sie in der Folge reuet.

Er nahm die Einladung an, folgte mir und D. Hiebwitz sahe uns mit hämischen Blicken nach. In der Unterredung, die ich den Abend über mit dem Herrn Lotkar hatte, habe ich ihn als einen gut gesinnten helldenkenden Mann kennen lernen, dessen wildes Feuer aber noch gewaltig gemäßigt werden muß, wenn er der Welt nützlich werden soll.

Ich bin von ganzem Herzen Dein Dich liebender

von Brav.

Siebender Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Koldingen den 4ten Febr.

Liebster Herr Vetter!

Ich bedaure recht sehr, daß ich Ihnen durch meinen letzten Brief vom 18ten Jenner so große Unruhe verursacht habe. Denn da Sie mich als Vater lieben, so kann Ihnen unmöglich die ängstliche Nachricht, daß Ihres Sohns ganzes irrdisches Glück in Gefahr sey, verlohren zu gehen, gleichgültig gewesen seyn.

Itzo kann ich Ihnen mit Zuverläßigkeit melden, daß das Frauenzimmer, welches mir aus der Kutsche so ängstlich entgegen rief, meine Henriette nicht gewesen ist. Ich habe in Schellingen Pferde genommen, bin bis Kolchis, nebst meinem lieben Wenzel der Kutsche nachgeritten, und da wir sie nicht finden konnten, habe ich Herrn Wenzel aufgetragen, sich zu bemühen sie ausfindig zu machen, ich aber bin gerade zu auf Koldingen geritten, um da von Henrietten nähere Nachricht einzuziehen.

Hier erfuhr ich nun freylich zu meinem Entsetzen, daß Sie abwesend und abgereist sey, um mich zu besuchen. Da ich mich aber nach dem Tage Ihrer Abreise erkundigte, so fand es sich, daß sie damals, da mir die Kutsche begegnete, noch in Koldingen gewesen sey. Wer mir aber nun aus dieser Kutsche zugerufen habe? kann ich bis itzo mit Gewißheit nicht erfahren.

Da ich diese, mir so angenehme, Nachricht erhalten hatte, wollte ich sogleich den andern Tag von meinem lieben Schwiegervater, welches ein sehr ehrlicher, aber eben so sonderbarer, Mann ist, abreisen. Aber der Diakonus Rollow, dem ich sogleich meine Ankunft melden ließ, und der mich den folgenden Morgen besuchte, widerrieth es mir, und sagte, weil es ungewiß wäre, ob Henriette den Rückweg wieder über Carlsberg nehmen, oder geradezu auf Koldingen reisen werde, so könnte ich sie leicht verfehlen, und es wäre also das Sicherste, sie in Koldingen zu erwarten.

Ich habe mich also dazu entschlossen, ob ich gleich glaube, daß ich es nicht aushalten kann, wenn sie noch zwey Tage aussen bleiben sollte.

Um mir die unausstehlich lange Zeit zu verkürzen, will ich Ihnen doch die Abentheuer erzählen, die ich auf meiner Reise befunden habe.

Da ich von Schellingen mit Herrn Wenzel ausritt, hielten wir alles, was uns begegnete, an, und erkundigten uns, ob sie keine, mit vier Apfelschimmeln bespannte Kutsche gesehen hätten? Viele hatten sie gesehen, und die stimmten alle darinne überein, daß sie ihren Weg nach Kolchis genommen habe. Wir eilten also so geschwind wir konnten, um Kolchis zu erreichen.

Im Thore erkundigten wir uns, ob keine Kutsche mit vier Apfelschimmeln bespannt hereingekommen sey, und erhielten die Antwort, daß sie allerdings angekommen wäre, daß der Bediente gesagt habe, es befinde sich darinn ein Herr von Distelberg nebst seiner Gemahlin, der im grünen Löwen logiren werde.

Wir stiegen also im grünen Löwen ab, fanden da aber, weder die gesuchte Kutsche, noch den Herrn von Distelberg.

Ich eilte sogleich zu dem Gerichtsdirector, von dem ich Ihnen ohnlängst schrieb, um mir seinen Rath zu erbitten. Er sagte, daß er mir keinen andern Rath als diesen geben könne, mir bey dem

Fürsten

Fürsten die Gnade zu erbitten, daß er der geheimen Briefcommißion die ganze Sache melden, und ihr Befehl ertheilen liesse, darüber zu wachen, ob sie nicht aus den einlaufenden Briefen Licht bekommen könnte.

J. Das ist mir dunkel. Was verstehen Sie denn durch die geheime Briefcommißion?

Grd. Das ist die geheime Commißion, die der Fürst dazu niedergesetzt hat, daß sie die Briefe, die auf der Post einlaufen, und die der Postmeister, ihr auszuliefern, verpflichtet ist, durchsehen muß.

J. Und was thut denn diese Commißion mit den überlieferten Briefen?

Grd. Sie erbricht alle, die ihr, wegen der Hand, des Petschafts, der Addresse, oder aus irgend einem andern Grunde, verdächtig scheinen, liest sie und stattet von allem, was merkwürdig ist, dem Fürsten Bericht ab.

J. Was sagen denn aber die Personen dazu, an die die Briefe gerichtet sind?

Grd. Diese erfahren nichts davon, wenigstens wird alles so eingerichtet, daß sie keinen Grund haben, die Erbrechung zu beweisen.

J. Wenn sie aber erbrochne Briefe bekommen, ist denn das nicht Grund genug, Beschwerde zu führen?

Grd. Ja, mein lieber Herr von Carlsberg, die geheime Briefcommißion hat ausgelernt. Sie erbricht die Briefe eigentlich nicht, sondern entsiegelt sie nur, und versteht die Kunst, sie so geschickt wieder zu schließen, daß ihr niemand die Entsiegelung beweisen kann.

J. Das ist ja aber höchst indiscret. Welcher rechtschafne Mann horcht denn in das Zimmer, wo zwey Personen vertraulich sprechen? welcher rechtschafne Mann öfnet denn eines andern Briefe?

Grd. Ob dieß Oefnen der Briefe discret? oder indiscret sey? will ich nicht entscheiden. Genug unser Fürst hat einmal den Grundsatz, daß in seinem Lande für ihn kein Geheimniß seyn dürfe.

J. Und aus was für Grunde?

Grd. Weil er Vater des Landes ist.

J. Deswegen glaubt er also die Briefe seiner Kinder erbrechen zu dürfen, um hinter ihre Correspondenz zu kommen — und zu verhüten, daß sie nicht etwa durch schlechte Leute verführt wer-

werden! Hum! Hum! aber erlauben Sie Herr Gerichtsdirektor, das kann ein Vater nur bey unmündigen Kindern thun. Ein Sohn der nicht mehr das Brod seines Vaters ißt, der durch seine eignen Kräfte sein Weib und seine Kinder ernährt, wird sich von dem Vater nie als ein kleines Kind behandeln und von ihm seine Briefe erbrechen lassen. Kann nun wohl der Fürst sich über seine Unterthanen mehr anmaßen, als der Vater über seine Kinder? Wenn der Fürst Briefe will entsiegeln lassen, so kann er es thun bey den Briefen, die etwa die Waisenkinder schreiben, die er auf seine Unkosten erziehen läßt. Aber Briefe an Männer entsiegeln zu lassen, die ihre eigne und ihrer Kinder Versorger sind — Ey! das ist unedel.

Grd. Je nu — das sind die Folgen des militärischen Systems, das bisher in unserm Staate eingeführt war. Ein Fürst, der durch Erobern groß zu werden sucht, ist allemal genöthigt zu solchen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, deren sich ein ehrlicher Mann schämt. Ein anderer, der sein Land durch sich selbst, durch Veredelung der Menschen, des Bodens und der Producte, mächtig zu machen sich bemühet, bedarf solcher Intriguen schon nicht.

J. Ich kann Ihnen nicht bergen, daß mich dieses gegen Ihren Fürsten sehr aufbringt. Auf diese Art reizt er ja seine Unterthanen treulos zu werden, und verderbt so ihren Charakter. Welcher vernünftige Mensch, der von dieser geheimen Briefcommißion etwas wittert, wenn er nur etwas von Wichtigkeit zu schreiben hat, wird denn seine Briefe mit der Post gehen lassen? Wird er nicht auf allerley Ränke denken, seine Briefe, ohne Post, nach Kolchis zu bringen, und so den Fürsten zu hintergehen? Ich selbst, ich sage es Ihnen geradezu, ich werde mich von nun an wohl hüten einen Brief nach Kolchis mit der Post gehen zu lassen. Ich schwöre Ihnen, daß ich ein abgesagter Feind von allem Betruge bin. Aber wenn ich weiß, daß mich jemand betrügen will, so sehe ich es als einen Beruf an, ihm, durch irgend einen Betrug, zuvor zu kommen. Wenn man schlecht handelt, wie kann man denn da verlangen, daß andere —

Grd. Nu, nu, nur nicht so hitzig, Herr von Carlsberg! ob ein Fürst recht thue, oder nicht, wenn er eine geheime Briefcommißion hält, das wollen wir itzo nicht untersuchen. Denken können wir davon demohnerachtet was wir wollen.

Ich

Ich hoffe ohne dieß, daß die geheime Briefcommißion ihrem Ende nahe sey. Unser guter Fürst scheint sich seit einiger Zeit sehr geändert zu haben. Da er schon so manchen Mißbrauch abgeschaft hat, so denke ich, wird er zu seiner Zeit auch diesen abstellen. Itzo sagen Sie nur, wollen Sie sich der geheimen Briefcommißion nicht bedienen, um den Entführer Ihrer Braut zu entdecken?

J. Nein!

Grd. Sehr kurz! aber ich bitte Sie, warum wollen Sie dieß nicht thun?

J. Zur Erreichung meiner Absichten pflege ich nie schlechte Mittel zu gebrauchen.

Grd. Aber der Entführer Ihrer Braut hat ja schlecht gegen Sie gehandelt, und Ihnen, nach Ihren eignen Grundsätzen, ein Recht gegeben —

J. Ganz Recht. Allein, wenn ich mich des Fürsten geheimer Briefcommißion bedienen wollte, so billigte ich sie eben hierdurch, so bestärkte ich den Fürsten in dieser seiner Verirrung, und wäre vielleicht die Ursache, daß noch ein paar tausend Briefe mehr entsiegelt würden.

Grd. Auf diese Art könnte ja Ihr Mädchen verlohren gehen?

J.

J. Das wird nicht geschehen. Ich hoffe noch erlaubte Mittel zu finden, sie zu entdecken.

Grd. Nun so thun Sie denn was Sie wollen, und erlauben Sie mir, für Sie auch zu thun, was ich will.

J. Das können Sie. Verhelfen Sie mir wieder zu dem Besitze meiner Henriette, so haben Sie mich Lebenslang zu Ihrem Schuldner gemacht.

Ich schied von ihm, und überlegte, mit meinem lieben Wenzel den Abend über, wie wir die Sache am Besten angreifen wollten.

Fortsetzung.

Den folgenden Tag zogen wir uns an, um auszugehen, und von der, mit vier Apfelschimmeln bespannten Kutsche, nähere Nachricht einzuziehen. Da ich aber meine Halsbinde vor dem Spiegel umthat, bemerkte ich, daß mein Bart so lang war, daß ich mich, mit Wohlstande, in keiner Gesellschaft konnte sehen lassen. Deswegen schickte ich den Hausknecht aus, mir augenblicklich einen Barbier zu verschaffen.

Er kam mit der Nachricht zurück, daß er sogleich sich einfinden würde.

Aber eine ganze Stunde mußte ich zubringen, ehe er sich einfand. Wie vielmal ich unter dieser Zeit das Fenster auf- und zugemacht habe, können Sie sich leicht vorstellen, wenn Sie sich in meine Lage denken wollen.

Endlich kam er. Ich setzte mich mit ziemlich unfreundlichem Blicke nieder, ließ mich einseifen, den rechten Backen rasiren, ohne ein Wort zu sprechen. Da er aber meine Nase in die Höhe hob, um meine Oberlippe glatt zu machen, wurde der Gedanke, daß ich durch die Saumseligkeit dieses Mannes vielleicht meine Henriette einbüßen könnte, so lebhaft, daß ich mich nicht länger halten konnte, sondern unwillig fragte: wie kann er doch Fremde so lange auf sich warten lassen!

B. Pardonniren Sie!

J. Ich muß wohl pardonniren. Aber es ist doch nicht recht, wenn man Fremde, denen gemeiniglich jede Viertelstunde kostbar ist, eine Stunde lang auf sich warten läßt.

B. Schreiben Sie es nicht meiner Negligence zu, gnädiger Herr! Ich mußte einem armen unglücklichen Menschen dienen.

J. Das ist löblich. Welches war denn sein Unglück?

B. Der arme Mann hat einen schrecklichen Krebsschaden, daß es ein Jammer ist es anzusehen. Er hat ihm schon die ganze Oberlippe weggefressen, und die ganze Nase eitert von einer corrosiven Materie.

J. (Erschrocken aufspringend) Um Gottes Willen! mit diesen Händen hat er also den Krebsschaden berührt?

B. Womit denn sonst?

J. Und mit diesen Händen berührt er wieder meine Nase und fährt auf meinen Lippen herum?

B. Wie kann ich denn anders? ich habe ja nur zwey Hände.

J. Aber das ist ja entsetzlich! — Auf diese Art könnte er mir ja auch den Krebs mittheilen.

B. Das wolle Gott verhüten. Bedenken Sie aber doch, es ist mein métier. Ich bin ja dazu installirt, daß ich unglücklichen Personen beystehen soll. Wie wollten denn sonst die armen Leute zurechte kommen, die mit venerischen Krankheiten inficirt sind?

J. Also hat er auch venerische Krankheiten zu besorgen?

B. Die Menge. Ich muß itzo täglich zwanzig Personen besuchen, und ihnen Injectionen machen!

J. Zwanzig venerische Personen in einer Stadt?

B. Ach das ist ja ein Bagatell. In Kolchis müssen Sie rechnen, das wenigstens die dritte Person venerisch ist.

J. Das ist unglaublich.

B. Ich stehe aber nicht gesund vor Ihnen, wenn es nicht so ist. Was sagen Sie denn dazu? Kinder in Windeln sind schon venerisch.

J. Gott bewahre — da wollte ich ja lieber in Constantinopel als in Kolchis wohnen. Wir rühmen uns immer, daß wir die Pest vertrieben hätten — was hilft uns denn aber das, wenn unter uns venerische Krankheiten so schrecklich wüthen? tausendmal lieber wollte ich ja die Pest, als eine venerische Krankheit, haben. Jene macht mich mit einem male todt, diese macht mich zu einem lebendigen Ase. Uhuhu! aber sage er mir doch, woher kommt es denn, daß die venerischen Krankheiten soweit um sich greifen?

B. Darauf kann ich Ihnen dienen. Pro primo ist hier ein starkes Militär, das darf, wie Sie wohl wissen, größtentheils nicht heyrathen, und muß sich behelfen so gut es kann, pro secundo erfordert unsere Lebensart so vielen Aufwand, daß man keine Frau mehr ernähren kann.

Da muß man nun der Bordelle, der jungen Mägde sich bedienen, oder zu anderer Männer Weibern seine Zuflucht nehmen. Ist nun einmal eine Person inficirt, so theilt sie in kurzer Zeit ihre Krankheit der halben Stadt mit. Der Mann bekommt sie von der Frau, die Frau von dem Manne, das Kind von der Mutter, oder doch wenigstens von der Amme. Es ist itzo ein Jammer und ein Wehklagen, Sie können es nicht glauben. Man kann keine Amme mehr bekommen die rein ist. Der Hofrath Rompul, unter dessen Aufsicht ich curire, soll allenthalben Ammen empfehlen. Es haben sich ihrer zwölf bey ihm gemeldet; aber, ich schwöre es Ihnen zu, keine einzige ist rein. In Erolau ist ja deswegen das venerabile ausgestellt worden.

J. Ach Gott!

B. Ja, gnädiger Herr, es schreibt mancher vom menschlichen Elende, wie der Blinde von der Farbe. Wer Erlaubniß hat den Leuten auf den blosen Leib zu sehen, wie ich und die Aerzte, der sollte eigentlich vom menschlichen Elende schreiben. Da ist eigentlich das menschliche Elend zu Hause. Sie wissen also wohl auch nicht, daß itzo die Brüche so gewöhnlich sind?

J. Daß es brüchige Personen giebt, weiß ich. Aber das ist mir etwas Neues, daß die Brüche gewöhnlich seyn sollen.

B. Leider! leider! Ach davon könnte ich Ihnen ein Liedchen singen! Ich habe itzo funfzehn Bruchschäden zu verbinden.

J. Vermuthlich an Bauern und Fuhrleuten, die ihr Beruf nöthigt, unnatürliche Stellungen anzunehmen.

B. Auch mit unter. Aber meine mehresten Patienten sind doch Gelehrte.

J. Und wie kommen denn die Gelehrten zu den Brüchen?

B. Das weiß Gott! Ob die vielen warmen Getränke, die sie genießen, oder was sonst, die Ursache davon ist, das weiß ich nicht. Ist Ihnen nicht gefällig sich rasiren zu lassen?

J. Rasiren zu lassen? Diese Scheermesser kommen ihm wohl sehr hoch?

B. Stück vor Stück einen Gulden.

J. Hier ist ein Speciesthaler, lieber Freund, dafür behalte ich dieses Messer, und rasire mich selbst. Wie kann man mir denn zumuthen, daß ich meine Nase und Lippen von Fingern berühren lassen soll, die noch vor einigen Minuten von Krebs

und venerischer Materie troffen? Hier, mein Freund, ist der Speciesthaler.

B. Verlangen Sie denn aber, daß ich meinem unglücklichen Nebenmenschen nicht beystehen soll?

J. Ey das ist löblich. Fahre er darinne fort! Gott segne ihn! — Aber dann sollte er nicht rasiren. Rasiren und zugleich Krebs und venerische Krankheiten curiren, kommt mir eben so vor, als wenn ein — *** Semmeln backen wollte. Hier ist der Speciesthaler!

Er nahm ihn, gieng unwillig fort, und ich brachte eine halbe schmerzhafte Stunde zu, ehe ich mit dem Stück Bart, das der Barbierer hatte stehen lassen, fertig werden konnte.

Es ist doch wirklich kläglich, wie unthätig die Menschen sind, ihre eigne Glückseligkeit zu vervollkommnen. Alle ihre Kräfte sind gespannt den Boden, die Producte, die Fabriken zu veredeln, und sich selbst vergessen sie. Zu eben der Zeit, da alle Zeitungsblätter rühmen, wie sehr die Schafzucht und Rindviehzucht, seit einigen Jahren, im Fürstenthume Kolchis sey veredelt worden — verdirbt die Menschenzucht, und indem die Hammel sich von dem fetten Klee mästen,

der ihnen gereicht wird, verdorren die Menschen und werden zu lebendigen Aesern.

Man hat mich versichert, daß in diesem Fürstenthume Befehle da sind, die es auf das strengste verbieten, daß kein Schmiervieh über Triften getrieben werde, auf welche Schaafe gehen, die mit spanischen Böcken versehen sind; daran hat aber noch niemand gedacht, daß es gefährlich, wenigstens ekelhaft sey, wenn die Hände, die immer von Eiter und venerischer Materie triefen, sich an den Nasen und Lippen der Gesunden herum reiben.

Und was sagen Sie zu den Brüchen, die so gewöhnlich seyn sollen? wenn das wahr ist, was der Barbierer versichert, so müssen doch schreckliche Fehler in unserer Lebensart seyn, durch welche die Hülle, die unsere Eingeweide umschließt, nach und nach so mürbe gemacht wird, daß sie zerreissen muß. Der weise Schöpfer hat gewiß dem Körper seiner Lieblinge nicht weniger Festigkeit, als dem Körper eines Pferds, gegeben; und gleichwohl wie selten sieht man unter diesen Thieren, die doch oft zu den unnatürlichsten Stellungen gezwungen werden, und ihre Kräfte gewiß mehr überspannen müssen, als ein Gelehrter,

solche die einen Bruchschaden haben? Verdiente die Beherzigung dieses einzigen Puncts, die Ausspürung der Ursache von diesem großen Elende, nicht die Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde? An so etwas wird aber wohl Prof. Bender nicht eher denken, bis er sein principium absolute primum, und Prof. Hark, bis er seine illustrationem mysterii sacrosanctae trinitatis geendigt hat. Und so hat fast jeder etwas, das seine Aufmerksamkeit vom Menschen und seiner Wohlfahrt abzieht. Unter der Zeit, daß wir die Grenzen zu durchbrechen suchen, die der menschlichen Kenntniß gezogen sind, wird der Körper unserer Brüder so morsch, daß er bricht und seine innern Theile nicht mehr halten kann.

Ich muß abbrechen, sonst werde ich bitter. Wir giengen nun zu dem Commandanten, zeigten ihm unsere Verlegenheit an und baten, in den Thorzedeln nachzusehen, ob nicht ein Herr von Distelberg aus der Stadt gefahren sey? Da die Thorzedel darüber keine Auskunft gaben, so baten wir den Commandanten, in alle Thore den Befehl ergehen zu lassen, daß, wenn eine mit vier Apfelschimmeln bespannte Kutsche durchpaßiren wollte, sie angehalten würde. Er versprach es zu thun.

Aber, ob wir gleich vier Tage in Kolchis lagen, und täglich bey dem Commandanten uns erkundigten, ob von der geschriebenen Kutsche noch keine Nachricht eingegangen sey? ob wir gleich uns theilten, und die ganze Stadt durchsuchten, so konnten wir doch, weder von dem Herrn von Distelberg, noch von seiner Kutsche etwas erfahren.

Auch der Gerichtsdirector ließ mich zu sich rufen, und versicherte mich, daß er, ohne mein Wissen, den Fürsten dahin vermocht habe, die geheime Briefcommißion zu instruiren, daß sie auf die einlaufenden Briefe aufmerksam seyn möchte, um zu erfahren, ob sich darinne etwas befände, das auf die Entführung eines Frauenzimmers Beziehung hätte, man habe aber nicht die geringste Spur davon entdeckt.

Da wir also sahen, daß unsere Mühe, die Unglückliche, die um meine Hülfe bat, auszuspüren, vergeblich sey, so entschlossen wir uns, uns zu trennen, und zwar so, daß wir die Abrede nahmen, Herr Wenzel solle nach den Gütern meiner Mutter, und ich nach Koldingen reuten.

Auf meiner Reise hierher stieß mir, weil ich als Courier ritte, nichts Merkwürdiges auf, als

ein roher Mensch, den ich ohnweit Troppenheim erblickte.

Die Straße war den vorigen Herbst mit einer Allee von Obstbäumen bepflanzt worden, deren Anblick mir große Freude machte. Als ich einen Theil derselben zurückgelegt hatte, erblickte ich diesen Unmenschen, der sich bemühte, die gepflanzten Bäume, einen nach den andern, in die Höhe zu ziehen. Mein Blut, das durch das starke Reuten ohnedieß schon erhitzt war, gerieth bey diesem Anblicke noch mehr in Wallung. Ich sprengte auf ihn los — er blieb stehen und drehete sich um, da er das Trappeln meines Pferdes hörete.

Ist hier, fragte ich ihn, der rechte Weg nach Troppenheim?

E. Ja, immer gerade aus, er kann nicht fehlen.

J. Ist er etwa über diese Bäume gesetzt?

E. Ey was gehen mich diese Bäume an!

J. Aber ich habe doch gesehen, daß er sich damit abgegeben hat.

E. Je nu, ich habe sie halt ein Bisle in die Höhe gezogen.

J. So! und warum hat er sie denn in die Höhe gezogen?

E. (Mit einem dummen Lächeln) Ich habs halt gethan, daß sie besser bekleiben sollen.

J. Bekleiben? wenn man einen Baum in die Höhe zieht, so muß er ja verdorren.

E. Es wird auch kein Unglück seyn, wenn auch die ganze Allee verdorrte.

J. Verdorrte Bäume können ja aber keine Früchte tragen.

E. Desto besser.

J. Das soll besser seyn, wenn die Bäume keine Früchte tragen?

E. Ey, das wollte ich meynen. Ich bin ein Mann, der einen großen Garten voll Obstbäume hat, und habe alle Jahre viel Geld daraus gelößt, weil das Obst hier zu Lande rar ist. Nun fängt jeder Narre an Obstbäume zu pflanzen. Wo will das Ding hinaus? am Ende wird ja das Obst so verachtet, daß es kein Mensch mehr verlangt, daß man es den Schweinen vorschütten muß.

J. Ehe es an die Schweine kommt, wird es tausend arme Leute geben, die sich bisher an dem Obste nicht erquicken konnten, und die es nun genießen können.

E. Ey, was scheren mich die armen Leute?

Bey diesen Worten erreichte mein Zorn den höchsten Grad, ich ergriff meine Peitsche, schlug auf den Barbaren los, und würde ihn vielleicht todt geprügelt haben, wenn nicht das Blut, das über sein Gesicht anfieng zu fließen, mein Mitleiden rege gemacht hätte.

Es muß doch warlich um die Erziehung noch schlecht bestellt seyn, wenn mitten unter den Christen solche Monstra, die man kaum unter den Iroquoisen sucht, noch aufwachsen. Da traf der Vers, im eigentlichen Verstande ein, den ich einst auf einem Lustschlosse des würdigen, für die Verschönerung der Erde so thätigen, Fürsten von Dessau las:

Ach jede Blume wird versengt und stirbt,
Auf die das Laster tritt;
Die ganze Pracht der blühenden Natur verdirbt,
Schwarz unter seinem Tritt.

Diese meine Heftigkeit werden Sie mir ohne Zweifel verzeihen. Es ist schon ärgerlich, wenn man durch lange wüste Striche Landes reisen muß, deren Oede die Faulheit ihrer Bewohner anklagt. Wie ists aber möglich, seine Gelassenheit zu behalten, wenn man Unmenschen antrift, die die

Bemühung ihrer Brüder, die Einöden in Lustgefilde umzuschaffen, auf eine höchst boshafte Art zu vereiteln suchen, und die wünschen, daß ihre arme Brüder Erquickungen, die ihnen der gute Schöpfer gönnte, entbehren, damit sie ihr Obst um einige Kreuzer theurer verkaufen können?

In Herrn Rollows Gesellschaft habe ich einen sehr angenehmen Tag verlebt. Seine reifen und doch dabey launigen Urtheile, sind wahre Geistes Nahrung.

Aber er ist nicht mehr hier — seine Amtsgeschäfte haben ihn wieder nach Grünau gerufen. Zu meiner Unterhaltung ließ er mir eine Predigt zurück, die er am vergangnen Sonntage, in der Universitätskirche, von der Würde des Menschen, gehalten hatte. Den Schluß davon habe ich für Sie copiren lassen, und lege ihn, wegen der Wichtigkeit seines Inhalts, bey.

Ich bleibe stets, mit der innigsten Hochachtung

Ihr

treuer

Carl.

Beylage.

Zu den Menschen, an denen des Menschen hohe Würde am hellsten strahlt, an denen die göttlichen Züge des allmächtigen, allgegenwärtigen, ewigen Vaters, von dem sie abstammen, am sichtbarsten sind, gehören ohne Zweifel die Schriftsteller. Ein Schriftsteller, ein Schriftsteller von Talenten, welchen unermeßlichen Wirkungskreiß hat er! Wer vermag die Gränzen seiner Wirkungen zu bestimmen! Er spricht — Nationen hören ihn — er spricht und seine Stimme wird oft, wie des Allmächtigen Stimme, auf dem ganzen Erdboden vernommen. Er spricht und es geschieht, er gebeut, und es steht da. Alte, verjährte, Vorurtheile stürzen zusammen, die Systeme der Regierungen werden abgeändert; Völker, die im Finstern wandelten, sehen ein großes Licht, und Gefangenen fallen die Fesseln von den Füßen. Oft wirkt er an tausend Orten zugleich in einem Augenblicke. Der Fürst und der Landmann, der Gelehrte und der Handwerker, der Greis und das Kind, der Krieger und die zärtliche Mutter, vernehmen zu gleicher Zeit an tausend verschiednen

nen Orten seine Stimme, und verspüren ihre Wirkungen. Er, als ein Sohn dessen, der allein Unsterblichkeit hat, ist Jahrhunderte, oft Jahrtausende wirksam. Das Volk das soll gebohren werden, das Volk dessen entferntester Keim, als er schrieb, noch nicht vorhanden war, vernimmt ihn und fühlt seine Kraft.

Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für, ehe denn die Berge wurden, und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du unser Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit! Wer kann diese Worte mit Aufmerksamkeit, ohne ganz erschüttert zu werden, anhören? und wißt ihr, wer diese Erschütterung hervorbrachte? Moses, ein Schriftsteller, der schon seit Jahrtausenden die Erde verlassen hat.

Zwar ist unter Millionen Schriftstellern vielleicht kaum einer, der einen solch unermeßlichen Wirkungskreis hätte. Aber groß genug bleibt der Wirkungskreis eines jeden immer. Auch der elendeste Schriftsteller wirkt in der Entfernung, wirkt an mehrern Orten zugleich, wirkt auf Jahrhunderte — Das elendeste Buch, das Jahrhunderte nach seinem Entstehen aus dem Staube hervorgezogen wird, thut noch seine Wirkungen.

Diese hohe Würde des Schriftstellers recht fühlbar zu machen, ist mir auf der Stelle, wo ich itzo stehe, heilige Pflicht, in dieser Versammlung heilige Pflicht, die theils aus Personen besteht, die bereits Schriftsteller sind, theils aus solchen, die es nach einigen Jahren seyn werden.

O möchten Sie doch, meine Lieben, so oft Sie die Feder ansetzen, um etwas zum Druck niederzuschreiben, allemal Ihre hohe Würde ganz fühlen! Möchte Ihnen doch allemal der Gedanke, daß Sie itzo mit Eigenschaften wirken, die der allmächtige, allgegenwärtige, ewige Vater Ihnen mitgetheilt hat, Ehrfurcht gegen den Vater, warmen Eifer einflößen, Ihre Feder nach des Allvaters Willen zu führen! Möchte Ihnen doch die unsägliche Menge Menschen recht anschaulich seyn, in deren Gegenwart Sie sprechen, damit Sie jedes Wort recht gut wählten, und alle Ihre schriftstellerische Bemühungen, nach dem hohen göttlichen Ziele richteten, zum Wohl der Geisterwelt, zum Heil der Kinder des Vaters aller Geister, das Ihrige redlich beyzutragen.

Ach Gott! Welch traurige Empfindungen habe ich oft, wenn ich sehe, wie schändlich bisweilen

weilen die edelsten Talente, die du in den Menschen legtest, gemißbraucht werden!

Sie treten oft auf, meine Herren, machen die Aufmerksamkeit einer halben Nation rege, der Fürst verläßt sein Kabinet, der Handwerksmann seine Werkstatt, der Gelehrte sein Studierzimmer, der Ackermann seinen Pflug, die Mutter ihre Kinderstube — alles versammelt sich um Sie, um Sie zu hören. Welch herrliche Gelegenheit, Ihren Dank gegen den zu beweisen, dem Sie Ihre Wirksamkeit zu verdanken haben! Welch herrliche Gelegenheit der Geisterwelt nützlich zu seyn, und etwas zu ihrer Erleuchtung und Veredelung beyzutragen! Nun ist allgemeine Stille — itzo sprechen Sie — und was denn? oft Possen, wodurch Sie andere weder klüger noch besser, noch glücklicher machen. Ist das nicht unverantwortlich, die Wirkungen in der Geisterwelt Ihres Vaters so muthwillig zu unterbrechen? Werden Sie nicht von den Rüben Rechenschaft geben müssen, die der Landmann, zur Nahrung seiner Brüder, anpflanzen wollte, dessen Anpflanzen Sie aber durch Ihr vergebliches Lärmen verhinderten?

Sie

Sie haben Ihre mächtige Wirkungskraft von der Gnade des Allgütigen empfangen, der seine Sonne läßt scheinen über Böse und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. — Ists nun wohl zu verantworten, wenn Sie diese Kraft brauchen, um seine Kinder zu kränken? Wenn Sie den, der mit Ihren Meynungen nicht übereinstimmt, wüthend anfallen, ihn schimpfen — lästern — alle seine Schwachheiten aufdecken? Ist das auch der Würde des Menschen gemäß gehandelt? Wird sich der Sohn eines Fürsten wohl so entehren, daß er wie ein Kind des Pöbels schimpft, schlägt und lästert? und wenn Sie schreiben, wenn Sie für die Welt schreiben, handeln Sie ja als Kinder des ewigen Gottes.

Sie sind doch alle Menschen die Lebensart, Lebensklugheit, haben. Keinem von Ihnen traue ich zu, daß er in einer vermischten Gesellschaft schmutzige, zweydeutige Reden führen, muthwillig sprechen, und alles heraus sagen werde, was etwa der Wein oder die Unverdaulichkeit wirkt. Und gleichwohl sehe ich, daß Sie diese Klugheitsregeln, die Sie in einem kleinen Kreise von Menschen so pünktlich beobachten, oft ganz vergessen, ganz vernachläßigen, wenn der Kreis

Ihrer

Ihrer Zuhörer sich vergrößert, wenn Sie Schriftsteller werden — daß Sie schmuzig, zweydeutig, sprechen — allen Muthwillen auslassen, und äusserst unüberlegt urtheilen. Welche Sünde gegen Gott, durch den Sie wirken! Welche Sünde gegen den Wohlstand und die feine Lebensart! O möchten doch die Augen derer, die als Schriftsteller sprechen, stets geöfnet werden, damit sie die unermeßlich große Gesellschaft, damit sie auch den biedern, redlichen Landmann, damit sie das unverdorbene Kind, das unschuldige Mädchen, erblickten, die alle ihre Zuhörer sind!

Wenn Sie schreiben, so wirken Sie mit den Kräften des Vaters der Wahrheit, der da will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, der schlechterdings keinen andern Weg zur menschlichen Glückseligkeit verordnet hat, als Erkenntniß und Befolgung der Wahrheit. Welcher Widerspruch, welche Entehrung Ihrer hohen Würde, wenn manche von Ihnen alle ihre unverdaueten, ungeprüften Einfälle, alle Gaukeleyen ihrer Einbildungskraft durch Schriften bekannt machen, und so Lehrer des Irrthums werden! Welche schwere Sünde, wenn manche von Ihnen die Vernunft

verschreyen, ihre Urtheile, die doch die einzige Richterin in uns, über Wahrheit und Irrthum ist, verdächtig machen, und dagegen das arme Menschengeschlecht an dunkle Gefühle verweisen. Was thun Sie, meine Lieben? Sie zerstechen die Augen Ihrer unglücklichen Brüder, und geben ihnen Rohrstäbe in die Hände, um sich in der Finsterniß, in die Sie sie stürzten, daran zu halten.

Welches Verbrechen, welches unverantwortliche Verbrechen, wenn sogar manche von Ihnen den Hang zum Geister sehen, die Erwartung zu Wunderwerken rege zu machen, und so die lieben, guten Menschen, derer Führer Sie seyn sollten, reitzen, jedem Irrlichte nachzulaufen, und sich in Moräste zu stürzen. Die Schmach die Schröpfer über unsere Nation gebracht hat, die uns unsere Urenkel noch vorrücken werden, die unauslöschliche Schande, daß unsere Hofleute, unsere Priester, unsere Gelehrten, sich in die Gauklerbuden eines Schröpfers leiten und sich überreden ließen, daß sie Geister gesehen hätten; diese Schande haben Sie zu verantworten.

Welch gutes Kind, das von seinem Vater ernährt, mit vielen Sorgen erzogen, und in den Stand gesetzt wurde, selbst wirksam zu seyn,

wendet

wendet nicht seine Kräfte zum Besten des väterlichen Hauses an! sucht nicht die Ehre des guten Vaters zu erhalten, sorgt nicht für die Wohlfahrt seiner jüngern Brüder! bemüht sich nicht das väterliche Haus zu verschönern! und Sie sind, meine Lieben, Kinder des Allvaters, seine vielgeliebten Kinder, weil er Ihnen so große Vorzüge, so große Wirksamkeit vor Ihren übrigen Brüdern zugestanden hat. O daß Sie doch immer als gute Kinder handeln, bey jeder Schrift, die Sie ausfertigen, die Ehre des guten Vaters, das Wohl, die Belehrung, die Besserung, die Zurechtweisung seiner lieben guten Kinder zur Absicht haben möchten!

Ich lege Ihnen zuletzt noch die Ermahnung des Apostels an das Herz: **alles was ihr thut, mit Worten oder Werken, das thut alles im Namen Jesu Christi, und preiset Gott und den Vater durch ihn!** d. i. in allem was ihr sprecht und handelt, sprecht und handelt immer so, wie in diesem Falle Jesus Christus würde gesprochen und gehandelt haben, wie Er der ganz für Gottes Ehre und Menschenheil wirksam war, und preiset so durch ihn, Gott euren Vater!

Meine Lieben, meine Brüder, wer von Ihnen das Gewicht dieser Ermahnung fühlet, der vereinige sich mit mir zu einem gemeinschaftlichen Gebete!

O du ewiger, allmächtiger, allgegenwärtiger, allgütiger Vater! wir danken dir, daß du uns über alle deine sichtbaren Werke so hoch erhoben, daß du uns dein göttliches Bild mitgetheilt und uns die Herrschaft über die Erde anvertrauet hast! Wir danken dir für die mannichfaltigen Kräfte, die du uns ertheiltest, für die unermeßliche Wirksamkeit, die du vielen von uns zugestundest. Ach laß doch unserer hohen Würde uns stets gemäs handeln, erhalte in uns doch stets das innigste Gefühl derselben, damit wir in allem, was wir reden und thun, stets als deine Kinder, als deine Mitarbeiter, wie dein lieber Sohn Jesus Christus, handeln mögen, und das Wohl deiner lieben unermeßlich großen, Familie zu befördern suchen. O guter, lieber Vater, besonders alsdenn, wenn du uns hoch über andere erhebest, und uns Erlaubniß und Kraft ertheilest, als Schriftsteller in deiner Familie öffentlich zu sprechen — besonders alsdann laß unsere Würde und ihre Abstammung von dir, o guter Vater, uns ganz fühlen,

sende deinen Geist auf uns, der in uns den Eifer, dein Werk, die Beförderung des menschlichen Heils zu treiben, immer lebhaft erhalte, damit das Elend, welches Unwissenheit und Unverstand unter deine Kinder brachten durch uns vermindert, und des Guten immer mehr gestiftet werden möge!

Der Du, mit Weisheit Stärk und Pracht,
Ins Unermeßliche gebauet,
Auch uns hat Deine Hand gemacht,
Dein Blick uns alle überschauet.
Und uns in diese Welt gestellt,
Um hier, in zugezählten Tagen,
Zum Wohl der großen Geisterwelt,
Das Unsre redlich beyzutragen.
Laß, unsrer Pflichten eingedenk,
Uns treulich bey der Arbeit bleiben,
Die Du uns zugetheilt, und schenk
Uns Kraft Dein großes Werk zu treiben!

Amen! Amen! erhöre uns, Gott, unser Vater, Amen!

Achter Brief.

Gertrud an Zellnik.

Crolau,
im Kloster der heil. Walpurgis,
den 6ten Febr.

Mein lieber Zellnik!

Ich bin verlohren — ein Bösewicht hat mich entführt — hat mich wieder ins Kloster gebracht, ich muß Pönitenz thun, und werde wohl eingemauert werden. Retten Sie mich, und geben den Boten einen Luisd'or, ich habe ihm einen Luisd'or versprochen, wenn Sie mich lieb haben. Ach daß Gott erbarme — eingemauert zu werden — das bedenken Sie nur.

Gertrud.

Neunter Brief.

Zellnik an Carln.

Carmin den 7ten Febr.

Mein theuerster Freund!

Hier haben Sie die fernere Erzählung meiner Abentheuer.

Da ich den folgenden Morgen die erste Tasse Koffee mit meinem Geistlichen trank, und mich noch recht satt mit ihm plaudern wollte, trat der Wirth, außer Athem, in meine Stube, und sagte: da haben wir es — mit Ihren albern Streichen da! wir werden in des Henkers Küche kommen — ich dachte es wohl — warum ließen Sie mir denn meinen Willen nicht?

J. Und was giebt es denn?

W. Was wird es denn geben? Steckbriefe giebt es, du lieber, barmherziger Gott — ich sehe meines Unglücks kein Ende. Ich wollte daß Sie und der Herr da mit einander wären, wo der Pfeffer wächst.

J. An wen ist denn der Steckbrief gekommen?

W. An den Bürgermeister, der gestern unten in der Stube Tobak rauchte. Den Augenblick wird er mit dem Rathsdiener kommen, und Haussuchung thun.

J. Nu, nu, nur gelassen! Da wird doch noch wohl guter Rath möglich seyn. Hat er nicht ein Zimmer, wo er diesen Fremden verbergen kann?

W. Da sitzen die Zimmer! Der Heuboden ist noch da, wenn er dahin will.

J. So schaffe er ihn sogleich auf den Heuboden. Ich stehe für alles, und gehe unterdessen zum Bürgermeister.

W. So mache er — geschwind — geschwind! sonst kann ich ihm, meiner Seele, nicht helfen.

Mein guter Geistlicher folgte ihm, blaß wie eine Leiche, und stumm wie eine Statue, nach, ich gieng aber zum Bürgermeister.

Als ich in sein Haus kam, und seine Stube ausgefragt hatte, hörte ich eine weibliche Stimme in derselben sehr laut sprechen, schelten, weinen, ich verstund aber davon nichts als — ich unglückliche Frau — unter die Erde bringen — alberner — schlechter Mann da —

Ich klofte an — man hörte mich nicht — ich klopfte noch einmal an, und man antwortete mir nicht. Da auch auf das drittemal Anklopfen keine Antwort erfolgte, so öfnete ich die Thür, und traf eine sehr sonderbare Scene an. Die Frau lag auf dem Canapee und heulte laut, und der Mann sahe zum Fenster hinaus und dämpfte Tobak.

Ist Ihnen ein Unglück begegnet? fragte ich betreten.

Mann. Gar nichts — gar nichts — es ist da so ein kleines häusliches Mißverständniß — weiter gar nichts — ich bedaure daß Sie —

Fr. Was? ein kleines häusliches Mißverständniß? Bey dir ist alles Mißverständniß — ist deine Frau gesund oder krank, lebt sie oder stirbt sie, das ist dir alles einerley — das ist nur ein kleines häusliches Mißverständniß. Ach Gott! was für ein Mann! Nun ich werde am längsten gelebt haben — ich wills wohl noch erleben, daß du mich begraben sollst! ja, wenn das verfluchte Leben noch so fortgehen soll — kein halbes Jahr halte ich es mehr aus.

M. Frau ich bitte dich! Bedenk doch daß ein Fremder da ist!

Fr. So? da willst du deine arme unglückliche Frau nur quälen, wenn du Sie alleine hast? Das heiße ich doch gut! du weißt wohl, daß du bey Fremden nicht auskömmst.

M. (Heftig rauchend) Das wollen wir an seinen Ort gestellt seyn lassen. Aber es ist doch unschicklich, den fremden Herrn da, und wenn er auch der bravste Mann wäre, zum Schiedsrichter unter uns zu machen.

Fr. So? da glaubst du wohl, daß ich Unrecht habe? Ich habe Recht — und Recht muß doch Recht bleiben — darauf will ich leben und sterben. Ich will vor Gottes Richterstuhl treten, weißt du es? und wer vor Gottes Richterstuhl treten kann, der scheuet auch Menschen nicht, weißt du es. He? Ich will dich nur nicht beschimpfen —

M. Ey meinetwegen, beschimpfe mich, oder beschimpfe mich nicht — das wird am Ende eins seyn.

Fr. Da haben wir es — so einen Mann habe ich — Ehre und Schande ist ihm einerley — beschimpfe mich oder beschimpfe mich nicht — das ist ihm alles eins, du kannst Gott danken, daß du so eine Frau hast, die dich noch in Ehren hält.

M. So!

Fr. Da sieht man es — So — mit dem So da soll nun alles abgethan seyn. Wenn du ein gut Gewissen hättest, so würdest du wohl reden. Aber weil du nichts vorzubringen weißt, da sprichst du So.

M. Wo ist meine Tobaksdose?

Fr. Ja die Tobaksdose! wenn du nur Tobak hast, da bekümmerst du dich nicht um deine arme Frau.

M. Einige Unterhaltung muß ich doch haben. Sag, wo ist meine Dose!

Fr. Da hören Sie es ja! solche Sottisen muß ich mir sagen lassen, in eines Fremden Gegenwart sagen lassen — (Das Gesicht hinter das Schnupftuch verbergend, eine Minute weinend, dann laut auffahrend) Aber nun hast du mich beschimpft, hast für den Herrn gesagt, daß dir deine Tobaksdose lieber wäre, als deine ehrliche, brave Frau? nun will ich auch nicht schonen — will kein Blatt mehr vors Maul nehmen.

M. (Seine Pfeife anzündend und nach dem Fenster tretend) Ey meinetwegen, wenn du als eine Närrin dich zeigen willst.

Fr. Was? ich? eine Närrin? so mußt du der Narr seyn. Ich habe meinen Namen von dir. Wenn ich die Frau Närrin bin, so bist du der Herr Narr. Gehorsame Dienerin, Herr Narr!

M. Ah! aber liebe Frau! kurz von der Sache zu kommen, der Herr besucht mich hier, vermuthlich um etwas Heimliches mit mir zu reden —

Fr. Aha — das heißt, ich soll von der Stube gehen — bist ein recht höflicher Mann — alle Tugenden hast du doch an dir — Schade

nur,

nur, daß unser Ludewig nicht da ist, daß er etwas feine Lebensart von dir lernen könnte.

M. Frau! ich bitte dich um Gottes Willen, spanne doch meine Geduld nicht aufs höchste. Du siehst ja, daß ich nicht mehr kann — alle meine Glieder zittern mir. Du setzest mich ja in die Nothwendigkeit, dir Beleidigungen zu sagen.

Fr. Ach du kannst sagen, was du willst — größere Beleidungen wirst du mir nicht sagen können, als ich schon habe hören müssen. Gott sey es geklagt!

J. Ich sehe, daß ich Ihnen beschwerlich bin. Erlauben Sie mir, daß ich mich entfernen darf.

Fr. Da haben wir es! so ein Mann bist du, daß die Fremden es nicht bey uns aushalten können. Du wirst uns alle doch noch zur Leute Spott machen. O gehn Sie doch nicht, mein Herr, verzeihen Sie, daß mein Mann so unartig ist! Kann ich Ihnen mit etwas aufwarten? Befehlen Sie Thee? Kaffee? Chokolate?

J. Ich danke für alles. Wenn ich Sie doch nur zufriedner sehen sollte!

Fr. Dafür ist es wohl in allen Kirchen gebeten. In so einer Ehe, wie ich leider führen

muß, ist an keine Zufriedenheit zu denken. Hu! hu! hu!

J. Das wäre sehr traurig. Da ich aber einmal ein Zeuge Ihrer Mißhelligkeiten gewesen bin, so erlauben Sie mir, daß ich fragen darf: wodurch hat Sie denn eigentlich Ihr lieber Mann beleidigt?

Fr. Wodurch? Wodurch? Seine Beleidigungen können auf keine Kühhaut geschrieben werden. Er ist selber eine lebendige Beleidigung.

J. Glauben Sie ja nicht, liebe Frau, daß ich Ihnen Ihre ganze Ehestandsgeschichte ablocken will! darf ich nicht wissen, womit Sie Ihr lieber Mann itzo beleidigt hat?

Fr. Man hat es gar keine Ehre davon zu reden.

M. (Zum Fenster hinaus mummelnd) ja wohl! ja wohl!

Fr. Was mummelst du da?

M. Gar nichts. Ich gebe dir nur darinnen Recht, daß du keine Ehre davon hast, wenn du von unserm Mißverständnisse sprichst.

Fr. Wieder eine Sottise! also bin ich die Frau, die ihre Ehre in Gefahr setzt, wenn sie Fremden sagt, wie sie sich gegen ihren Mann be-

trägt.

trägt. Gut ist es, daß ich an solche Sottisen schon gewöhnt bin — deine Flatterien sind Sottisen. Aber ich habe lange genug geschwiegen —

M. Das ist mir etwas ganz Neues.

Fr. Da hören Sie es ja. Wenn er das Maul aufthut, so sagt er mir Sottisen. Dem Rathsdiener, dem Kettenhunde, sagt er mehr Flatterien, als mir, da kann ich nun nicht anders — ich kann nicht mehr — ich muß laut reden. Wissen Sie wohl schon, daß mein Mann Bürgermeister ist?

J. Das habe ich gestern erfahren, und zugleich, daß er ein Bürgermeister ist, der seinem Amte Ehre macht.

Fr. Das wollen wir nun an seinen Ort gestellt seyn lassen. Aber wer seinem Amte Ehre macht, der muß doch wohl auch seiner Familie, seiner Frau und seinen Kindern Ehre machen?

J. Ey das versteht sich. Thut das Ihr lieber Mann nicht?

Fr. Ach was wollte der thun! wenn ein Mann Bürgermeister ist, wenn er der vornehmste in der Stadt seyn will, so muß doch wohl unter seinen, und des Rathsdieners Kindern,

und

und unter des Schusters, Schneiders, und Leinewebers Kindern ein Unterschied seyn.

J. Nothwendig.

Fr. Und nun hören Sie mal (zu dem Manne) soll ich reden?

M. Ja doch! mach doch nur geschwinde! Wenn du willst, daß es mehrere Leute erfahren sollen, so will ich auch die Magd, und den Bedienten, und die ganze Nachbarschaft herbey holen. Denn Gründe richten bey dir doch nichts aus.

Ich habe dir tausendmal schon gesagt, daß Mißverständnisse, die unter Eheleuten vorfallen, schlechterdings unter ihnen bleiben müssen; daß kein Dritter, und wenn es der Bruder wäre, davon wissen dürfe — daß der Hausfriede so gut als verlohren sey, wenn man einen Dritten zum Schiedsrichter annimmt. Das habe ich alles gesagt, du hast mir nichts dagegen einwenden können — aber demohnerachtet beharrst du auf deinem Sinne. Du machst bey jeder Mißhelligkeit, die unter uns entsteht, ein so entsetzliches Lärmen, daß es Kinder, Gesinde, Nachbarn und alle Fremde, die ihr Unstern zu uns führt, unsere Zwistigkeiten erfahren müssen. Du hast also kein Gefühl — keinen Sinn für vernünftige Vorstellungen. Du

zwingst mich deswegen so zu handeln, wie ich bisher gehandelt habe — zu thun was ich will, ohne dich darum zu fragen. Und bey Gott schwöre ich dir — so wahr ich rechtschaffen bin — so lange ich lebe, sollen deine Kinder nicht frisirt werden, und das erstemal, daß sie in der Frisur erscheinen, lasse ich ihnen die Köpfe ganz kahl scheren. Nun weißt du meinen Willen — richte dich darnach!

Fr. O du gottloser Mensch! Du wirst deinen Lohn auch noch bekommen.

M. Hilft nichts.

Fr. Mit Todesangst habe ich deine Kinder zur Welt gebracht, habe sie an meiner Brust gestillt.

M. Hilft alles nichts.

Fr. Habe allen Ekel, alle Arbeit, allen Verdruß mit ihnen ausgestanden.

M. Ey meinetwegen.

Fr. Und soll ich kein Wort in ihre Erziehung reden?

M. Hilft alles nichts!

Fr. Aber lieber Mann, (ihn umarmend und mit Thränen benetzend) wir haben nun so lange bey einander gelebt — ich bitte dich um Gottes Willen —

M. Und wenn du mir zu Fuße fällst — nun ist alles umsonst. Mein Wort ist gegeben, und das ist unabänderlich —

Aber, (zu mir) lieber Freund. Sie haben hier Verdruß genug gehabt — ich bitte recht sehr, daß Sie mich auf einen Spatziergang begleiten.

J. Gern. Ich empfehle mich Ihnen Madame! und wünsche, daß dieß der letzte traurige Auftritt in Ihrer Ehe seyn möge!

Fr. Ach Gott! wenn ich doch nur heute noch stürbe! keine frohe Stunde habe ich doch mehr auf der Welt!

Fortsetzung.

Einige Minuten gieng ich mit dem Bürgermeister fort, ohne daß ein Wort gewechselt wurde. Dann unterbrach er das Stillschweigen, und sagte: Ich bedaure, lieber Herr Stadtschreiber, daß Sie zu einem so unangenehmen Auftritte haben kommen müssen, da ich das erstemal die Ehre gehabt habe, Sie in meinem Hause zu sehen. Aber Sie sehen wohl — ich kann nicht weiter — ich kann nicht weiter. Und wenn der Römische Kaiser zu mir kommen sollte, und meine Frau hat einmal ihren Kopf aufgesetzt, so muß sie alles heraus sprudeln.

J. Gedenken Sie doch an die verdrüßliche Sache mit keinem Worte mehr! Ich bedaure Sie, lieber Mann, daß Sie solche Verlegenheiten haben, und bitte sehr um Verzeihung, daß ich durch meine Gegenwart Ihre Verlegenheit vermehrt habe.

B. Ach an solche Verlegenheiten bin ich schon gewöhnt. Wenn doch nur nicht größere Verlegenheiten entstünden! oh!

J. Armer Mann!

B. Ja wohl ein armer Mann! wenn doch nur die Kinder nichts von den verfluchten Zänkereyen hörten! Wenn meine Frau aber in den Affect kommt, so hilft gar kein Bitten, keine Vorstellung mehr — die Kinder müssen alles erfahren. Sie geht oft so weit, daß sie die Kinder zu Schiedsrichtern aufruft. Was soll ich denn dabey thun? (weinend)

J. Ich kann weiter nichts sagen, als Sie bedauren.

B. Was soll ich denn thun? soll ich den Kindern sagen: eure Mutter hat Unrecht? oder soll ich sagen: ich habe Unrecht? Es ist ja eins so schlimm als das andere. Die Kinder müssen ja, wenn sie solche närrische Auftritte zwischen

den Eltern sehen, nothwendig gegen beyde die Achtung verliehren — Ranken müssen sie werden.

J. Wenn die Mißverständnisse mit Ihrer lieben Frau alle von der Art, wie das heutige sind, so haben Sie freylich allemal Recht.

B. Davon mag ich nicht urtheilen — es wäre nicht Recht, wenn ich meiner Frau, die viel Gutes an sich hat, im Rücken etwas Uebels nachreden wollte. Aber das kann ich Sie doch versichern, daß ich die Pflichten eines rechtschaffenen Ehegattens kenne und erfülle. Ich spiele nicht, ich trinke nicht, ich habe keinen verdächtigen Umgang mit Weibespersonen, meine Frau kann mir nicht vorwerfen, daß ich mir gegen eine Weibesperson nur einen einzigen unanständigen Ausdruck erlaubt hätte. Ich arbeite was nur meine Kräfte vermögen, um sie und unsre Kinder zu ernähren. Das muß sie alles, alles, eingestehen. Und doch — wenn ich nicht in allen Stücken ihren Willen thue — schilt sie mich einen gottlosen Mann — und wünscht, daß sie den Augenblick sterben möchte! ist das auszuhalten?

J. Ich bedaure Sie, lieber Mann! Aber Weiber sind Menschen, wie wir, und haben Affecten wie wir, und im Affecte ist man denn

 frey-

freylich nicht geschickt eine vernünftige Vorstellung zu fassen. Aber sagen Sie mir doch, thun Sie denn Ihrer lieben Frau nicht vernünftige Vorstellungen, wenn sie außer Affecte ist?

B. Und da muß ich denn wieder fragen: sind Sie verheyrathet oder nicht?

J. Bis itzo bin ich unverheyrathet.

B. Aha! da sitzt der Knoten! Sie kennen also die Weiber noch gar nicht. Ich muß Ihnen sagen, den mehresten Weibern fehlt das Vermögen, eine vernünftige Vorstellung zu fassen schlechterdings. Ihre Meynungen, ihre Launen — die bestimmen — ihre ganze Art zu denken und zu handeln.

J. Erlauben Sie mir, daß ich hier widersprechen muß. Das weibliche Geschlecht macht die Hälfte des menschlichen Geschlechts aus. Sie setzen also durch Ihre Behauptung die Hälfte der Menschheit tief herab. Ich bedaure, lieber Herr Bürgermeister, daß Sie mit Ihrer lieben Frau nicht glücklich leben. Aber von einer auf alle zu schliessen, das dünkt mir doch, verzeihen Sie mir, unbillig.

B. Und wer hat denn so geschlossen? Ich habe ja nur von den mehresten gesprochen. Nein, nein Lieber, ist jemand auf Gottes Erdboden,

der Hochachtung gegen das weibliche Geschlecht hat, so bin ich es. Das ist ja meine Schuldigkeit. Mein Daseyn, meiner Kinder Daseyn, verdanke ich den Weibern. Unsere erste Nahrung, die erste Richtung unsers Charakters geben uns Weiber. Wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so regieren die Weiber die Welt, weil sie uns Männer, die wir uns das Ansehen geben, als wenn wir die Weltbeherrscher wären, immer am Seilchen führen, und durch einen Blick, eine Thräne, einen Kuß, einen Händedruck, alles von uns erlangen können. Nein, mein Lieber, da kennen Sie mich noch gar nicht, wenn Sie glauben, daß ich keine Achtung gegen das weibliche Geschlecht hätte. Ich kann Ihnen gar viele Weiber nennen, die wegen ihres scharfen Blicks, ihres feinen Gefühls, ihres Verstandes, ihrer Geistesstärke — Ehrensäulen verdienen. Aber das sind nur viele, von den mehresten gilt doch immer meine Behauptung. Und — daß ich Sie überzeuge, wie discret ich gegen das weibliche Geschlecht bin, so gestehe ich offenherzig, daß ich glaube, daß wir Männer selbst uns zuschreiben müssen, wenn bey den mehresten Weibern so weniges Gefühl für Wahrheit ist.

J. Da scheinen Sie mir von einem Extremum auf das andere zu fallen.

B. Das ich nicht glaube. Wir Männer sind es doch, die den Unterricht und die Erziehung der jungen Nachwelt besorgen müssen.

J. Das versteht sich.

B. Und nun sehen Sie sich einmal um, wie erbärmlich wir für die Ausbildung der Mädchen gesorgt haben!

J. Nu, mein lieber Herr Bürgermeister, in Ansehung dieses Punkts, darf man uns wohl keine Vorwürfe machen.

B. Keine Vorwürfe?

J. Keine Vorwürfe. Denn so lange die Mädchenschulen nicht schlechter eingerichtet sind als die Knabenschulen, darf man uns wohl nicht vorwerfen, daß wir die Ausbildung der Mädchen vernachläßigten.

B. Ja nun — darinne möchten Sie nun wohl so ganz nicht Unrecht haben. Die Knabenschulen — die Knabenschulen — es ist wahr, ich bin, als Bürgermeister, Inspector über unsere Knaben- und Mädchenschulen, und daß Sie sehen, daß ich aufrichtig bin, so muß ich denn gestehen, daß die Einrichtung in der einen beynahe

so albern als in der andern sey. Wenn ich das Lesen, Schreiben, Rechnen, und die wenigen guten Sprüche ausnehme, die hier gelernt werden, so sehe ich freylich gar nichts, was gelehrt würde, das dem künftigen Bürger des Staats nützlich seyn könnte. Es ist da keine Anstalt, dem Körper Festigkeit zu geben, ihn geschickt und biegsam zu machen — keine Anstalt den Verstand zu üben, den Witz zu schärfen, das Herz zu veredeln. Ich muß es Ihnen zugeben, lieber Herr Stadtschreiber. Aber das ist ja nicht gegen mich. Ich sage, wir sorgen für die Ausbildung des weiblichen Geschlechts schlecht. Darauf antworten Sie mir, wir sorgen für die Ausbildung des männlichen Geschlechts eben nicht besser. Folgt denn nun aber wohl daraus, daß wir für die Erziehung des weiblichen gut sorgen?

J. Das folgt freylich nicht daraus. Weiter nichts kann ich daraus folgern, als daß wir die Erziehung beyder Geschlechter vernachläßigen.

B. Und also! da sind wir ja wieder zusammen. Aber sehn Sie, mit unserm Geschlechte ist es doch etwas ganz anders, als mit dem Weiblichen. Von der Schule bis zum Ehestande ist doch bey uns immer ein ziemlich großer Schritt.

Wir verlassen die Trivialschule noch vor dem vierzehnten, und verheyrathen uns nicht leicht vor dem acht und zwanzigsten Jahre. Binnen dieser Zeit durchwandern wir allerley andere Schulen. Der Studirende kommt auf die Universität.

J. Ach gehn Sie mir mit ihrer Universität!

B. Der Handwerkspursch wandert, der Kaufmannsdiener reiset, der Soldat wird von einer Provinz in die andere transportiret.

J. Ja wohl leider!

B. Je nu! dem sey nun wie ihm sey! Ich weiß gar wohl, was die Universitäten, die Wanderjahre, das Reisen und das Soldatenleben nachtheiliges haben. Das weiß ich alles mehr als zu wohl, lieber Herr Stadtschreiber! Wenn wir dieses Kapitel ausführen wollten, so würden wir heute nicht fertig. Aber bey alle dem werden wir doch in der Welt umher getrieben; wir gerathen in eine Menge Verlegenheiten, die uns zwingen unsern Verstand zu üben, uns zum Nachdenken zu gewöhnen, unsern Witz zu schärfen, wir werden bald mit diesem, bald mit jenem verständigen Manne in Verbindung gesetzt, in dessen Umgange wir wieder verlernen können, was uns in der Schule eingeprügelt wurde, und gute Grundsätze

uns erwerben, an die in der Schule nicht gedacht wurde.

Das fällt ja aber bey dem weiblichen Geschlechte ganz weg. Wenn das Mädchen aus der Schule kommt, so ist es unter der Aufsicht der Mutter, die gemeiniglich auch nicht viel klüger ist. Kaum hat es die Schule verlassen, so wird es als eine ausgebildete Person behandelt, in alle Gesellschaften, wo man uns in diesen Jahren noch als Jungen betrachtet, eingeführt, es bekommt nun Anbeter, die ihm Schmeicheleyen vorsagen; nach ein paar Jahren — husch! da ist es eine Frau! Was kann man von dieser nun wohl erwarten? In der Schule ist ihr Verstand nicht geübt, sie ist nie zum Nachdenken gewöhnt, das Gefühl für gründliche Vorstellungen ist nie geschärft worden. Denn, lieber Herr Stadtschreiber! Sie können davon nicht urtheilen! Sie sind noch unverheyrathet — Sie kennen vielleicht von dem weiblichen Geschlechte noch niemanden, als das Mädchen, das Sie liebhaben, und nehmen Sie mir es nicht übel, in Beurtheilung des weiblichen Geschlechts, darf ein Verliebter kein Votum haben. Der guckt immer durch die Brille. Sie kennen auch das Innere unsrer Schulen noch nicht.

Aber ich bin kein Ehemann, habe eine zwölfjährige Tochter, bin selbst Schulinspector — ich kann von der Erziehung der Mädchen ein Liedchen singen.

J. So singen Sie es denn!

B. Wenn Sie wollen, ich besorge aber, daß es Ihnen wenig Freude machen wird. Die Mädchenschulen werden fast durchgängig Leuten übergeben, die man für unfähig hält, Knaben zu unterrichten. Daß es nicht hier und da gute, rechtschaffne, vernünftige Mädchenschulmeister geben sollte, will ich gar nicht leugnen. Ich kenne selbst einen solchen in Ritterstadt, der so treu seinem Amte vorsteht, daß er eine Ehrensäule verdient. Aber a potiori fit denominatio, lieber Herr Stadtschreiber! und wenn Sie den großen Haufen der Mädchenschulmeister betrachten, so müssen Sie mir doch zugeben, daß unter ihnen die größten Pinsel, oft die niederträchtigsten Leute sind. In einem gewissen Orte in unserm Fürstenthume, den ich nicht nennen will, ist ohnlängst ein Schulmeister entdeckt worden, der seine ihm anvertraueten Mädchen geschändet hat.

J. Ein Schulmeister, die Mädchen geschändet?

B. Geschändet, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Das sind denn nun die Mentors, die unsere Gattinnen, die Stützen in unsern Arbeiten, die Trösterinnen, in unsern trüben Stunden, die Verfeinerinnen unsers Geschmacks, die die Mütter unserer Kinder bilden sollen. Ich schwöre Ihnen zu, daß ich manchem Schulmeister, der die Gattinnen unserer Söhne bilden soll, meine Gänse nicht anvertrauete.

J. Aber, ich bitte Sie, sorgt denn das Oberconsistorium nicht für solche Dinge, die für die menschliche Gesellschaft so wichtig sind?

B. Das Oberconsistorium? ja, das hat weit wichtigere Dinge zu thun, als daß es sich damit befangen sollte.

J. Und welches sind die? Was ist wichtiger als Menschenwohl?

B. Und wenn alle unsere Knaben Schöpse, und alle unsere Mädchen Gänse würden, und alle ehelichen, alle Vater- und Mutterfreuden aufhörten, so rührt das unser Oberconsistorium nicht. Wenn die Kinder nur fertig die Frage: Was giebt oder nützt die Taufe? Sie wirket Vergebung der Sünden, erlöset vom Tode und Teufel, und giebt die ewige Seligkeit allen,

die

die es glauben, wie solche Worte und Verheissungen Gottes lauten, und andere dergleichen Fragen, beantworten können, so ist es zufrieden —

J. Lieber Herr Bürgermeister, wenn Sie nicht so sehr das Gepräge der Rechtschaffenheit hätten —

B. So glaubten Sie mir nicht? Ey meinetwegen mögen Sie mir glauben oder nicht. Glauben Sie nur Ihren Augen! Gehen Sie selbst in die Schulen, besonders in die Mädchenschulen! und urtheilen dann! Da ist ja noch alles auf dem alten Fuß. Alles noch, wie es zu Luthers Zeiten war.

J. Luther war ein braver Mann!

B. Der war er! der war er! Aber Luther war doch nicht der liebe Gott, der für die Ewigkeit Vorschriften machen konnte.

J. Das war er freylich nicht, und hat es auch wohl nie seyn wollen.

B. Nie hat er es seyn wollen. Und doch hängt man an Luthers Katechismus noch so feste, als wenn ihn der liebe Gott gemacht hätte. Im achtzehenden Jahrhunderte müssen die Kinder gerade noch so lernen, wie im sechzehnten. Herr

Stadtschreiber, Sie können sich nichts traurigeres denken als ein Examen in der Mädchenschule, das uns in den Stand setzt, die ganze innere Verfassung derselben, zu übersehen. Ich muß einmal in meiner Jugend eine große Sünde gethan haben, daß Gott mich zum Inspector der Mädchenschule verurtheilte, und sagte, um deine schweren Jugendsünden zu büßen, sollst du jährlich zwey Tage bey einem Examen in der Mädchenschule aushalten. Das ist ein wahres Fegfeuer.

J. Und worinne besteht denn eigentlich die Plage desselben?

B. Daß man den ganzen Tag Unsinn mit anzuhören genöthigt ist, und ein Augenzeuge davon seyn muß, wie die herrlichen Keime zum Guten, die der weise Schöpfer in die jungen Seelen gelegt hat, zerknickt werden.

Das erste Leiden, das man hat, ist das Morgengebet. Herr! wenn ich mir eine rührende Scene denken kann, so ists ein Morgengebet, von einer Schaar, größtentheils unschuldiger, Kinder. Das Morgenlied der Lerchen hebt ja die Seele schon, geschweige denn das Gebet, das Lied unschuldiger Kinder. Ich dächte, wir hätten doch warlich Lieder und Gebete genug,

die den Fähigkeiten der Kinder angemessen wären, und die man ihnen in den Mund legen könnte. Aber daran denkt niemand. Da werden Lieder gesungen, davon die Kinder kein Wort verstehen, statt der Gebete, Psalmen und biblische Sprüche, die den Kindern schlechterdings unverständlich sind, und Reimchen hergeplaudert, die für sie gar nicht gehören. Das ist doch wohl wahres Seelenleiden, wenn man so etwas mit anhören muß, wie von der schönen Gelegenheit, die jungen Menschenseelen nach und nach zur Bekanntschaft mit Gott zu bringen, ein so verkehrter Gebrauch gemacht wird! Dann folgt ein anderes Leiden — man muß die Lectionen mit anhören, die die Kinder das halbe Jahr hindurch gelernt haben. Die einzige Erquickung die man dabey hat, ist das A B C, das Buchstabiren und das Lesen, und das Durchsehen der Schreibbücher. Denn da hört und sieht man doch etwas, wovon man sich Nutzen für die Zukunft versprechen kann. Dann folgt aber solcher Unsinn, daß ich gewöhnlich nach einem solchen Examen Rhabarber nehmen muß, um die Galle wieder abzuführen, die mir den Tag zuvor in den Magen getreten ist.

Stellen Sie sich vor eine Zahl von zwey bis dreyhundert Kindern, die von früh sieben Uhr, bis Nachmittags fünf Uhr, gerade wie die Staaren, Sachen herplappern, davon sie kein Wort verstehen, die ihnen nicht den geringsten Nutzen schaffen — und urtheilen dann!

J. Und was für Sachen sind das denn?

V. Erstlich das Gesangbuch, ohne alle Auswahl der Lieder. Z. E. Ich armer Mensch, ich armer Sünder, steh hier vor Gottes Angesicht — ein Lied, das für einen armen Sünder im eigentlichen Verstande gehört, das aber Unsinn ist, wenn es von einem unschuldigen Kinde gebetet wird. Zweytens, das Psalmbuch ohne Auswahl. Drittens, die Bibel ohne Auswahl. Viertens, ein Spruchbuch ohne Auswahl. Fünftens, das Evangelienbuch, mit allen den sonderbaren Reimen, die ihm, ich weiß nicht welcher Schulmeister beygefügt hat; sechstens, der Katechismus, ohne alle Erklärung; siebendens, der Himmelsweg.

J. Was ist denn das, der Himmelsweg?

V. Es ist halt ein Buch, dessen Verfasser rühmt, daß daraus ein Kind in vier und zwanzig

Stun-

Stunden lernen könne, den Höllenweg vermeiden, und in Himmel kommen.

J. Nun das muß traun ein wichtiges Buch seyn. Ich besorge aber, daß es in die Classe der geschwinden Lateiner und der allzeitfertigen Briefsteller gehöre.

B. Es könnte, mit einigen Abänderungen ein ganz gutes Buch werden, wenn man davon Gelegenheit nähme, sich mit den Kindern über die Grundsätze der Religion, und die Bestimmung des Menschen zu unterreden. Aber Unterredung mit Kindern ist eine Sache, für die man in unserer Mädchenschule gar keinen Sinn hat. Es sind Fragen und Antworten, die, ohne alle Erklärung, auswendig gelernt werden.

So ärgerlich es nun ist, daß die Kinder gezwungen sind, Sprüche, Verse und Lieder herzusagen, davon sie kaum das zehnte Wort verstehen; so ist es doch noch weit unsinniger, wenn sie Antworten geben, die auf die Fragen eben so passen, als wenn Sie mich fragten: Sagen Sie mir doch, welche Zeit es nach Ihrer Uhr ist? und ich antwortete: Dreyfach, das Thierreich, das Mineralreich und das Pflanzenreich.

J. Ich verstehe Sie nicht.

B. So will ich es Ihnen erklären. Sehen Sie, jedes Kind hat die Fragen und die Antworten, die im Examen vorkommen, gedruckt in der Hand. Weil aber der Schulmeister doch einsieht, daß es den Kindern unmöglich sey, eine solche Menge Fragen und Antworten, die, wenn man sie zusammen drucken ließ, vielleicht ein Alphabet betragen möchten, in ihr Gedächtniß zu fassen; so theilt er jedem Kinde die Beantwortung einer bestimmten Anzahl von Fragen zu. Z. E. Anne bekommt 1—5, Christine 6—9, Caroline 10—12, u. s. w. Wenn nun Anne nicht zugegen ist, so beantwortet Christine Annens und Caroline Christinens Fragen, und so geht es immer fort, es fallen immer Antworten, die gar nicht zu den Fragen gehören.

J. Das ist doch aber das tollste, was man sich denken kann. Merkt es denn der Schulmeister? merken es denn die Kinder nicht?

B. Keines von beyden. Der Schulmeister ist von Begierde sein Examen zu endigen, die Kinder sind von Begierde, sich ihrer Bürde zu entledigen, so eingenommen, daß jener nur auf seine Fragen, diese nur auf ihre Antworten den-

ken, und weder jener noch diese bemerken, wie Frage und Antwort zusammen passen. Es geht soweit, glauben Sie mir, als einem ehrlichen Manne, daß der Schulmeister die Fragen gar nicht aussagt, und die Mädchen die Fragen gar nicht abwarten, sondern gleich bey dem ersten Worte mit der Antwort einfallen. Z. E. An statt zu fragen: wer hat dich erschaffen? wer hat dich erlöset? wer hat dich geheiliget? fragt der Schulmeister nur: wer hat dich? wer hat dich? wer hat dich? Nun stellen Sie sich vor, daß die Anna, die das dreymalige wer hat dich? beantworten soll, fehle, daß statt ihrer die Christine, statt dieser die Caroline antworte, und bedenken nun selbst was für ein Contrast an den Tag kommen müsse. Um es Ihnen begreiflich zu machen, will ich doch einmal die Person des Schulmeisters, der Catharine und der Caroline vorstellen.

Sch. Wer hat dich?

C. Ja.

Sch. Wer hat dich?

C. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erden.

Sch. Wer hat dich?

C. Ja.

Sch.

Sch. Ist denn der Vater?

C. Im Anfang war das Wort, und das Wort war bey Gott, und Gott war das Wort.

Sch. Woher?

C. Ja.

Sch. Ist denn?

C. Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seyd, und der Geist Gottes in euch wohne.

J. Ach ich bitte Sie! hören Sie auf, das ist nicht auszuhalten — das sprengt das Zwerchfell. Ha! ha! ha! Ist denn? Wisset ihr nicht —

B. So geht es, fast das ganze Examen durch. Nun überlegen Sie selbst, lieber Herr Stadtschreiber, wo sollen da die armen Mädchen, bey einem solchem Unterrichte Ausbildung ihres Verstands, wo Empfänglichkeit für vernünftige Vorstellungen herbekommen? Und so lange das nicht anders wird, so wirds auch mit der ganzen Erziehung nicht viel anders werden. Schafft uns, Ihr Herren Pädagogen, erst vernünftige Weiber und Mütter — dann schreibt! So lange dieß nicht ist, hilft alle das Schreiben nichts. Ich habe die mehresten neuen pädagogischen Schriften, und suche meine Kinder darnach zu erziehen,

was ich aber in einer Woche erbaue, das reißt meine Frau in einer Stunde wieder nieder.

Vorigen Monat spielte ich ihr das Krebsbüchelchen in die Hände —

J. Was ist das für ein Büchelchen?

B. Wir nennen es hier zu Lande das Krebsbüchelchen, weil auf der Vignette ein Krebs mit seinen Jungen abgebildet ist. Eigentlich heißt es aber: **Anweisung, zu einer, zwar nicht vernünftigen, aber doch modischen Erziehung der Kinder.**

J. Das soll wohl Satyre seyn?

B. Eine bittere Satyre auf die gewöhnlichen Fehler der Erziehung. Es ist da alles so anschaulig gemacht, daß es auch Leute begreifen müssen, die sonst gar keine Fähigkeit haben, eine vernünftige Vorstellung zu fassen.

Meine Frau begriff es auch, warf es aber im Zorne auf die Erde, und sagte: das hat ja ein dummer Kerl gemacht! es ist ja ordentlich, als wenn er mich zum Besten hätte! Unterdessen hat es doch etwas gewirkt. Aber — tausend —

Fortsetzung.

J. Warum sind Sie so ängstlich?

B. Ueber den albernen Auftritt mit meiner Frau vergesse ich auch alles — Kein Wunder wäre es, bey meiner Ehre! Es hat mir den Kopf ganz verrückt. (In den Taschen hin und her suchend) wenn ich ihn doch nur bey mir hätte! Nach Hause mag ich auch nicht wieder gehen! Was mach ich? Da hab ich einen Steckbrief bekommen —

J. Vermuthlich wegen eines katholischen Geistlichen?

B. So? wissen Sie — aber was geht mich der katholische Geistliche an. Der arme Teufel, wer weiß was für alberne Streiche man mit ihm gespielt hat. Aufsuchen muß ich ihn auf alle Fälle, wenn ich ihn aber nur nicht finde, dann ist es gut. Durch mich soll, so wahr der Himmel über mir ist, kein Mensch unglücklich werden. Itzo seyn Sie so gut, lieber Freund, und gehen in Ihren Gasthof, damit ich Zeit gewinne, zu überlegen, wie ich die Sache am klügsten angreife. In einer halben Stunde komme ich nach, lasse den Gasthof durch den Rathsdiener durchsuchen und alles arretiren, was mir verdächtig ist.

Ich verstand den Wink des braven Bürgermeisters, eilte, so geschwind ich konnte, nach dem Gasthofe zurück, gab dem Geistlichen meinen Oberrock, trieb ihn fort, und bestimmte ihm, auf dem Wege nach Carmin, einen Ort, wo er meiner warten sollte. Kaum war er soweit, daß ich glaubte, er sey außer der Stadt, so kam der Bürgermeister, mit vollkommener Amtsmiene, und fragte: Logiren Fremde hier?

In der obern Etage, sagte der Wirth.

Der Bürgermeister kam trotzig herauf, riß meine Thür auf, und sagte — nu, den Herrn kenne ich schon, logirt hier sonst niemand?

W. Gar niemaud.

B. Logirt hier kein katholischer Geistlicher?

W. Wenn es Ihnen beliebt selbst nachzusuchen, so werden Sie niemanden finden, als den Herrn hier, der, wie Sie selbst wissen, gestern spät hier angekommen ist.

B. Werner! durchsuche er, Haus, Ställe, und Scheuer! Alles durchsuche er, das sage ich ihm. Ich bin Bürgermeister in Insefeld, und muß meine Pflicht erfüllen. Und wenn ich den katholischen Geistlichen bey ihm finde, Herr Wirth! Das sage ich ihm, so muß ich ihn um schweres Geld strafen.

W.

W. Ich unterwerfe mich der gnädigen Strafe. Nach einer Viertelstunde ohngefähr kam der Rathsdiener zurück, und versicherte, er habe niemanden gefunden.

Das ist sein Glück, Herr Wirth, sagte der Bürgermeister mit affectirtem Ernste, wendete sich dann lächelnd an mich, und nahm, mit einer herzlichen Umarmung, von mir Abschied.

Es ist auch wohl Zeit, daß ich von Ihnen Abschied nehme, ehe Sie des Lesens überdrüßig werden, und meinem Briefe selbst den Abschied geben.

Ich thue es, mit der aufrichtigen Versicherung, daß ich Lebenslang sey

der Ihrige

Zellnik.

Zehnter Brief.

Der Diakonus Rollow an seine Frau.

Grünau den 9ten Febr.

Meine Liebe!

Du machst mir mit Deiner Zurückreise die Zeit so lang, daß ich beynahe auf den Verdacht komme,

 Du

Du habest mich und Deine armen Kinder ganz vergessen. Freylich wirst Du die Schuld von der Verzögerung auf Henrietten schieben. Allein sie hängt doch von Dir, und Du nicht von ihr ab. Es wird ihr ohne Zweifel daran gelegen seyn, ihres guten Carls Zurückkunft abzuwarten! Sie sollte aber doch bedenken, daß mir und unsern lieben Kindern auch sehr viel an Deiner Gegenwart liege. Wie kann man mir es denn bey meinen vielen Geschäften zumuthen, daß ich mich auch noch um die Küche und um die Verpflegung der Kinder bekümmern soll?

Ich bitte Dich also, meine Gute, daß Du, sobald Du diesen Brief bekommst, sogleich Anstalt zu Deiner Heimfahrt machest. Henriette wird hierzu um so williger ihre Einwilligung geben, wenn Du sie in meinem Namen versicherst, daß Herr von Carlsberg, unter einem Monate, nicht zurück kommen werde, indem er, wie ich gewiß weiß, eine nothwendige Reise hat unternehmen müssen, zu welcher ihn die Liebe zu Henrietten veranlaßt hat.

Ich bin euch Leutchen gestern bis Troppenheim entgegen gereißt, schmeichelte mir mit der Hoffnung, von euch daselbst gefunden zu werden: nachdem

ich

ich aber einige Stunden vergeblich gewartet hatte, mußte ich leider, mit fehlgeschlagener Erwartung, zurückziehen.

Aber wo blieben unterdessen, fragst Du, meine armen Kinder?

Die blieben zu Hause.

Ey, Du böser Mann! sagst Du weiter, wie konntest Du es doch über Dein Herz bringen, die guten Kinder sich so selbst zu überlassen!

Kann nichts helfen. Du hast ja mit dem Verlassen den Anfang gemacht —

Doch es ist mir unmöglich Dich länger zu ängstigen, ob ich gleich dazu Lust habe. Ich will Dir also alles erzählen, wie es gewesen ist.

Die Frau von Rosewitz kam zu mir, und bat mich, ihre zwey Söhne von Troppenheim abzuholen. Ihre wiederholten Bitten, und die süße Hofnung, Dich liebes, gutes, Weib in Troppenheim umarmen zu können, überwanden alle Bedenklichkeiten. Ich entschloß mich zur Reise, nachdem ich zuvor unsere lieben Kinder zur Frau Hofräthin Grimmlein gebracht, und sie gebeten hatte, dieselben, während meiner Abwesenheit, unter ihre Aufsicht zu nehmen.

Hier könnte ich nun schließen. Da mir aber keine Zeit angenehmer verstreicht, als die ich mit Dir, meine Gute, verplaudere; so kann ich nicht umhin, mich noch einige Augenblicke mit Dir zu unterhalten, und Dir eine kleine Schilderung von der Schule zu Troppenheim zu geben.

Den Rektor kennst Du schon aus einem Briefe, den uns einmal der Herr von Carlsberg, von seinem Vetter, vorlas; die Einrichtung der Lectionen will ich Dir auch nicht beschreiben, weil sie Dich wenig intereßiren wird. Nur von der äusserlichen Einrichtung will ich Dir etwas mittheilen.

Bedenk einmal, die bedaurenswürdigen Kinder, die hier erzogen werden, kommen, während ihres Hierseyns, kaum eine Stunde weit von ihrer Schule, und auch dieß äusserst selten, die ganze übrige Welt bleibt ihnen unbekannt.

Wenn ihre Schulstunden geendigt sind: so begeben sie sich je sechs und sechs auf ihre Stuben, wo sie, ganz ohne Aufsicht, sich selbst überlassen sind. Stelle Dir einmal vor junge Leute, ohne Erfahrung, ohne moralische Grundsätze, davon wenigstens die Hälfte, wenn sie in die Schule kommen, ihre Unschuld verlohren hat — sich selbst überlassen, ohne Aufsicht!

Nach

Nach Tische, halb neun Uhr, gehen sie alle in einen gemeinschaftlichen Schlafsaal, wo sie alle, funfzig an der Zahl, ohne die geringste Aufsicht, schlafen.

Ich entsetzte mich, da mich ein Schüler, der mir den Schlafsaal zeigte, dieses versicherte, verbarg übrigens meinen Unwillen gegen ihn, so viel ich konnte.

Bey Tische aber, da ich neben dem Rektor saß, konnte ich nicht länger an mich halten, sondern ließ mich mit ihm, da er mir die großen Fortschritte lobte, die seine Schüler im Lateinischen und im Griechischen machten, in folgendes Gespräch ein.

J. Das ist recht sehr gut, lieber Herr Rektor, daß ihre Schüler Lateinisch und Griechisch lernen, und hierdurch einen Schlüssel zu einer Vorrathskammer bekommen, die sehr gemeinnützige Kenntnisse in sich faßt: denn die Fertigkeit in diesen Sprachen werden Sie doch selbst für nichts weiter als für einen Schlüssel halten. Ich zweifle auch nicht, daß Sie ihnen den Schlüssel zu dem herrlichen Magazine geben werden, das unsere Deutschen und Französischen Gelehrten gesammlet haben.

R. Um Vergebung! was wollen Sie damit sagen?

J. Dieses, daß ich voraus setze, Ihre Kinder lernen auch Deutsch und Französisch.

R. Hum! was das Deutsche betrift, so ists ja ihre Muttersprache, die sie alle schon können, und das Französische — das geht mich nichts an. Ich will, lieber Herr Diakonus, Gelehrte erziehen, und das Französische ist keine gelehrte Sprache.

J. Dagegen könnte nun freylich manches noch eingewendet werden, das ich aber, um keinen Wortwechsel zu veranlassen, mit Stillschweigen übergehe. Nur eine Frage bitte ich mir zu beantworten, lieber, guter, Herr Rektor! wie steht es denn mit der Unschuld Ihrer lieben Schüler? Sind Sie denn versichert, daß sie alle reines Herzens sind?

R. Ich antworte Ihnen mit den Worten der Schrift: wer will einen Reinen finden, bey denen, da keiner rein ist?

J. Recht gut. Ich glaube es gern, daß niemand ganz rein, ganz frey von unordentlichen Begierden und Leidenschaften ist. Das will ich aber mit meiner Frage gar nicht sagen. Ich will mich

mich deutlicher erklären: sind Sie denn versichert, daß Ihre Schüler nicht etwa ihren Leib entehren, den Tempel Gottes verderben? Verstehen Sie mich nun?

R. (betreten) Ich weiß nicht, was Sie mit dieser Frage haben wollen. Es hat mir deswegen schon ein gewisser Oberster, der seinen Sohn hier hatte, Vorwürfe gemacht. Lieber Gott! man thut alles was man kann, man hält die jungen Leute zum Beten und zum Singen an, man schärft ihnen das göttliche Wort ein, das Uebrige überläßt man dem göttlichen Schutze. Ja, ja dem göttlichen Schutze. Der Herr hat seinem Engel befohlen über dir, das sagt meine Bibel, die Neuern wollen aber freylich die Engel wegdisputiren.

J. Zu dieser Art von Neuern gehöre ich gar nicht, lieber Herr Rektor. Ich glaube von ganzem Herzen, daß es Geister giebt, die vollkommner sind, als Sie und ich, und die Gott verordnet hat über unser Wohl zu wachen. Aber wir gehören gewiß auch mit zu diesen Geistern. Der vorzüglichste Engel, dem meine Kinder anvertrauet sind, bin ich, und der unmittelbare Schutzengel Ihrer lieben Jugend sind Sie, lieber Herr Rektor!

R.

R. Wir sind arme Menschen, und das ist unser Reichthum vor Gott, daß wir uns für arme, verlohrne und verdammte Menschen halten. Ich erkenne meine große Unwürdigkeit, und verlasse mich deswegen lediglich auf Gottes und seiner heiligen Engel Schutz, dem ich auch täglich, in meinem Morgen- und Abendgebete, meine lieben Schüler empfehle. Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist, lieber Herr Diakonus. Sie scheinen aber leider nicht viel vom Gebete zu halten.

J. Das können Sie nicht wissen. Ich rühme mich des Gebets nicht, nur dieß muß ich gestehen, daß ich allemal, nach geendigtem Gebete, mich gestärkt zu meinen Pflichten fühle, und sehr geneigt bin, meine Schuldigkeit zu thun. Nach meiner Meynung ist also die vorzüglichste Wirkung des Gebets diese, daß es Lust und Kraft giebt, unsere Schuldigkeit zu thun.

R. Und thu ich denn meine Schuldigkeit nicht? ich alter Mann, der im Schulstaube grau geworden ist, thu ich denn etwa meine Schuldigkeit nicht? Was doch ein Schulmann sich alles muß nachreden lassen. Vom Morgen an bis in die Nacht arbeite ich, und lehre und predige,

und habe schon so viele tüchtige Männer gezogen, unser Herr Pfarrer, der den Suetonius edirt hat, hat zu meinen Füßen gesessen — und soll doch meine Schuldigkeit nicht thun?

J. Ich weiß nicht, warum Sie sich getroffen fühlen, Herr Rektor! Da ich doch noch gar nicht gesagt habe, daß Sie Ihre Schuldigkeit nicht thäten. Da Sie mir aber so vieles von der Beobachtung Ihrer Schuldigkeit sprechen, so nöthigen Sie mich, Ihnen zu sagen, daß ich es für die erste Pflicht des Erziehers halte, darauf zu sehen, daß seine Zöglinge nie ohne Aufsicht zusammen schlafen.

R. Ich habe keine Zöglinge, lieber Herr, dieß Wort, das von Dessau herkommt, habe ich immer verabscheuet. Schüler habe ich.

J. Ey meinetwegen mögen Sie Zöglinge, oder Schüler haben! Auch Schüler, und überhaupt junge Leute, sie mögen Schüler, oder Zöglinge oder Eleven, oder Pensionairs heißen, dürfen nie nie ohne Aufsicht schlafen. Das ist eine Sünde gegen die Natur. Bey Ihnen schlafen ja sogar in manchen Betten zwey und zwey zusammen, anderer ihre Bette sind so nahe bey einander, daß es eben so gut ist, als wenn sie selbander zusammen lägen.

R. Da sehen Sie ja, daß ich meine Schuldigkeit thue. Mit gutem Vorbedachte habe ich sie so nahe zusammen gebettet, daß, wenn dem einen etwas zustößt, er sogleich den andern wecken kann. Sehen Sie, daß ich meine Schuldigkeit thue?

J. Ich merke wohl, daß hier der Ort nicht ist, über Schulverbesserung zu sprechen. Wenn Sie die Winke nicht verstehen, die ich Ihnen gegeben habe, so scheint es, als wenn Sie mit der Pest, die in den mehresten Schulen und Erziehungsanstalten und in Ihrer Schule *) vorzüglich, graßiret, gar nicht bekannt wären. Es ist also das Beste, das ich abbreche. Die Zeit ist ohnedieß

* „Auf was für eine Schule mag wohl hiermit gezielet seyn? fragen einige meiner Leser. Ganz gewiß ist damit die Schule in N. gemeynt.“ Ganz recht, auf die Schule wird gezielt, wo die Schüler noch mit langen Mänteln in die Schule kommen, und zu funfzigen, ohne Aufsicht, bey einander schlafen. Da ich die Schwierigkeiten gar wohl kenne, die, bey Abschaffung alter Mißbräuche, sich zeigen, da es mir nur allzubekannt ist, daß auch der redlichste und thätigste Mann nicht immer so handeln kann, als er will: so gebietet mir die Pflicht der Schonung diese Schule Troppenheim zu nennen, und ihren wahren Namen zu verschweigen. Sollte aber, nach

dieß da, mit den jungen Rosewitzen aufzubrechen. Erlauben Sie mir, daß ich aufstehen darf.

Diese Erlaubniß erhielt ich, ohne Weigerung, und verfügte mich sogleich zu den beyden Rosewitzen, um ihnen zu sagen, daß sie nun mit mir abreisen sollten.

Da ich zu ihnen kam, waren sie beyde damit beschäftigt, sich in die Stammbücher einzuschreiben, die ihnen ihre Mitschüler gebracht hatten.

Im Augenblicke sind wir fertig, lieber Herr Diakonus, sagten sie.

Schreiben Sie immer, war meine Antwort, Sie erfüllen itzo die Pflicht der Freundschaft, darinne will ich Sie nicht stören.

Da

nach Verlauf einiger Zeit, noch keine Anstalt gemacht werden, diese großen, aus dem Mönchthume entspringenden, gegen alle pädagogischen Grundsätze streitenden, Mißbräuche wegzuschaffen: so erfordert es die Pflicht, die ich meinem Nebenmenschen schuldig bin, diese Schule öffentlich zu nennen, und alle Eltern dafür zu warnen. Es ist doch keine Kleinigkeit, wenn solche Mördergruben in einem gesitteten Staate geduldet werden, wo unwissende Kinder ihre Unschuld, Tugend und Leben verliehren.

d. H.

Da ich nun aber einige Minuten Langeweile hatte, nahm ich ein Stammbuch in die Hand, um zu sehen, was sie eingeschrieben hätten. Sie hatten lauter lateinische Sentenzen eingetragen, und unten drunter geschrieben — rathe einmal was? — am Tage meines Abschieds aus diesem Jammerthale.

Ich kehrte mich, da ich dieß las, sogleich nach dem Fenster um, um das Lachen zu verbergen.

Sobald ich darüber Herr geworden war, nahm ich eine ernsthafte Miene an, faßte den ältern Rosewitz bey der Hand, zog ihn nach dem Fenster zu und fragte: was haben Sie hier eingeschrieben?

Er wurde blutroth, schlug die Augen nieder und schwieg stille.

Wie können Sie aber, fragte ich weiter, die hiesige Schule ein Jammerthal nennen? Sehen Sie den Strom, der dort rauscht, die schöne Pläne, die vor Ihnen sich ausbreitet, das anmuthige Wäldchen, das dort in der Entfernung liegt! Wie viele tausend Blumen müssen hier blühen, wie viele Vögel singen! Ist das ein Jammerthal?

R.

R. Was hilft mir denn das alles? ich darf ja nicht an den Strom gehen, darf nicht auf der Wiese herumlaufen, und in das Wäldchen bin ich noch niemals gekommen.

J. Sind Ihnen denn gar keine Spatziergänge erlaubt?

R. Das wohl. Aber es sind gar keine rechten Spatziergänge. Wir dürfen auf denselben gar nicht hüpfen und springen, und wenn wir an einen hübschen Ort kommen, so müssen wir auch sogleich wieder zurückgehen. Wenn wir einmal ein Bischen lustig gewesen sind, so bekommen wir Schläge.

J. Schläge?

R. Ja wirklich (schluchzend) vor etlichen Wochen noch hatten wir uns ein Bischen geschneeballet, da bekamen wir alle Schläge.

J. Wenn Sie nun aber auch nicht viel ausgehen dürfen, so haben Sie doch zu Hause es sehr gut. Sie haben doch einen recht guten Tisch.

R. Ey schade für den Tisch!

J. Und haben so hübsche Gesellschaft —

R. Eine schöne Gesellschaft! ich will, (weinend) dem lieben Gott danken, wenn ich aus dieser Gesellschaft weg bin.

J. Wie so?

R. Die turbirt ja einen den ganzen Tag. Die Großen machen immer dummes Zeug, und wenn man es dem Herrn Rektor sagt, so haben Sie einen alle zum Narren. Mich heißen Sie den Blaustrumpf, und Wilhelmen den Klätscher.

J. Vergessen Sie was geschehen ist! gehen Sie zu allen Ihren lieben Mitschülern, und nehmen von ihnen freundschaftlichen Abschied. Ende gut, alles gut!

R. Das kann ich wohl thun!

Er und sein Bruder thaten es, mit einiger Rührung. Kälter habe ich aber nicht leicht einen Abschied gesehen, als dieser, in Ansehung der übrigen Schüler, war. Den mehresten schien es einige Ueberwindung zu kosten, sich zu einer Umarmung zu bequemen, und fast alle stellten sich dabey so kalt und steif an, daß ich mich in meinem Innersten, über ihre Fühllosigkeit, über ihren Mangel an Theilnehmung, betrübte. Nur ein kleiner, der noch die Unschuld in seinem Gesichte trug, und, wie ich hörte, erst vor einigen Wochen angekommen war, hieng etwa eine halbe Minute lang an den Abgehenden, und weinte recht herzlich. Vermuthlich wird er in dieser Schule sich

nie

nie wieder von einem Abgehenden, mit so herzlicher Rührung trennen. Denn Gefühl für Liebe und Freundschaft scheint eine Pflanze zu seyn, die auf Troppenheimischen Boden nicht fortkommt.

Ich umarme Dich, meine Liebe, und unsere gute Henriette, und bitte, auf das baldigste mit Deiner Gegenwart zu erfreuen, Deine guten Kinder und

Deinen

Dich innigstliebenden

Rollow.

Elfter Brief.

Der Feldprediger Wenzel an Carl von Carlsberg.

Carmin den 12ten Febr.

Mein lieber guter Carl!

Lange hat mir kein Brief solche Freude gemacht als Ihr letzter, in dem Sie mir melden, daß die Entführte, die wir, als irrende Ritter, aufgesucht haben, Ihre Henriette nicht gewesen sey. Gott stehe der Unglücklichen, die uns anrief, bey! Denn da ich, alle meines Nachsuchens ohngeachtet,

keine Spur von ihr habe ausfindig machen können, so sitzt sie gewiß zwischen vier Mauern feste.

Ich habe den ganzen Strich, von Kolchis bis Carmin, und von da bis Herrenstadt, durchreist, habe alle Oerter, die mir nur einigermaßen verdächtig waren, vorzüglich die Güter Ihrer Frau Mutter, durchsucht, habe aber nirgends eine Nachricht eingezogen, die weitere Auskunft geben könnte.

Der letzte Ort, den ich besuchte, war Herrenstadt. Denn Ihr Bruder, Ihr Bruder — der war die Person, auf die ich, in Ansehung der Entführung Henriettens, den größten Verdacht hatte. Sie kennen ihn so gut als ich, und also werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen meine Meynung von ihm, ohne alle Zurückhaltung, schreibe.

Ohne Zweifel werden Sie sich wundern, wenn ich Ihnen melde, daß er durchaus der Mann nicht mehr ist, der er vor einem halben Jahre war. Wollte Gott, ich könnte Ihnen auch melden, daß er vernünftiger geworden wäre.

Da ich in sein Zimmer trat, fand ich nicht mehr den Mann, der, wie sonst, mit frecher Stirn, mir entgegen trat, und einige Sottisen

sagte. Mit gesenktem Kopfe, trüben Blicke, und niedergeschlagnen Augen, gab er mir treuherzig die Hand und sagte: Seyn Sie mir willkommen, lieber Herr Feldprediger!

J. Gott sey mit Ihnen, Herr von Carlsberg! Warum sind Sie so traurig?

Br. Ich bin nicht traurig — nie war ich so vergnügt, als itzo.

J. Da müßten meine Augen mich trügen — Ihr Blick ist so trübe, Ihre Miene so kleinmüthig — haben Sie vielleicht Sorgen?

Br. Sorgen? deren habe ich viele gehabt, aber, (lächelnd) dem Urquell aller Weisheit sey es gedankt! Nun — nun — sind meine Sorgen gemindert, und bald — bald, sind sie ganz geendigt.

J. Das freuet mich. Darf ich das Geheimniß wissen, das diese glückliche Veränderung so schleunig bewirkt hat?

Br. Das Centrum liegt tief, aus dem Liebe und Leben urständet, und nicht allen ist es gegeben, es zu finden.

J. Oh! Sie sind also wohl ein Goldmacher?

Br. Ich wäre es nicht, wenn ich mich rühmte es zu seyn. Die Erzeugung geschieht allemal im Dunkeln.

J. Also sind Sie es, weil Sie sich nicht rühmen es zu seyn?

Br. Wie Sie wollen.

J. Verzeihen Sie mir eine Frage! nicht um Ihnen die Kunst abzulernen, Gold zu machen, dessen ich nicht bedarf, weil ich immer soviel Gold, als ich nöthig habe, im Beutel führe, sondern —

Br. So? Sie haben also immer soviel Gold im Beutel, als Sie bedürfen? Sie sind also gewiß ein Adeptus — das habe ich lange gemerkt.

J. Der bin ich auch. Der Weise ist Herr über alle Elemente, auch über die Metalle, und schaft sich deren soviel er bedarf.

Br. Das ist die Sprache des wahren Adepten. Er preißt im Stillen den Weltgeist, der ihn zum Centrum führte, treibt im Verborgnen die Rotation, nimmt aber davon nicht mehr als er bedarf. Solche Adepten, in den Mysterien der göttlichen Sophia initiirt, hat es zu allen Zeiten gegeben. Da war der Theophrastus Paracelsus, Hermes Trismegistus, der erleuchtete Mann Gottes, Jacob Böhm —

J. So weit dürfen Sie nicht zurück gehen. Wir haben in neuern Zeiten Exempel genug.

Br.

Br. O ja! des Feuers Urquell versiegt nie, und der rothe Löwe erscheint allen, die ihn mit Hingebung suchen. Mir Unwürdigen hat der Weltgeist selbst die hohe Gnade ertheilt, daß ich mit Weisen in Verbindung gekommen bin, die bis zum Centrum drangen. Ich darf mich wohl nicht erkühnen, Sie zu fragen, wer die Adepten sind, die Sie die Gnade hatten, kennen zu lernen?

J. Und warum nicht? da ist der Friedrich der Einzige zum Exempel.

Br. Ja, ja von dem habe ich lange so etwas vermuthet.

J. Sie brauchten es nicht zu vermuthen — es liegt ja am Tage. Er erbte eine Armee von sechzigtausend Mann, und hat itzo wenigstens zweyhunderttausend — hat sein ganzes Land umgeschaffen — hat es bevölkert, hat aus Morästen, tragbare Felder gemacht, neue Kanäle angelegt, Kriege geführt, die das Erstaunen der Nachwelt erregen werden — hat neue Dörfer und Vestungen erbauet — hat Geld zu dreyßig bis hunderttausend seinen Unterthanen ausgetheilt, und dem allen ohnerachtet hinterläßt er einen Schatz, der den weit übersteigt, den er von seinem verstorbenen Vater erbte — Was sagen Sie hierzu?

Br. Da braucht es ja weiter keines Sagens, die Sache liegt am Tage.

J. Und unser Kayser —

Br. Ja, ja, da mag wohl auch so etwas paßiren.

J. Je nothwendig — Immer erweitert er seine Gränzen, setzt Kolonisten zu tausenden an, baut neue Pflanzörter, vermehrt seine Armee, giebt Witwen und Waisen Pensionen, und hat demohnerachtet immer Geld im Ueberfluß.

Br. Sie sind mir ein Engel Gottes! Nun werde ich mein Werk mit noch einmal so großer Freudigkeit treiben.

J. Und in niedrigen Ständen erwärmt auch das Urlicht die wenigen Auserkohrnen mit seinem allbelebenden Feuer. Haben Sie nichts von dem Schweizerischen Bauer Kleinjogg gelesen?

Br. Es ist mir so.

J. Der stieg in kurzer Zeit, von der Armuth so weit, daß er sein überflüßiges Auskommen hatte, und, wegen seiner Oekonomie so berühmt wurde, daß ihn alle Reisende, selbst Fürsten, besuchten.

Br. Da haben wir es ja! Und doch will man der Macht des Weltgeistes Gränzen setzen,

und

und die Möglichkeit der Verwandlung der Metalle bezweifeln. Was halten Sie von der Goldtinctur? Glauben Sie nicht, daß Gott denen, die ihn suchen, das Geheimniß offenbare, sein Leben zu verlängern, und einer ununterbrochnen Gesundheit zu genießen?

J. Haben Sie mich je krank gesehen?

Br. Wahrhaftig nie! Bey Gott nie! und ich war so verblendet, daß ich hierauf nie aufmerksam wurde. O Segen Gottes über Sie, Kind des Lichts, (mich umarmend) Initiirter in den Mysterien der göttlichen Sophia. Ohne Zweifel ist Ihnen auch die Gnade zu Theil geworden, des seligen Umgangs mit Geistern zu genießen?

J. Solcher Glückseligkeit rühmt man sich nicht. Doch sind, das muß ich bekennen, die seligsten Stunden meines Lebens immer diejenigen, die ich im Umgange mit dem Obersten der Geister zubringe.

Br. O Mann Gottes! Gesegneter des Herrn! Wollen Sie mir Unwürdigen nicht wenigstens einen Tropfen aus dem Strome zutröpfeln lassen, den ihnen die himmlische Sophia gezeigt hat?

J. Lieber Herr von Carlsberg! nicht allen ists gegeben, das Geheimniß zu fassen.

Br. Ich werde aber noch durchschauen durch die ägyptische Finsterniß — schon hat sich mir der Radius gezeigt! O nur einen Wink, göttlicher Mann! nur einen Wink, dann wird mir das himmlische Licht erscheinen, und mich weiter leiten.

J. Ich glaube Ihnen keinen vernehmlichern Wink geben zu können als diesen, daß ich Ihnen meine Verfahrungsart bey dem Processe sage.

Br. Das wollen Sie?

J. Das will ich. Ich besorge aber, daß Sie mich nicht verstehen werden. Denn vor vieler Antlitz hängt die Decke Mosis, die sie hindert, daß sie nicht sehen mögen, die hellen Strahlen der göttlichen Alethia. Hören Sie also! Mein erster Grundsatz ist der: brauche die Kräfte, die dir dein Schöpfer verliehen hat, zu Beförderung, deiner und deines Nebenmenschen Glückseligkeit, und richte deswegen mit möglichster Treue die Geschäfte aus, die das Amt erfordert, das dir Gott anvertrauet hat! Zweyter Grundsatz: wenn Schwierigkeiten eintreten, oder deine Bedürfnisse sich vergrößern, so werde nicht kleinmüthig,

müthig, sondern zeige destomehr Muth, und denke nach, wie du die Schwierigkeiten überwinden, und woher du deine neuen Bedürfnisse nehmen willst. Dritter Grundsatz: vermeide allen Aufwand der für dein und anderer Menschen Wohl entbehrlich ist.

Hier haben Sie, lieber Herr von Carlsberg, das ganze Mysterium der himmlischen Sophia, die alle Sterbliche erwärmet, die für Wärme Empfänglichkeit haben. Durch dieses Geheimniß steigt unser großer Kayser zu der Höhe, bey deren Anblick uns schwindet; durch dieses Geheimniß ward der Preussen großer König das, was er ist — der Schöpfer eines neuen Landes, der Vater und Versorger von Millionen, der Besitzer eines so großen Schatzes. Durch den Besitz dieses Geheimnisses wurde Kleinjogg der Mann der er war — dessen Weisheit selbst Fürsten bewunderten. Durch dieses Geheimniß bin auch ich Unwürdiger dahin gekommen, daß ich alles habe, was ich bedarf, daß Geld- und Nahrungssorgen mir gänzlich unbekannt sind. Das ist der Radius, lieber Herr von Carlsberg, der allemal gewiß zum Centrum, führt. Glauben Sie mir als einem Adepten!

Br. So verstehen Sie es? da ist es ja als wenn man alles durch seine eignen Kräfte erlangen wollte?

J. Und durch welche Kräfte denn sonst? ich bitte Sie! mit wessen Augen sehen Sie denn?

Br. Mit meinen.

J. Mit wessen Füßen gehen Sie denn?

Br. Mit meinen.

J. Warum wollen Sie denn nun nicht mit Ihrem eignen Verstande, die Mittel erfinden, sich soviel Geld zu verschaffen, als Sie bedürfen?

Br. Wir wandeln im Dunkeln, wir sind in die Finsterniß des Chaos versunken, und haben kein anderes Licht, als das, welches uns von dem Urquelle alles Lichts mitgetheilt wird.

J. Darinne haben Sie vollkommen Recht. Kein Licht habe ich, als das mir der Urquell des Lichts mittheilte. Ich habe kein anderes Licht, als des Verstandes Licht, und das danke ich des Lichtes Urquell. Denn meinen Verstand gab ich mir nicht selbst — er ist Gottes Gabe.

Br. Das sind Spitzfindigkeiten, in die ich mich nicht zu finden weiß. Sagen Sie mir doch, halten Sie denn die Verwandlung der Metalle für unmöglich?

J. Ueber Möglichkeit und Unmöglichkeit urtheile ich niemals, weil eine lange Erfahrung mich überzeugt hat, daß manche Menschen möglich gemacht haben, was Millionen Menschen, viele Jahrhunderte, für unmöglich hielten. Ich kann Ihnen also weiter nichts sagen, als was mir möglich, und was mir unmöglich scheint. Dem Bleye z. E. die Farbe und Biegsamkeit des Goldes geben zu können, scheint mir möglich, ihm die specifische Schwere desselben, durch Aufgießung einiger Tropfen und Einstreuung einiger Messerspitzen voll Pulver mittheilen zu können, scheint mir unmöglich.

Fortsetzung.

Br. Wenn aber eine Sache ein, zehn, hundertmal geschehen ist, können Sie ihre Möglichkeit noch leugnen?

J. Von hundertmal wollen wir nicht reden, lieber Herr von Carlsberg, wenn nur einmal Bley oder Quecksilber, oder ein ander Metall wirklich in ächtes Gold ist verwandelt worden, so gebe ich mich gefangen, und gestehe die Möglichkeit dieser Verwandlungen zu.

Br. Gut, so habe ich gewonnen Spiel! Was sagen Sie zu dem Adepten, der alle Nägel und Wandhaken in der Stube seines Freundes mit einer mysteriösen Materie bestrich, sich darauf entfernte, und seinen Freund, der, nach etlichen Minuten, alle Nägel in Gold verwandelt fand, seinem Erstaunen überließ? Was sagen Sie zu dem Adepten, der, als er ein halbes Jahr in einem Wirthshause gelebt hatte, ohne etwas zu bezahlen, und am Ende von dem Wirthe um die Bezahlung gemahnt wurde, diesem befahl, einen Tiegel voll Bley auf das Feuer zu setzen, unsichtbar wurde, und dem erstaunten Wirthe gediegnes Gold hinterließ? Was sagen Sie zu der Böttcherschen Geschichte? das sind ja lauter Thatsachen, lieber Herr Feldprediger, die nicht abzuleugnen sind.

J. Aber was sagen Sie dazu, daß so viele Alchymisten große Herrn betrogen, daß sie von ihnen den Schmelztiegel selbst haben aufsetzen, von ihnen das Pulver aus der Apotheke haben holen, in den Schmelztiegel schütten, das Metall haben ausschütten, untersuchen lassen, ohne eine Hand dran zu legen, sie überzeugt haben, daß wirklich eine Verwandlung in Gold vor sich gegangen

gen sey, und am Ende doch als Betrüger erfunden geworden sind?

Br. Und wenn Sie mir hundert tausend Betrüger nennen können, die sich der himmlischen Weisheit, ohne Grund, gerühmt haben, folgt denn daraus, daß diese ganze Wissenschaft Betrug sey?

J. Gar nicht. Soviel folgt aber doch daraus, daß ich, als ein vernünftiger Mann, verbunden bin, alle Erzählungen von der Verwandlung der Metalle in Gold für Mährchen so lange zu halten, bis ich mich durch den Augenschein vom Gegentheil überzeugt habe.

Br. Es wird auch hier wohl eintreffen: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

J. Um Vergebung, lieber Herr von Carlsberg, dieser Spruch gehört hierher ganz und gar nicht. Wenn es allgemein wahr wäre, daß alle die selig seyn sollten, die geradezu glauben, was sie nicht sehen: so wären die alten, abergläubischen Weiber, die eine Menge Dinge glauben, die sie nie sahen, höchst selig, ich hingegen höchst unglücklich, da ich fast ihren sämmtlichen Glauben für nichts weiter — als für Mährchen halte.

Br. Halten Sie denn alle die herrlichen Bücher, in welchen die höchste Weisheit in heiliges Dunkel eingehüllt ist, für Mährchen?

J. Das Dunkel, welches sie ein heiliges Dunkel nennen, ist mir immer verdächtig gewesen, weil es immer der Zufluchtsort der Unwissenheit und der Betrügerey gewesen ist. Wenn der Unwissende und der Betrüger nicht weiter kann, so spricht er geheimnißvoll, damit die Einfältigen glauben sollen, wunder was für Weisheit hinter dem Vorhange des Geheimnisses sich befinde.

Br. Gott vergebe es Ihnen! das war zu hart. Gott selbst hüllt sich in heiliges Dunkel.

J. Ey! was Gott thut ist nicht durchaus Muster für Menschen, die sich mit ihm so wenig messen dürfen, als ein Polype mit Friedrich dem Einzigen. Ueber die Menschen hat unser Erlöser das Urtheil in Ansehung des heiligen Dunkels gefällt, es heißt also: Wer Arges thut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht bestraft werden; wer aber die Wahrheit liebet, der kommt an das Licht, auf daß seine Werke offenbahr werden: denn sie sind in Gott gethan.

Br.

Br. So glauben Sie also wirklich, daß die Werke aller derer, die ihre Schriften in ein heiliges Dunkel einhüllten, böse wären?

J. Nach dem Ausspruche Jesu, dessen Worte alle mir sehr heilig sind, kann ich nicht anders. Ich will aber diesen deutlichen Ausspruch, der gar nicht in heiliges Dunkel eingehüllt ist, beyseite setzen; ich will Ihnen freymüthig gestehen, daß ich alle die Schriften, in deren heiliges Dunkel Sie eindringen wollen, nicht gelesen habe, eben deswegen, weil sie mir so dunkel waren.

Br. Wie können Sie also davon urtheilen?

J. Mein Urtheil, das bey mir schon gefällt ist, und das Sie aus meinen Aeusserungen leicht errathen können, will ich Ihnen nicht aufdringen. Aber sagen Sie mir aufrichtig, haben Sie alle die Schriften schon gelesen, die ganz klar und verständlich uns das Geheimniß enthüllen, sich Gold und Silber zu verschaffen?

Br. Ich bin ein Officier, der sich mit vielen Lesereyen nicht abgeben kann.

J. So! Wenn ich also ein Officier wäre, der sich mit vielen Lesereyen nicht abgeben könnte, so läse ich, dächte ich, vor allen Dingen die Bücher, die recht deutlich und verständlich geschrieben wären,

und legte die unverständlichen so lange bey Seite, bis ich alles gethan hätte, was mir die deutlichen gesagt hätten, und der Durst nach Weisheit mich verleitete, höhere, bisher unbekannte, Kenntnisse zu suchen.

Itzo trat ein elender zerlumpter Mensch herein, der Ihrem Bruder etwas in die Ohren pflüsterte, wofür dieser ihm die Hände druckte.

Wer war dieser Mensch? fragte ich, sobald er sich entfernt hatte.

Br. Ein sehr würdiger erleuchteter Mann!

J. Vermuthlich ein Adeptus?

Br. Ein Adeptus, der soweit in das Geheimniß eingedrungen ist, daß ich mich nicht schäme, mich seinen Schüler zu nennen.

J. Und kann doch nicht soviel Gold aufbringen, daß er im Stande wäre sich einen reinlichen Rock zu kaufen?

Br. Urtheilen Sie nicht zu voreilig! Er hat ein ansehnliches Vermögen der Erlangung des Geheimnisses aufgeopfert, nun — da er am Ziele ist, mangelt ihm das Vermögen weiter zu gehen. Er hat meinen Beystand gesucht, ich habe ihm ihn zugestanden — eben itzo hat er mir wieder eine erfreuliche Nachricht gebracht — binnen hier

und

und sechs Wochen — ja dann wollen wir einander weiter sprechen.

J. Armer Mann! so suchen Sie also bey einem Bettler die Kunst Gold zu machen? Das kommt mir gerade so vor, als wenn ich von einem erklärten Betrüger das Mittel erlernen wollte, ein braver, und rechtschaffner Mann zu werden. Warum lassen Sie sich nicht von Leuten, von denen es bekannt ist, daß Sie ihren äusserlichen Wohlstand sehr merklich verbessert haben, das Geheimniß lehren? Ach lieber Herr von Carlsberg! als Freund Ihres Hauses, muß ich Ihnen eine Wahrheit sagen, die Ihnen zwar unangenehm, aber, wenn Sie sie fassen, gewiß sehr heilsam seyn wird. Die Kraft sich Gold zu verschaffen, soviel man in seiner Lage braucht, liegt in jedem Menschen, er mag König oder Bauer seyn. Wenn er nachdenkt, so findet er auf jedem Platze etwas, das er zur Verbesserung seines Zustandes benutzen kann. Und wenn er seine Kraft anwendet, jede Entdeckung zu benutzen, wenn er seinen Aufwand einschränkt, so leidet er nicht nur nie Mangel, sondern vergrößert auch sein Einkommen mit jedem Jahre. Aber dazu gehört Kraft, Anstrengung und Beständigkeit, die freylich denen fehlt, die

sich durch Unkeuschheit entkräftet haben. Daher sind solche entnervten Leute immer am geneigtsten, die Mittel zu ihrer Glückseligkeit außer sich zu suchen. Den Verstand erwarten Sie von einer höheren Erleuchtung, die Tugend von einer wunderbaren Heiligung, die Gesundheit aus der Apotheke und das Gold vom Stein der Weisen. Und daß ich es Ihnen gerade heraus sage, es ist schlecht und sündlich, wenn man seine kostbare Zeit darauf verschwendet, um Metalle in Gold zu verwandeln. Schlecht ist es, weil man damit seine Zeit und Kraft, damit man unendlich viel Gutes hätte stiften können, seinem Nebenmenschen entzieht, und sündlich, weil man gegen Gottes Ordnung strebt, die uns allen kein anderes Mittel zur Erwerbung unserer Bedürfnisse angewiesen hat als — Nachdenken, Fleiß und Sparsamkeit.

Br. Aber wie viele Menschen könnte ich glücklich machen!

J. Freund, wer Menschen glücklich zu machen entschlossen ist, was bedarf der der Goldmacherey? Gehn Sie doch auf Ihr Landgut, und verbessern es, so werden Sie nicht nur im Stande seyn etlichen Familien, durch ihre Arbeit, Brod zu verschaffen, sondern auch in wenigen Jahren

das

das Gut so zu vervollkommnen, daß es Ihnen noch einmal soviel, als bisher einbringt. Oder wenn Ihnen dieß nicht gefällt, so thun Sie, als ein braver Officier, Ihre Schuldigkeit! Geben Sie Ihren Soldaten ein Beyspiel der Thätigkeit und Enthaltsamkeit, suchen Sie ihnen gute moralische Grundsätze beyzubringen, und ihnen Gelegenheit, sich zu nähren, zu verschaffen, so werden Sie ohne Goldmacherey, Menschen genug glücklich machen, und selbst immer höher steigen. Aber freylich gehört dazu Anstrengung, die Ihre Sache nicht zu seyn scheint.

Br. Als wenn der Schmelztiegel keine Anstrengung erforderte! Wenn Sie wissen sollten, wie manche Nacht ich bey demselben durchwacht hätte!

J. Und wem haben Sie damit genützt?

Br. Ich werde noch nützen — Ja, wenn der Vater der Weisheit mich segnet — doch ich will davon weiter nicht reden. Nur das — ach das gebe ich Ihnen noch zu erwägen — mit der Erlangung des Geheimnisses ist auch die Erlangung der Goldtinctur — der Genuß des Baums des Lebens verknüpft, der alle Krankheiten heilt, und dem Menschen zu einem tausendjährigen Leben verhilft.

J. Eine schöne Kunst! Die kommt mir gerade so vor, als wenn jemand die Kunst erfände, den Fortgang des menschlichen Wissens so aufzuhalten, daß der Mensch Lebenslang ein kleines Kind bliebe. Denn der Aufenthalt auf der Erde ist Stand der Kindheit, unsere Arbeiten, die uns hier zugetheilt sind, sind Spiele, die uns der Schöpfer verschafte, um dadurch unsere Kräfte zu entwickeln und auszubilden. Mit Ablegung des Körpers, treten wir, wenn wir anders die nöthigen Vorkenntnisse gesammlet haben, in den Jünglingsstand. Doch es scheint, als wenn Sie mich nicht verstünden. Gesetzt also, daß es ein Glück wäre, tausend Jahre ein kleines Kind zu bleiben — wo ist der Mann, der dieses Glück erlangt hat?

Br. Denken Sie doch nur an den hocherleuchteten St. Germain, der vor einiger Zeit verstarb, und Christum noch gekannt hatte.

J. Woher wissen Sie das?

Br. Woher? Woher? er soll es ja selbst gesagt haben.

J. So. Da muß es ja freylich wahr seyn, denn niemand konnte ja um die Sache besser wissen als er selbst. Verzeihen Sie mir aber, daß

ich Ihnen sage, daß man im Kopfe verrückt seyn muß, wenn man unglaubliche Dinge auf die Aussage eines Landstreichers glauben will. Der vernünftige Mensch fordert Beweise — der fragt, wo ist das Document von deinem Daseyn aus dem ersten, aus dem zweyten, aus dem dritten Jahrhundert? Und wenn das nicht da ist, so hält er den *tausendjährigen* Mann für einen Narren oder für einen Betrüger.

Das Mittel ist da seine Gesundheit zu erhalten, das Phantom der Krankheit zu verscheuchen, und sein Leben bis zu dem, von Gott bestimmten, Ziele, zu verlängern. Aber es wird nicht aus Bergwerken geholt. Hätte Gott das Mittel unsere Gesundheit zu erhalten, sechzig bis achzig Lachtern tief in die Erde gesenkt, so wäre mir das so lächerlich, als wenn der Meister, der meine Sackuhr verfertigte, den Schlüssel dazu an die Spitze des Strasburger Münsters geschmiedet, und mich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt hätte, allemal dahin zu klettern, wenn ich meine Uhr aufziehen wollte. Im Menschen selbst liegt das Mittel gesund und alt zu werden — Dieß ist seine eigne Kraft, die sich durch körperliche Arbeit, Beherrschung des Körpers und seiner Leidenschaften,

 und

und Kenntniß der vielen höchst einfachen Genesungsmittel, die der gütige Gott zunächst um uns gelegt hat, äußert. Nur der Krüpel sehnt sich nach Krücken.

Br. Ich weiß gar nicht, was Sie mit Ihrem Krüpel, und mit Ihren Krücken sagen wollen.

J. Ich will mich deutlicher erklären. Goldtinctur ist eine Krücke, die dem nöthig ist, dem eigne Kraft fehlt. Nur dem, der entweder durch Unglück, oder am Bier- und Weinglase, oder in den Armen unzüchtiger Weibspersonen, oder durch andere Ausschweifungen, seinen Körper entkräftet hat, kann der Wunsch nach Goldtinctur in den Sinn kommen. Dem Manne von ungeschwächter Kraft ist die Goldtinctur, oder das Universalmittel gegen alle Krankheiten, lächerlich. Körperliche Arbeit, Mäßigkeit, das frische Wasser und einige Kräuter und Wurzeln, machen ihm dieß abentheuerliche Mittel ganz entbehrlich. Haben Sie wohl einen gesündern Menschen gekannt, als ich bin? und gleichwohl habe ich nie, weder Goldtinctur, noch sonst ein zusammengesetztes Arzneymittel gebraucht.

Br. Glauben Sie denn aber nicht, daß es geheime Kräfte gebe, die den mehresten Menschen noch unbekannt sind?

J. Ey freylich. Ich glaube, daß das, was wir wissen, sich zu dem, was wir nicht wissen, verhalte, wie Eins zu einer Million. Ich weiß aber kein anderes Mittel, die geheimen Kräfte kennen zu lernen, als treue Abwartung seines Berufs, und Aufmerksamkeit auf die Dinge, die zunächst um uns sind. Kennen Sie die Kraft des Flieters?

Br. Was ist das? Flieter?

J. Sie kennen diese herrliche Sache nicht einmal dem Namen nach, und sie ist Ihnen doch so nahe? Er ist die Blüte des Hollunder Baums, der in allen Hecken wächst. Wenn Sie also die Kräfte der Dinge, die Ihnen so nahe liegen, noch nicht kennen, warum wollen Sie denn nach denen grübeln, die noch tiefer verborgen liegen? Es sind geheime Kräfte genung bekannt worden, des Schießpulvers, des Magnets, der Electricität, der fixen und der brennbaren Luft. Kaum aber glaube ich, daß einer von denen, die sie fanden, darauf ausgegangen sey, sie zu suchen. Es sind dieß Schätze, die Gott nach seiner Weisheit austheilt, wem er will, sie aber sich nicht abzwingen läßt.

Es ist mit den geheimen Kräften, wie mit den Schätzen, die in der Erde verborgen liegen. Ihr

Daseyn

Daseyn kann nicht geleugnet werden. Gleichwohl würde ich den für wahnwitzig halten, der sich das Schatzgraben zu einem eignen Geschäfte machen wollte. Er würde sein Geld und seine Zeit verschwenden, und am Ende — doch nichts finden. Ein anderer hingegen, der seinen Acker und Garten fleißig bauet, findet den Schatz in dem Lande das er regolet, und falls er auch nicht baares Geld finden sollte, so ist doch sein gut angebauetes Land ihm ein sicheres Capital, das ihm jährlich seine Zinsen reichlich einträgt.

Br. Wenn Sie nun die geheimen Kräfte nicht leugnen können, so müssen Sie mir auch zugestehen, daß es Menschen geben muß, die die Kenntniß dieser geheimen Kräfte besitzen. Sie werden es also nicht lächerlich finden, wenn ich behaupte, daß in den Aegyptischen Hieroglyphen —

J. O gehen Sie mir mit Ihren Aegyptischen Hieroglyphen! Ich möchte wohl da auch fragen, ist denn kein Gott in Israel mehr, daß ihr hingeht zu fragen Baal Sebub, den Gott zu Ekron? Ist denn kein Wiegleb, kein Erxleben, kein Bonnet, kein Lichtenberg, kein Göze, gar kein Naturforscher mehr in Europa, daß ihr hingeht, eure Weisheit aus Aegypten zu holen? Ist denn in den

vielen

vielen Büchern, die in lebendigen, verständlichen, Sprachen geschrieben sind, gar keine Weisheit mehr, daß ihr hingeht die alten Hieroglyphen zu entziffern, von denen jede eine hundertfache Bedeutung haben kann, und also die Gefahr zu irren neun und neunzigmal größer ist, als die Wahrscheinlichkeit den wahren Sinn zu finden! Sind denn die Entdeckungen, die unsere neuen Naturforscher gemacht haben, so gar nichts, daß ihr zu einer Nation eure Zuflucht nehmet, deren Wissenschaft gegen die unsrige wahre Kinderey ist?

Br. Aber aus Aegypten ist doch die Erleuchtung über die ganze Welt gekommen!

J. Und zugleich der Aberglaube. Und welche Länder sind durch Aegypten erleuchtet worden? Barbarische, wie dazumal das uncultivirte Griechenland war. So klug es damals war, da in Aegypten die Künste und Wissenschaften blüheten, wenn die Mitglieder solcher Nationen, die sich im Stande der Kindheit befanden, Aegypten besuchten, um dort Weisheit zu holen: so thöricht ist es, wenn man itzo aus Deutschland, wo man durch das Nachdenken und Forschen einiger Jahrhunderte, immer tiefer in die Natur eingedrungen ist, von Aegypten her hohe Weisheit holen will.

Das kömmt mir gerade so vor, als wenn ein Lebendiger, in Verlegenheiten, in die er kommt, die Todten um Rath fragen wollte.

Br. Dünkt Ihnen das lächerlich? Glauben Sie nicht, daß es Menschen gebe, die die Gnade bekommen haben, mit den abgeschiedenen Seelen umzugehen?

J. Nein.

Br. Und warum nicht?

J. Weil ich noch keinen glaubwürdigen Mann gekannt habe, der sich des Umgangs mit abgeschiednen Seelen gerühmt hätte: und weil alle diejenigen, die Geister gesehen haben wollten, entweder Betrüger oder Wahnwitzige waren. Ohne Zweifel haben Sie auch von Cagliostro und Schröpfer gehört, die unter den Geistersehern unsers Jahrhunderts den ersten Rang behaupten. Was halten Sie von ihnen?

Br. Je nu — je nu — sie waren auf Abwege gerathen — sie hatten die Kakomagie.

J. Aha! die Kakomagie! Das ist doch der ewige Schlupfwinkel, in dem, der zum Schweigen gebrachte Aberglaube, Zuflucht sucht. Wenn man euch Leuten die Betrügereyen von zehen, hundert und tausend Geistersehern aufdeckt, und

ihr

ihr könnt gar nichts mehr zu ihrer Vertheidigung sagen: so heißt es: ja die waren auf Abwege gerathen, die trieben die Kakomagie.

Br. Glauben Sie auch, daß Schwedenborg ein Betrüger war?

J. Nein.

Br. Nun was wollen Sie denn also? Wenn ein so ehrlicher Mann, wie Schwedenborg war, versichert, ich habe Umgang mit Geistern gehabt — so ist ja die ganze Sache erwiesen!

J. Vergessen Sie nicht, lieber Herr von Carlsberg, vergessen Sie nicht, daß ich die Geisterseher in Betrüger und Wahnwitzige eingetheilt habe. Schwedenborg war freylich kein Betrüger, aber —

Br. Für einen Wahnwitzigen werden Sie ihn doch nicht erklären wollen? Den Schwedenborg, der so viele Einsichten in die Mathematik und Physik hatte?

J. Ey, mein Lieber! Man kann in tausend Sachen Einsichten haben, und doch in einem Puncte irren, und dieser Irrthum kann den ganzen Verstand verwirren. So wie ein Schuhmacher einen recht netten Schuh und Stiefel machen, und doch im Puncte der Religion schwärmen

men kann, so ist es auch gar wohl möglich, daß ein Gelehrter, recht viele litterarische, mathematische und physikalische Kenntnisse besitzen, und doch im Puncte des Geistersehens irren kann. Gesetzt, Schwedenborg hätte nur in dem einzigen Puncte geirrt, daß er die Gaukeleyen seiner Imagination für wirkliche Empfindungen gehalten hätte — so fallen alle seine Geisterschereyen mit einemmale weg.

Br. Aber was für Grund haben Sie, die wichtigen Schwedenborgischen Nachrichten aus der Geisterwelt für Gaukeleyen der Phantasie zu halten?

J. Dazu habe ich starke Gründe. Der erste ist dieser, weil er von den Geistern soviel albernes sagt. Der zweyte, weil ihm alle diese Geister nicht soviel vernünftiges, auf Menschenwohl abzweckendes, gelehrt haben, als ihm ein vernünftiger Erdenbürger, wie z. E. der würdige Pfarrer Rudolph zu Krahne hätte sagen können. Friedrich der Einzige sah nie Geister, und hat doch für der Menschheit Wohl soviel gethan! Was hat denn Schwedenborg geleistet? Luther reformirte die Welt und sahe nie Geister —

Br. Um Verzeihung! der Teufel ist Luthern auch erschienen.

J. Aber, mein Herr! vom Teufel lernte er die Reformation nicht! Und was Sie mir da von den Teufelserscheinungen sagen, die Luther gehabt haben soll, das ist gar nicht gegen, das ist für mich, das bestätigt meinen Satz: große Leute fehlen auch! Wenn ein Luther, ein Reformator, sich so weit verirren konnte, daß er die Maus, die in seinem Nußsacke knabberte, für den Teufel hielt — wie vielmehr ein Schwedenborg!

Br. Und woher wissen Sie, daß das, was in Luthers Nußsacke knabberte, nicht der Teufel, sondern eine Maus war?

J. Lieber Herr von Carlsberg! Ihre Hand!

Br. Hier haben Sie sie! Was wollen Sie damit?

J. Lieber Herr von Carlsberg! ich habe in Ihrer Familie viel Gutes genossen, das ich nie vergessen werde, und dieses macht es mir zur Pflicht, Sie, unglücklicher Mann, zu retten, da ich Sie am Abgrunde des Verderbens taumeln sehe.

Br. Ich? am Abgrunde des Verderbens? Ich war meiner Glückseligkeit noch nie so nahe, als itzo.

J. Am Abgrunde des totalen Verderbens, aus dem keine Erlösung zu hoffen ist, taumeln Sie.

Br. Gehen Sie mir mit Ihrem moralisiren! Sie glauben gewiß, daß Sie meinen Bruder Carl vor sich haben (will die Hand loswinden.)

J. Oh diese Hand bekommen Sie nicht los, wenn ich sie nicht aus eigner Bewegung loslasse. So wenig ihre marklose Hand gegen die meinige etwas vermag, eben so wenig werden Ihre Luftstreiche gegen meine starken Gründe ausrichten. Hören Sie! Sie haben sich durch Ihre Verschwendung in Schulden gestürzt, und suchen daher neue Geldquellen, aus denen Sie schöpfen und Ihre Ehre retten können. Habe ich Recht?

Br. Ey, das erfordert meine Ehre, daß ich meine Schulden bezahle.

J. Sie mögen sich nun wenden wie sie wollen, so müssen Sie mir doch zugestehen, daß ich hierinne Recht habe. Sie haben ferner durch Ausschweifungen, die Sie mir schlechterdings nicht ableugnen können, da ich Sie seit vielen Jahren genau beobachtet habe, und bis in die geheimste Falte Ihres Herzens gedrungen bin, Ihren Körper geschwächt, und suchen daher ängstlich Mittel, die Kraft zu erlangen, die Ihr mäßiger, enthaltsamer, Bruder Carl besitzt. Nu?

Br. Mein Bruder Carl ist jünger, als ich, und hat also natürlich mehr Kraft. Wenn nun aber Gott Mittel gegeben hat, geschwächte Kräfte zu stärken, warum soll ich sie nicht suchen?

J. Schon gut. Sie geben mir also im Grunde wieder Recht. Was Sie mir da von Carls Jugend und Ihrem Alter sagen, ist Firlefanz: denn Sie sind kein alter, sondern ein junger Mann, der eigentlich seine volle Kraft noch haben sollte. Nun um Geld und Gesundheit zu erlangen, suchen Sie Umgang mit Geistern? Ists nicht wahr?

Br. Freylich! wer kann mir besser aus meiner Verlegenheit helfen, als Geister, die die geheimsten Kräfte kennen?

J. Und diese Ihre Schwäche haben nun Betrüger gemerkt, suchen sie zu benutzen, so gut sie können, machen Ihnen Hoffnung zum Geistersehen, zur Goldtinctur, zum Stein der Weisen, und Gott weiß wozu noch. So bekommen sie Sie nach und nach in ihre Schlinge, saugen das wenige Geld, das Sie noch haben, vollends aus, führen Sie immer tiefer in Schulden, bis Sie ohne Rettung verlohren sind!

Herr von Carlsberg! Bruder meines braven Carls, ich kann Ihre Hand nicht loslassen, ich

muß alles versuchen, Sie zu retten, Sie müssen mich hören!

Br. Reden Sie doch! ich höre ja.

J. Lassen Sie uns bey dem Umgange mit Geistern anfangen! Daß es Geister, vollkommnere Wesen, als wir, gebe, kann ihnen nicht abgeleugnet werden. In wiefern sie mit uns in Verbindung stehen, weiß ich nicht. Daß sie mehr wissen, als wir, gebe ich von ganzem Herzen zu. Aber — zu glauben, daß nun diese vollkommnern Wesen uns zu Gebote stehen, und von ihrem Schöpfer dazu angewiesen seyn sollten, auf unsere Citationen und auf alle das Possenspiel, das bey Geisterbeschwörungen getrieben wird, zu erscheinen — Das ist, verzeihen Sie mir, Unsinn! Ich würde mich schon sehr über mein Schicksal beklagen, wenn mein Schöpfer einem Bürger in Dresden oder in München, die Macht gegeben hätte, mich itzo, da ich noch im Prüfungsstande stehe, so oft es ihm beliebte, von meinem Schreibepulte zu reißen, und zu nöthigen, auf seinem Zimmer zu erscheinen. Welcher Unsinn also zu glauben, daß Gott mich alsdenn, wenn ich mir den Stand der Belohnung errungen habe, zum Leibeignen eines Menschen machen werde, der im

Besitze

Besitze eines Stückchen Jungferpergamen, ein Paar geweihter Kerzen, oder anderer dergleichen Possen ist!

Ich kenne keinen Geist, zu dessen Umgange ich den Weg wüßte als — den Obersten der Geister!

Br. Nun ganz recht! wenn Sie mir das zugeben, so sind wir vollkommen einig. Wie nennen Sie denn den Obersten der Geister?

J. Gott.

Br. Gott — ja Gott — es ist wahr!

J. Kennen Sie einen andern Obersten der Geister als Gott, den Schöpfer, den Vater aller Geister? dessen Umgang können wir genießen. Es ist dazu weder Crucifix, noch geweihete Hostie, und Kerzen, noch ein Hohlspiegel nöthig; auch ist zu seinem Umgange kein Punsch erforderlich, wie Schröpfer bey seinen Geisterbeschwörungen brauchte. Das ganze Geheimniß mit ihm umzugehen, liegt in den Worten unsers Erlösers: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Streben Sie nach einem reinen Herzen, lieber Freund! statt immer sich mit Mädchen zu beschäftigen, denken Sie lieber über die wichtige

Bestimmung des Menschen nach, gewöhnen sich an die Vorstellung, daß Sie von Gott (nicht zum Verführen der Weiber und Mädchen, und Zerstöhrung Ihres Körpers und Ihrer Seele sondern) dazu verordnet sind, daß Sie, hier im Prüfungsstande, an Weisheit, Thätigkeit und Güte des Herzens, wachsen, der Engel Ihrer Brüder werden, und sich so zu einer höhern Geschäftigkeit und Glückseligkeit zubereiten sollen, die Ihnen, nach Ablegung der Hülse, in die Sie itzo eingeschlossen sind, bestimmt ist! Dann wird in Ihnen Sehnsucht nach Gott entstehen, Sie werden gern an ihn denken, und Ihr ganzes Herz ihm entdecken — Sie werden ihn anschauen, d. i. Sie werden so viele Herzensfreudigkeit, so warmen Eifer im Guten zu wachsen, und Gutes zu stiften, empfangen, daß Sie mit Gewißheit glauben, Gott geschauet zu haben.

Und wenn Sie erst dieses Glück erlangt haben, dann lieber Herr von Carlsberg, giebt es sich mit alle dem Uebrigen von selbst. Wer mit Gott bekannt ist, wird nie von ihm verlangen, daß er vollkommnere Wesen seiner Willkühr unterwerfen soll. Voll dankbaren Gefühls der hohen Würde, die sein Schöpfer ihm ertheilt hat, ein

ein Herr der Erde zu seyn; strebet er vielmehr darnach, immer mehr Herrschaft über dieselbe zu erlangen — immer mehr Freude auf derselben zu verbreiten, selbst Engel seiner Brüder zu seyn und sich auf diese Art den Weg zum künftigen Genuß ihres Umgangs zu bahnen. Wer Gott kennt, dem fällt es gewiß nicht ein, ein Mittel zu suchen, die Ausschweifungen der Wollust unschädlich zu machen, und ein Arcanum zu erfinden, hundert oder tausend Jahre sich in der Hülse verschlossen zu halten, die ihn vom nähern Umgange mit Gott zurückhält. Wer mit Gott bekannt ist, Herr von Carlsberg, merken Sie es wohl, wer mit Gott bekannt ist, der hält es für Sünde auf einem andern Wege, als auf dem Wege des Fleißes und der Sparsamkeit, Geld zu suchen.

Haben Sie mich verstanden, Herr von Carlsberg?

Br. Ich muß Ihnen sagen, daß ich aus Ihnen nicht klug werden kann.

J. Das bedaure ich sehr. Deutlicher, als ich mit Ihnen gesprochen habe, herzlicher, als ich es mit Ihnen meyne, wird nicht leicht jemand mit Ihnen sprechen, und es mit Ihnen meynen.

Leben Sie wohl! Gott sey Ihrer armen Seele gnädig!

Ich verließ ihn mit diesen Worten, nachdem ich mich zuvor hinlänglich überzeugt hatte, daß er von dem Aufenthalte Ihrer guten Henriette gar keine Nachricht habe.

Machen Sie mir, mein Lieber, bald die Freude, mir den Tag Ihrer Hochzeit zu melden. Ich darf doch an der Feyer desselben Antheil nehmen? Nach Ihnen und Ihrer lieben Henriette kann sich gewiß niemand mehr auf denselben freuen, als

Ihr

treuer Freund,
Wenzel.

Zwölfter Brief.

Henriette an den Diakonus Rollow.

Carlsberg den 15ten Febr.

Liebster Herr Vetter!

Ich weiß nicht, wo ich mit Schreiben anfangen soll. Der Kopf ist mir so voll, es geht alles so durcheinander her, daß ich nicht im Stande bin,

etwas Kluges zur Welt zu bringen. Schreiben muß ich aber doch, weil mir das Herz so voll ist. Es ist schon nach Mitternacht — Ihre liebe Frau schläft bereits seit zwey Stunden — ich wache noch allein — allein auf dem ganzen Gute des Herrn von Carlsberg, und plage mich mit den schrecklichsten Vorstellungen.

Sehen Sie meinen Brief, als von einem unglücklichen Mädchen geschrieben, an, das sich in dem verwirrtesten Gemüthszustande befindet, und bedauren mich!

Ich reißte von meinem Vetter in der freudigen Erwartung ab, daß ich Carlsbergen auf seinem Gute finden würde — ach und ich fand ihn nicht — ich fand ihn nicht — hörte da Dinge, die mir den Kopf ganz und gar verwirren. Die Verwalterin empfieng uns wieder sehr freundlich, war geschäftig, und ich gieng ihr immer nach. Ich wollte doch gern sehen, was für Wirthschaft in dem Hause wäre, das ich zu beziehen dachte, und das ich, wie es mir nun wahrscheinlich ist, nie beziehen werde. Ich wollte auch gern einige Nachricht von dem irrenden Ritter einziehen.

Da nun eben die Verwalterin die Milch wegschliessen wollte, fragte ich sie: Hat sie gar keine

Nachricht, ob der Herr von Carlsberg bald zurückkommen wird?

V. Nicht ein Wort. Ich weiß gar nicht, was ich von dem gnädigen Herrn denken soll. Er ist sonst immer so stille und ordentlich gewesen, daß alle Welt ihre Freude an ihm hatte. Nun schwärmt er auf einmal im Lande herum, und läßt nichts von sich sehn noch hören. Ich weiß auch vor tausend Gukguk nicht, was ich glauben soll — mein Tage hat er nichts mit Mädchen zu thun gehabt, nun auf einmal —

J. So? Hält er sich itzo Mädchen?

V. Nehmen Sie es mir nicht übel Mamsell, es kömmt mir fast so vor —

J. Nu? was denn?

V. Als wenn Sie auch ein Bischen näher mit dem gnädigen Herrn bekannt wären.

J. Warum denn nicht gar? bekannt? mit dem Herrn von Carlsberg?

V. Umsonst besucht doch so ein junger, artiger, Engel einen Junker nicht.

J. Wenn sie das denkt, so will ich gleich wieder abreisen. Ich reise mit meiner Muhme, der Frau seines Beichtvaters — was geht mich der Herr von Carlsberg an.

V. Nu — nu — ärgern Sie sich mant nicht, es war ja so böse nicht gemeynt — Gedanken sind halt zollfrey.

J. Wenn alle Mädchen mit so reinem Herzen nach Carlsberg kommen, als ich, so kann sie, wegen ihres gnädigen Herrn außer Sorgen seyn. Hat er ein hübsches Mädchen?

V. Ein ganz artiges, schmuckeres Ding.

J. Ist sie alt?

V. Wenn ich sie hoch schätze, so ist sie, mit Haut und Haaren, etwa ein und zwanzig Jahr.

J. Da ist sie noch jung. Was ist denn das Mädchen für eine Landsmännin?

V. Das habe ich nicht erfahren können. Der gnädige Herr brachte sie in einer Kutsche mit, befahl mir, daß ich sie gut warten und pflegen sollte, und reißte dann weiter.

J. Kann ich sie denn nicht zu sehen bekommen?

V. Hier nicht. Vor einiger Zeit kam ein Fremder hierher in einer Kutsche, mit sechs Apfelschimmeln bespannt, der pflüsterte ihr immer in die Ohren, und druckte ihr die Hände. Hernach sagte sie mir, sie wollte mit dem Herrn eine Spatzierfahrt machen, und gegen Abend wieder kom-

kommen, dann fuhr sie fort, und soll noch wieder kommen. Der Himmel weiß, wo sie itzo ist.

J. Ach Gott! es wird mir warm ums Herz.

N. So? es ist doch wohl nicht Ihre gute Freundin? Ha! ha! ha!

J. Das nicht — aber — aber — ich muß wieder zu meiner Frau Muhme, die nicht wissen wird, wo ich bleibe. Hat der Herr von Carlsberg viele Kühe?

V. Sechs und dreyßig — galante Kühe — sie gleisen alle wie ein Spiegel.

J. Das ist ja recht schön. Ach Gott, ich muß doch sehen, wo meine Frau Muhme ist.

Ich suchte sie auf, fiel in ihre Arme, und ließ meinen Thränen und Klagen freyen Lauf. So sehr ich sie auch bat das Haus sogleich zu verlassen, nach dessen Anblick ich mich vor einigen Wochen so sehr sehnte, und das mir nun so sehr verhaßt ist, so konnte ich sie doch nicht dazu bewegen. Sie wendete immer vor, es sey schon zu spät, in der Nacht zu fahren fürchte sie sich. Ich hätte mich nicht gefürchtet, lieber Herr Vetter. Lieber wollte ich itzo zwischen Bergen und Klippen irren, als in diesem Hause sitzen, wo mir alle meine Gemüthsruhe ist geraubt worden.

Ich

Ich legte mich nieder, versuchte zu schlafen, aber es war mir unmöglich. Ich wollte beten, aber auch hierzu war ich ungeschickt.

Da sprang ich wieder von meinem Bette auf, lief nach dem Fenster, um nach den Sternen zu blicken und mich an ihrem Anblicke zu laben. Aber ach kein Stern war zu sehen — ein rauher Wind heulte und rasselte am Fenster, und wehete mir, da ich es öfnete, Regen und Schneeflocken ins Gesicht.

Liebster Herr Vetter, das ist eine schreckliche Nacht! Wenn sie doch erst überlebt wäre. Es scheint als wenn alles mich verlassen hätte. Der Bösewicht, in dessen Armen ich mein Glück suchte — mir untreu — meine liebe Reisegefährtin schlafend — Gott — mein Schutz und Erretter, mein Vertrauter, scheint mich nicht zu hören — die Natur, meine Freundin — meine Lehrmeisterin, stößt mich zurück.

An wen soll ich mich wenden? An Sie, bester Herr Vetter! an Sie — mein Helfer, mein Berather. Ich wäre mit Extrapost zu Ihnen geeilt, hätte bey dem Frühstücke Ihnen meine Klagen mitgetheilt, wenn ich die Einwilligung dazu von Ihrer lieben Frau hätte bekommen können.

Da mir also die Postpferde versagt werden, so ist mir nichts mehr übrig, als Dinte, Feder und Papier — um mich mit Ihnen zu unterhalten.

Im Grunde scheint es albern, daß ich Ihnen schreibe, weil ich den Brief doch selbst überbringe. Aber es macht mir doch das Herz leichte, weil es mir immer ist, wenn ich Ihnen schreibe, als wenn ich mit Ihnen selbst spräche. Und während dem Schreiben geht doch die Zeit hin.

Fortsetzung.

Noch einmal suchte ich den Schlaf auf meinem Lager, aber wieder umsonst. Ich schloß zwar die Augen und glaubte, die Ankunft des so sehnlich gewünschten Schlafs zu fühlen: aber ach — statt des Schlafs, kam ein Traum, der weit schrecklicher war, als mein Wachen. Noch zittert mir die Hand, da ich dran denke. Ich glaubte einen Postillion blasen nnd einen Wagen rasseln zu hören — es wurde Lerm im Hause — die Verwalterin rief: der gnädige Herr kommt! Ich schlich die Treppe hinab, stellte mich in einen Winkel, um ihn unbemerkt beobachten zu können — da kam er herein getreten, mit einem verbuhlten Mädchen

chen am Arme, das ihm muthwillig die Backen streichelte. Wüthend lief ich auf ihn los, stieß ihm an die Brust, und rief Ungetreuer! habe ich das an dir verdient? Und indem ich mich so ereiferte, war ich wirklich vom Bette gesprungen, sahe zwar, daß alles nur ein Traum war — aber ach gewiß ein prophetischer Traum! Wenn ich nicht bald aufbreche, so muß ich gewiß den schrecklichen Anblick noch haben, den ich im Traume sahe.

Was soll ich nun thun? noch sehe ich keine Morgenröthe — noch heult und tobt der Sturm.

Ich will also mit Schreiben fortfahren.

Die Ursache, warum Ihre liebe Frau sich so lange verweilt hat, ist, weil die Amalie, meines Vetters älteste Tochter eben im Begriffe war, sich mit dem Hauptmanne Herinsky trauen zu lassen. Da wir ankamen, wollte mein Vetter eben einen Brief an Sie und mich abschicken, um uns zur Hochzeit einzuladen, weil wir aber nun selbst kamen, so ließ er uns durchaus nicht fort, wir mußten bis nach der Hochzeit bleiben.

Ihre Frau hat Ihnen davon nichts geschrieben, sie will Sie mit dieser Nachricht überraschen. Ich würde es Ihnen daher auch nicht schreiben, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß Sie Ihre liebe

Frau eher, als diesen Brief, zu sehen bekämen —

Eben itzo schlägt es — ach guter Himmel! erst drey! Wenigstens drey Stunden muß ich also noch einsam wachen!

Es kommen wieder gräßliche Bilder in meine Seele! Fort damit — ich halte es nicht aus!

Ich will fortfahren zu schreiben, alles was mir in die Feder kommt. Wenn ich es auch wieder zerreißen muß — was schadet es? Während dem Schreiben geht doch die entsetzliche Nacht vorbey.

Ich war also zur Hochzeit — vielleicht war ich da, um gegen Hochzeiten einen Abscheu zu bekommen, damit ich mich trösten könnte, wenn mein süßer Traum (ach süsse war er mir immer) von der Hochzeit mit meinem Ungetreuen verschwände.

Wahrhaftig ich will lieber noch einmal eine Leichenpredigt auf meine Jungfer Muhme mit anhören, als so einer Hochzeit beywohnen.

Der ganze Vormittag des Hochzeittages wurde mit dem Aufputzen der Braut hingebracht. Wenn ich mich mit — ich mag ihn nicht mehr nennen, den Treulosen, den Verführer —

wenn

wenn ich mich mit ihm hätte trauen lassen, ich glaube in einer Viertelstunde hätte ich mich so ankleiden wollen, daß ich ihm gefallen hätte.

Erst brannte der Friseur ihr Haar, dann kämmte er es aus, dann verwirrte er es wieder; nun öfnete er eine Schachtel, die mit allerley ekelhaften Dingen angefüllt war, bey deren Anblick ich einigemal ausspucken mußte, z. E. mit Menschenhaaren, Pferdehaaren, Werg, Schweineschmeer — das er alles an den Kopf der Braut setzte und strich. Dann machte er ihr schönes nußbraunes Haar weiß. Wie albern! was soll denn das weiße Haar vorstellen? vielleicht das Alter? aber wie paßt denn dazu das Gesichte einer Braut?

Sobald alle Spuren der lieben, reizenden, Natur, vom Kopfe der Braut vertilgt waren, so gieng es mit diesem unseligen Geschäfte auch auf den übrigen Körper fort. Man brachte eine Schnürbrust, in die man das unglückliche Mädchen so stark zusammenpreßte, daß ich ihren Unterleib beynahe mit meinen zwey Händen umspannen konnte.

Bey diesem Anblicke habe ich unendlich viel gelitten. Und daß ich soviel gelitten habe, daran sind Sie Schuld, lieber Herr Vetter! und es

freuet mich, daß Sie daran Schuld sind: denn nun habe ich doch Gelegenheit, mich mit Ihnen zu zanken. Wissen Sie noch, daß Sie mir einmal Gefühl für weibliche Schönheit beyzubringen suchten, und mir deswegen die Abbildung Griechischer Mädchen zeigten? Ich kann Ihnen nicht sagen, wie verdrießlich Sie mich damit gemacht haben: hätte ich Ihre Ideale von weiblicher Schönheit nicht bekommen, so würde ich die zusammengepreßte Braut schön gefunden, und sie so, wie alle Anwesende, bewundert haben. Nun aber konnte ich nicht — stand so einfältig da! Wenn ich die Braut mit den Griechischen Schönheiten verglich, die ihren vollen Unterleib haben, so wie der gute Schöpfer uns Mädchen ihn schenkte, so kam mir die arme Braut wie ein wahrer Krüpel vor, den ich bedauren mußte.

Sie sagten mir ferner, der vorzüglichste Theil der Bestimmung der Mädchen sey — Kinder zu gebähren, die in ihrem Unterleibe wüchsen, sobald sie mit Mannspersonen in vertrautem Umgange lebten. Seit der mir unvergeßlichen Stunde, in der Sie mir dieß sagten, bekam ich gegen meinen Körper eine vorzügliche Achtung, und suchte ihn vor aller Verletzung zu bewahren. Aber eben

diese Vorstellung machte mich itzo so unmüthig, daß ich der Braut, und allen, die ihren Körper so unbarmherzig zusammenpreßten, die Augen hätte auskratzen mögen. Wie ists möglich, dachte ich bey mir, daß in einem so engen Raume, der kaum größer als eine Theetasse ist, ein junger Mensch sich bilden kann? Entweder er muß ersticken — oder Krüppel werden. Ich glaubte, das arme verwahrloßte Kind, glaubte sein klägliches Winden und Streben, glaubte sein Ersticken — seine Convulsionen zu sehen — die geschnürte Braut wurde mir so schrecklich, daß sie mir wie ein Grab vorkam, in welches Lebendige verscharret werden, und unter Convulsionen ersterben müssen.

Nach Endigung dieser entsetzlichen Zusammenpressung des Unterleibes, fuhr man fort, den ganzen Körper zu verunstalten. An die Hüften machte man Zusätze, durch die das unglückliche Mädchen, neben den Griechischen noch mehr verlohr. Wenn ich nur wissen sollte, wer diesen lächerlichen Putz erfunden hätte! vermuthlich eine Dame mit einer hohen Hüfte, die an die andere noch etwas ansetzte, um Gleichförmigkeit zu bekommen. Und wenn selbst eine feine Wollust die Moden regierte, so dächte ich, sie müßte dieß vor-

setzliche Verunstalten eines weiblichen Körpers mißbilligen. Wenn ich mir einen Mann mit solchen fischbeinernen Auswüchsen denke, ich wüßte nicht wie mir wäre, wenn ich ihn lieb haben sollte. Ein gesunder schlankgewachsener Mann ist für uns Mädchen immer ein Anblick der Eindruck macht. Ich weiß gar nicht, ob wir so gar sonderbar gebildet sind, daß wir unsere natürliche Bildung ganz verunstalten müssen, wenn wir den Männern gefallen sollen. Ich gefiel — doch wollte Gott! ich hätte nie gefallen, so schlief ich gewiß itzo ruhig.

Diese an den Hüften angebrachten Zusätze wurden nun durch ein langes weißseidenes Kleid überdeckt. Gott sey gepriesen, daß ich dergleichen nicht tragen durfte. Bisher war meine vorzüglichste Sorge, an mir zu bessern, meinem Nebenmenschen nützlich zu seyn, und einem gewissen — — zu gefallen. (Ach ich habe ihn leider noch lieb, es fällt mir so schwer, ihn einen Pflichtvergeßnen, Treulosen zu nennen. Und ist er es nicht? urtheilen Sie selbst, bester Herr Vetter!) Hätte ich aber so ein Kleid getragen: so hätte ich ja für nichts als dieses zu sorgen gehabt. Ich hätte keinen Brief schreiben dürfen, aus Furcht, einen

Tropfen

Tropfen Dinte darauf fallen zu lassen, ich hätte Gottes Werke nicht betrachten können, aus Furcht, daß ein Regenguß mein seidnes Kleid verderben möchte. Und wenn ein armer Mensch ein Glas Wasser von mir gefordert hätte, wahrhaftig ich hätte es ihm nicht holen können, weil ich dabey leicht das schöne Kleid hätte beschmutzen können.

Die Braut dachte ich, lebt heute nicht für Gott, nicht für sich, nicht für die Welt, nicht für ihren Bräutigam, sondern — für ihr weißseidenes Kleid, weil sie zu allem Genuß, und aller Thätigkeit und Gefälligkeit unfähig ist, und alle ihre Aufmerksamkeit darauf richten muß, daß das seidene Kleid keine Flecken bekomme.

Dieser Gedanke ward so lebhaft — es kam mir so lächerlich vor, einen vernünftigen Menschen zu sehen, dessen Kräfte alle dahin gerichtet waren, ein seidnes Kleid vor Flecken zu bewahren, daß ich nicht länger an mich halten konnte, sondern zum Fenster hinaussehen, und dem Lachen freyen Lauf lassen mußte.

Wenn du C. heyrathest, dachte ich, willst du ihn bitten, dir das Geld zu so einem Kleide zu geben: dann willst du die ärmste Familie in seinem Dorfe aufsuchen, von diesem Gelde, Mann

und Weib und Kind reinlich kleiden lassen, dann am Hochzeittage im Anzuge von leichten Cattun vor ihn treten, und die Familie ihm vorführen und sagen: Sieh, lieber C. —, das ist mein Brautschmuck! gefalle ich dir darinne?

Ach barmherziger Gott, das ist ein Traum — Ich bin erwacht, bester Herr Vetter, der Traum ist vorbey — ich werde keine arme Familie kleiden können. Es kömmt mir ans Herz — mir schwindelt —

Doch getrost! ich will fortfahren.

Da es zur Trauung gehen sollte, bemerkte ich, daß die Braut noch keine Schuhe anhatte.

Sogleich wurde ein Bedienter gerufen, der, weil die Braut sich unmöglich mehr bücken konnte, ihr Strümpfe und Schuhe anziehen mußte. Hierüber mögen Sie selbst urtheilen. Ich wüßte nicht wie mir wäre, wenn ich mir durch einen Bedienten sollte Strümpfe und Schuhe anlegen lassen.

Da nun die schöne Braut in Galla dastund, trat der Bräutigam herein, und band ihr einen theuern Schmuck um den Hals. Ihre liebe Frau versicherte mir nachher, daß er diesen Schmuck erborgt hätte. Sind das nicht tröstliche Aussichten?

Nun

Nun sollte der Zug nach der Kirche fortgehen, nachdem sich viele schöngekleidete Herren und Damen versammlet hatten. Itzo bemerkte ich, daß die ganze schöngeputzte Gesellschaft Ihre liebe Frau und mich ansahen, vom Kopfe bis auf die Füße uns betrachteten, einander in die Ohren pflüsterten und lachten. Ich sahe deswegen Ihre Frau bedenklich an, die blutroth war, und nicht wußte, was sie sagen sollte.

Der Herr Bräutigam endigte aber unsere Verlegenheit, indem er zu uns trat, und sagte: Lieben Freundinnen — eine Bitte!

Und welche? antwortete Ihre Frau.

Br. Daß Sie uns doch die Ehre erzeigen, und uns nach der Kirche begleiten.

Fr. Herzlich gern.

Br. Aber —

Fr. Nu?

Br. Aber, da muß ich doch bitten, daß Sie sich gefälligst ankleiden.

Fr. Ha! ha! ha! Sind wir denn nacket? sehen Sie denn nicht, daß wir angekleidet sind?

Br. Aber zur Hochzeit?

Fr. Wie ich glaube, recht gut zur Hochzeit. Auf der Hochzeit giebt es viel Laufens — dazu

schickt sich ja unser leichter cattuner Anzug recht sehr gut.

Br. Aber sehen Sie doch, ich bitte Sie, auf die übrigen Damen!

Fr. Die haben wir schon lange gesehen. Es scheint, als wenn Sie von einem Frauenzimmer, das Sie zur Kirche begleiten soll, Frisur, Schnürbrust, Fächer und ein seidnes Kleid verlangen. — Das alles haben wir nun freylich nicht, wissen auch gar nicht, wie wir uns bey dergleichen Dingen benehmen sollen. Wir sehen also wohl, daß wir nicht von der Ehre, Sie zu begleiten, profitiren können — ich wünsche Ihnen einen recht vergnügten Kirchgang.

Mit diesen Worten entfernte sie sich, und zog mich mit sich fort.

Fortsetzung.

Noch will der Morgen nicht anbrechen! Ich muß also weiter schreiben.

Ihre liebe Frau, die durch die Albernheit des Bräutigams ziemlich aufgebracht war, faßte mich bey der Hand, und sagte: komm Henriette, wir wollen doch zur Kirche gehen! Wir giengen und kamen daselbst um eine Viertelstunde eher, als die

schöngeputzte Gesellschaft, an, weil wir in unserm Gange weder durch enge Schuhe, noch durch eine andere Verunstaltung des Körpers aufgehalten wurden.

Bey dem Eintritte der gepuderten Gesellschaft erhob sich auf dem Chore eine Musik, von der ich nur dieß behalten habe: daß der Baß sang, ich bin eine Rose zu Saron, und eine Blume im Thal, und dazwischen die übrigen Sänger den Choral sangen: Wie bin ich doch so herzlich froh, daß mein Schatz ist das A und O rc.

Was sollte denn das heißen? die Rose zu Saron sollte doch wohl die Braut und folglich der Schatz, den lieben Herrn Bräutigam vorstellen? Der ist also das A und das O, der Anfang und das Ende. Du lieber Gott! Sie müssen, lieber Herr Vetter, meinen und Ihrer lieben Frau Geschmack doch nicht recht ausgebildet haben: denn es war uns unmöglich, diese Musik, die den Beyfall der ganzen gepuderten Gesellschaft zu haben schien, schön zu finden. Wir mußten vielmehr uns niedersetzen, und unsere Gesichter hinter die Schnupftücher verbergen, um dem Lachen freyen Lauf lassen zu können.

Nach geendigter Musik trat das liebe Paar zum Altare, wo es von dem Herrn Pfarrer zusammen gebunden, und seiner Pflichten aus den Büchern Mosis erinnert wurde.

Mich dünkt, seit Mosis Zeiten müßten die Menschen doch noch manches gelernt haben, das angehenden Eheleuten gesagt werden könnte. Meynen Sie nicht auch so? Sie sagten mir einmal, die Bücher Mosis wären das A B C Buch für die Menschen gewesen, da sie sich noch im Stande der Kindheit befunden hätten.

Und das scheint mir doch sonderbar, wenn ein Erwachsener seine Wissenschaft aus dem A B C Buche schöpfen soll.

Nach geendigter Trauung giengen wir nach Hause, und erwarteten den Brautzug am Fenster.

Etwa nach Verlauf einer Stunde, setzte man sich zur Tafel. Der Herr Amtmann R. und Herr Hofrath S. kamen auf unser Zimmer, und luden uns dazu ein. Ihre liebe Frau wieß sie aber ziemlich spöttisch mit der Antwort ab: wir wären nicht geschickt an einer so vornehmen Gesellschaft Theil zu nehmen, weil wir so schlecht gekleidet wären. Die Herren verschluckten aber diese und noch ein halb Dutzend andere Pillen; der

Herr

Herr Amtmann faßte mich, und der Herr Hofrath Ihre Frau bey der Hand, und zogen uns, halb mit Gewalt, zur Tafel.

Wie bin ich doch so froh, daß ich von derselben weg bin. Es wurde soviel aufgetragen, daß vielleicht das halbe Städtchen daran sich hätte sättigen können. Von Ein Uhr bis Abends zehn Uhr mußten wir in einem engen Zimmer zusammengepreßt zubringen, ohne einige wahre Unterhaltung zu haben. Nicht einmal essen konnten wir, weil wir nicht gearbeitet hatten, und also durch die ersten zwey Schüsseln vollkommen gesättigt waren.

Mein Herr Nachbar, der Amtmann, hatte noch den glücklichen Einfall, daß er erzählte, wie er den Tag zuvor eine Ratte gefangen habe. Diese Erzählung belebte die ganze Gesellschaft. Denn nun erzählte jedes alle Rattengeschichten, die es erlebt, und gelesen und erzählen gehört hatte. Da wir in unserm Keller auch Ratten haben, und Ihr Haus auch davon nicht frey ist: so konnten Ihre Frau und ich einen ziemlichen Beytrag zur Unterhaltung geben. Mit diesen Geschichten verlebten wir die Zeit von der Potage bis zum Kaffee, glücklich.

Ich dachte aber doch, an einem Tage, an dem zwey Leute einen Schritt thun, von dem ihr und ihrer Kinder Lebens langes Wohl und Wehe abhängt, hätte noch manches andere gesprochen werden sollen, welches weit schicklicher gewesen wäre, als die Rattengeschichten.

Nach eingenommenen Kaffee, setzten wir uns wieder und zogen den Dampf von etlichen Schüsseln voll Fische, Braten und Gebacknen ein. Denn die Speisen selbst konnte niemand genießen.

Und es war eine große Stille, einer Stunden lang. Ich that während der Zeit weiter nichts, als daß ich von Brodskrume einige Kügelchen machte. Da ich eben eines zu Stande gebracht hatte, kam mir es so lächerlich vor, daß ein vernünftiger Mensch seine Prüfungszeit damit zubrächte, daß er Kügelchen aus Brodskrume drehete, daß ich die Nase rümpfte, und die Lippen zusammenbiß. Was ist Ihnen so lächerlich? fragte mein Herr Nachbar.

J. Nichts, gar nichts.

N. Sie haben vermuthlich einen witzigen Einfall gehabt. Entziehen Sie uns ihn doch nicht!

J. Ich wüßte nicht, wie ich und witzige Einfälle zusammenkämen. Ich lachte nur darüber,

daß

daß ich itzo so Langeweile habe, daß ich Kügelchen aus Brodskrume drehen muß.

N. Ich fühle den Stich — Ein so schönes Frauenzimmer sollte freylich, (indem er meine Hand an seinen Mund drückte,) eine bessere Unterhaltung haben.

J. Die Schuld liegt an mir, lieber Herr Amtmann, ich habe meinen Strickstrumpf vergessen.

Er war wegen der Antwort verlegen — zwey Hochzeitgedichte, die eben itzo unter die Gäste vertheilt wurden, endigten aber seine Verlegenheit. Hier sind sie! Sie mögen selbst davon urtheilen! Ich glaubte darinne eine Erinnerung für die neuen Eheleute an ihre wichtigen Pflichten zu finden — statt derselben fand ich solche Zoten, daß es mir unmöglich war, sie durchzulesen, sondern sie zusammenpressen und unter den Teller legen mußte.

Die übrige Gesellschaft fand aber darinne bessere Unterhaltung. Jede Sottise wurde öffentlich abgelesen, und mit lautem Gelächter aufgenommen.

Da in dem einen Gedichte viel vom Hochzeitbette gesprochen wurde; so ergriff der Herr Hofrath S. die Hand Ihrer Frau und sagte, weil

es sich heute so gut in das Hochzeitbette steigt, wie wäre es, Frau Diakonusin, wenn wir auch hineinstiegen?

Sie wissen vielleicht nicht, Herr Hofrath, daß ich verheyrathet bin?

Ey das wohl. Ihr lieber Mann predigt ja aber immer: Seyd fruchtbar und mehret euch — es muß ihm ja also lieb seyn, wenn ich etwas zur Erfüllung seines Wunsches beytrage. Ihre Frau zog unwillig ihre Hand zurück, aber die ganze Gesellschaft belohnte diese Sottise mit ihrem Beyfalle, und jedes trank ein Glas Wein aus.

Nun wurde von nichts, als von Besteigung des Hochzeitbetts gesprochen, mein Nachbar wurde auch beredt, so beredt, daß ich in die Erde hätte versinken mögen.

Itzo wurde der Braut auf einem Teller präsentirt eine Nadelbüchse. Aha! dachte ich, nun wird sie an ihre Pflichten erinnert werden. Sie öfnete die Büchse, und — an dem Deckel hiengen ein Dutzend kleine von Holz geschnitzte, Kinderchen. Ich sahe mich um und erwartete, von irgend einem Hochzeitgaste eine Anrede an die Braut, in der er sie erinnerte, was für ein wichtiges Geschäfte es sey, Kinder zu gebähren und

zu erziehen. Statt dessen erfolgte aber ein pöbelhaftes Gelächter, und eine Menge äusserst schmuzige Anspielungen auf das Erzeugen der Kinder.

Wie viel wir dabey gelitten haben, kann ich Ihnen nicht sagen. Seitdem Sie mir einmal, liebster Herr Vetter, die Erzeugung der Kinder erklärt haben, bekam ich dafür eine gewisse Achtung, die sich nicht beschreiben läßt. Nun wurde darüber so leichtfertig gesprochen. Da Ihre Frau und ich uns gegen den Witz unserer Nachbarn nicht mehr bergen konnten, und ängstlich auf unsern Stühlen umher rückten: gab der Hochzeitbitter zu unsrer großen Freude durch ein dreymaliges Händeklaschen das Zeichen zur Anstimmung eines Tischlieds.

Das liebe Tischlied fieng sich mit den Worten an: **Herr Gott nun sey gepreiset!**

Aus diesem lieblichen Liede habe ich folgende Verse gemerkt:

Also wollst allzeit nähren,
Herr unser Seel und Geist
In Christo ganz bekehren,
Und in Dir machen feist,
Daß wir den Hunger meiden,
Stark seyn in allem Leiden,
Und leben ewiglich!

Ob wir solchs haben genommen
Mit Lust und Uebermaß,
Dadurch wir möchten kommen
Vielleicht in Deinen Haß!
So wollst Du's uns aus Gnaden,
O Herr, nicht lassen schaden,
Durch Christum Deinen Sohn!'

Also soll der Herr Christus — doch wozu meine Anmerkungen, Sie werden sie besser machen, als ich es im Stande bin zu thun.

Sobald das Tischlied geendigt war, wurde das Zeichen zum Tanze gegeben. Ihre Frau winkte mir, und sagte, mit diesen Leuten können wir schlechterdings nicht tanzen — sie haben keine Achtung gegen das weibliche Geschlecht.

So wollen wir wenigstens nur zusehen, antwortete ich. Es muß sich doch ganz drollicht ausnehmen, wenn Frauenzimmer mit zusammengepreßten Leibern und Füßen tanzen.

Zusehen und mittanzen, sagte Ihre Frau, ist hier einerley. Man wird uns mit Gewalt zum Tanze ziehen, und wie wollen wir uns alsdenn schützen?

Genug, ich folgte Ihrer lieben Frau und entfernte mich mit ihr auf das Zimmer, das uns angewiesen war, nachdem wir uns erst von dem Vater der Braut beurlaubt hatten.

Da wir die Treppe hinauf gehen wollten, redete uns ein sehr schlecht gekleideter Mensch an, und bat um etwas Reisegeld.

Wer ist er denn? fragte Ihre Frau.

R. Ich bin meiner Profeßion ein Schlosser.

Fr. Und wo will er denn hin?

R. Zu meiner Schwester, die an einen Schreiner in Grünau verheyrathet ist.

Fr. Wirft denn seine Profeßion nicht soviel ab, daß er davon eine so kleine Reise machen kann?

R. Lieber Gott! ich kann nichts mehr arbeiten. Ich habe meine Gesundheit verlohren — in der Belagerung von Gibraltar habe ich gar vieles ausstehen müssen.

Fr. Wie? er wäre bey der Belagerung von Gibraltar gewesen?

R. Vom Anfange bis zu Ende.

Fr. So komme er doch geschwinde herauf mit in mein Zimmer! (Zu einer Magd) suche sie mir doch ein Stück Braten und Kuchen und ein Nösel Wein zu verschaffen, und bringe es auf mein Zimmer! (Zu mir) fort Henriette! hier gilt kein Verzug! Sobald man uns bemerkt, reißt man uns mit zum Tanze fort. Ich denke, wir wollen uns heute eine Freude machen, die uns

morgen noch laben soll, wenn allen Tänzern die Köpfe wehe thun werden.

Sobald wir auf die Stube gekommen waren, mußte sich der Reisende setzen, und Ihre Frau fieng mit ihm folgendes Gespräch an:

Fr. Also ist er wirklich mit bey der Belagerung von Gibraltar gewesen? unter was für Truppen?

R. Unter den Hannoveranern, liebe Madam! wenn Sie mir nicht glauben wollen — da lesen Sie mein Attestat.

Fr. Das Attestat ist gut! Da wird er auch bisweilen haben hungern müssen!

R. Hungern habe ich lernen, wie ein Türke. Wenn man immer hinter dem Ofen sitzt, da weiß man nicht wie wehe es thut, wenn einem das Brod zugeschnitten wird. Du lieber Gott!

Fr. Wurden denn die Soldaten nicht bisweilen verdrüßlich, wenn sie sich so kümmerlich behelfen mußten?

R. Wir hatten brave Officiers, Madam. Die hungerten so gut wie wir, und theilten ihren letzten Bissen mit uns. Habt Geduld, Kinder, sagte unser Hauptmann oft, es wird besser werden. Itzo müssen wir uns als brave Deutsche

zeigen. Laßt uns noch etliche Tage hungern, hernach wollen wir auch miteinander schmausen! Und der Commandant, das war doch so ein Herzensguter Mann! ein Mann wie ein Engel! Er hat mir ein paarmal auf die Schultern geklopft, wenn er mich das Gewehr ausputzen sahe. — Unter solchen Officieren vergißt man Essen und Trinken.

(Itzo brachte die Magd das bestellte Essen.)

Fr. Da er nun nicht mehr bey solchen Officieren ist, so darf er auch das Essen und Trinken nicht mehr vergessen. Hier, lieber Freund, genieße er ohne Bedenken, was da aufgetragen ist! Gott segne es ihm!

R. Gott vergelte es Ihnen Madam! es ist wie wenn Sie ein Engel vom Himmel wären. Ich habe seit Mittag keinen Bissen Brod über die Zunge gebracht. Ich wußte auch den Abend nicht, was ich beissen oder brechen sollte — da hörte ich Musik hier im Hause, und daß es da Hochzeit wäre, gieng herein, und dachte, wenn dir die Gesellschaft nur giebt, was die Hunde und Katzen kriegen, so hast du schon genug. Es sind aber schon viele Herren und Damen vorbey gegangen und haben mich nicht angehört.

Liebster Herr Vetter! Ich habe es noch niemals so als itzo verstanden, was die Bibel eigentlich sagen will, wenn sie befiehlt: so du einen Hungrigen siehest, so speise ihn, und entzeuch dich nicht von deinem Fleisch! Ach Bester! welche Seligkeit fühlte ich, da ich diesen hungrigen Schlosser speisen sahe! Eben die Speisen, die, wenn ich sie hätte genießen sollen, mir Ekel würden verursacht haben, machten mir Freude, da ich die Erquickung sahe, die sie diesem Reisenden verschaften. Was für Thoren sind wir, wenn wir durch überflüßige Nahrungsmittel uns Ekel und Krankheit zuziehen, da wir uns damit eine so hohe, eine so göttliche Freude verschaffen könnten. Wenn du einen Hungrigen siehest, so speise ihn. Dieser Gedanke wurde so lebhaft in mir, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte, sondern weinend Ihre gute Frau umarmen und sagen mußte: Wenn du einen Hungrigen siehest, so speise ihn! Wenn ich einmal Hochzeit habe, so will ich das Geld für die übrigen Gerichte, dazu anwenden, daß ich eine Tafel voll Hungrige speise. Dank! Dank! liebe Frau Muhme, daß Sie mich dieß gelehrt haben!

Dieß

Dieß Vergnügen ist nun auch dahin! fort damit! Doch — ich werde auch noch Hungrige speisen können, wenn ich auch nicht Hochzeit habe. Der arme Schlosser trauete nicht, sich Wein einzuschenken, ich that es, klopfte ihm die Achseln, und sagte: Trinke er, lieber Freund! in einem Hochzeithause muß man sich laben!

R. (Nachdem er das erste Glas ausgetrunken hatte,) das schmeckt! Wenn ich das in Gibraltar gehabt hätte!

Fr. Wer Gibraltar vertheidigt hat, ist werth, Wein zu trinken! Trinke er getrost diese Bouteille aus!

R. Nun, wenn Sie meynen, so will ich halt trinken. Ihr Wohlseyn!

Fr. Danke.

R. Vertheidigt habe ich Gibraltar — wenn ich nicht gethan hätte, wahrhaftig die Spanier und Franzosen hätten es weggekriegt.

Fr. Das wäre viel!

R. Das ist auch viel. Noch einmal auf Ihre Gesundheit! und nun habe ich Courage, nun will ich auch erzählen. Haben Sie nichts von den schwimmenden Batterien gehört?

Fr. Mehr als zuviel.

R. Die schwammen auf der See herum, hatten Pulver, Mörser und Bomben bey sich, mit denen sie unser Gibraltar niederschießen wollten. Unsere Leute aber waren ganz ruhig, und machten unterdessen glühende Kugeln, damit sie dem Feinde einen guten Morgen bieten wollten. Und, sehn Sie Madam, wie sie das machen sollten, das hatte ich sie gelehrt. Nehmen Sie mir nicht übel, Madam, ich bin kein Großprahler, aber gelehrt habe ich sie es.

Fr. Das ist ja aber fast nicht glaublich. Wie konnte er denn, als Schlosser, die Kenntniß haben, glühende Kugeln zu verfertigen?

R. Ich will Ihnen alles sagen, liebe Madam, glauben Sie mir, ich bin kein Großsprecher! Gott bewaher mich dafür! Die glühenden Kugeln hatte ich freylich mit meinem Schlosserskopfe nicht ersonnen, die hatte ein anderer vorgeschlagen. Aber die Engländer wußten nicht recht, wie sie das Ding angreifen sollten; wenn es so gegangen wäre, wie sie es Anfangs vorhatten, so hätten uns die Spanier und Franzosen das Nest über dem Kopfe angesteckt, ehe wir ihnen ein halb Dutzend Kugeln in den Pelz geworfen hätten.

Fr. Sag er doch, wie machte er es denn? Aber er trinkt ja nicht! Trink er doch diesen Wein aus! es ist ja nur ein Nösel!

R. Wenn Sie meynen, daß es mir nicht schadet? Noch einmal Ihr Wohlseyn, meine lieben Madamen! Der liebe Gott erquicke Sie auch alle beyde, wenn Sie einmal Erquickung brauchen. Ihr Wohlseyn! — Nun sehn Sie, ich machte einen Rost, darauf die Kugeln konnten glühend gemacht werden, und eine Zange, sie anzupacken — denn mit blosen Händen, lieben Madamen, das werden Sie wohl einsehen, lassen sich solche Sachen nicht angreifen!

Fr. Das sehen wir vollkommen ein. Ich wenigstens hätte meine Hände dazu nicht hergeben mögen.

R. Das wollte ich selbst meynen! Das war eine Hitze — am jüngsten Tage kann es nicht ärger seyn. Und wenn der Satan mit seinem Heere —

Fr. Das glaube ich ganz wohl. Aber sag er mir nur, wie gieng es denn weiter?

R. Ganz charmant — es war nur eine Lust anzusehen — so wie die Batteriechen anmarschirt kamen — Purdautz! purdautz! da kriegten sie so

ein Paar Kügelchen auf den Pelz, (aufspringend) Heidi! trarara! da flog das Batteriechen in alle Lüfte — Purdautz! trarara! heidi! da hielt wieder ein anders seine Himmelfahrt. Purdautz! heidi! trarara! puff! da reißte wieder eins. Es währte keine halbe Stunde, so war die See mit ganzen und halben und viertels Franzosen bedeckt. Arme, Beine, Köpfe, flogen zu uns herüber. Ha! ha! ha! ich habe mir bald das Herz aus dem Leibe gelacht.

Fr. O Pfui! schäme er sich doch! Wie könnte ich doch über das Unglück so vieler Menschen lachen!

R. Das verstehen Sie nicht, liebe Madam. Sie mögen mich nun ansehen wie Sie wollen, so bin ich doch ein Mensch, der kein Kind betrübt. Aber im Kriege — wenns heißt: Friß Vogel oder stirb! ja, da ists eine ganz andere Sache. Da fragt man nicht nach Ehrbarkeit, nach Zucht und nach Gericht. Im Kriege gilt alles — wenn wir die Feinde nicht in die Luft gesprengt hätten, so hätten sie uns ja in die Luft gesprengt. Wer hatte es denn den Franzosen und Spaniern geheißen, daß sie uns bombardiren sollten? Sie hätten ja zu Hause bleiben, und uns ungehudelt lassen können,

nen, da würde ihnen kein Zahn weh gethan haben. Da sie es aber nicht anders haben wollten, und wollten es nicht anders haben, nun war auch kein Erbarmen mehr, da war bey Gott Gnade!

Fr. Es ist doch immer grausam — wie gieng es aber weiter?

N. Allerliebst! Sobald wir uns die Batteriechen vom Halse geschaft hatten, sprangen die Engelländer in die Kähne, fischteñ aus der See was sie kriegen konnten, und theilten mit ihnen, was sie hatten. Ich müßte lügen, wenn ich es anders sagen sollte.

Fr. Nun das war brav! Aber was für eine Belohnung bekam er denn für seine Erfindung?

N. Wenn ich es gerade heraussagen soll — keine!

Fr. Oh! das wäre auch zu arg!

N. Es ist aber so! Sehn Sie, unser eins hat das Maulwerk nicht so, wie andere Leute — wenn ich viel Wesens hätte machen können, und wäre zum General, oder zum Commandanten gegangen, und hätte ein Langes und ein Breites von meiner Erfindung gesprochen — ja, da hätte es wohl etwas absetzen sollen. So aber wurde es über dem großen Lärmen und der großen Freude

vergessen — — Eben itzo erwacht Ihre liebe Frau — der Morgen ist da — Adieu! ich muß schließen. Mündlich werde ich Ihnen den Ausgang der Geschichte noch erzählen, und Ihnen sagen: wie sehr Sie liebe und verehre

Ihre

Henriette.

Dreyzehnter Brief.

Der Feldprediger Wenzel an den Obersten von Brav.

Carmin den 18ten Febr.

Verehrungswürdiger Gönner!

So ungern ich auch mein Urtheil über eine Gesellschaft fälle, in deren Inneres zu schauen, mir nicht erlaubt ist: so muß ich es doch vor dießmal, in Ansehung der Herrenhuter thun, da Sie es von mir verlangen, und ich Ihrem Verlangen, wegen der großen Verbindlichkeit, die ich Ihnen schuldig bin, schon nachgeben muß. Es wäre dieß schon längst geschehen, wenn mich nicht die Angelegenheiten unsers guten Carls zu sehr beschäftigt hätten.

Hier haben Sie also mein Urtheil! Eingedenk der Erinnerung meines Erlösers: Richtet nicht! will ich mich bemühen, mein Urtheil lieber etwas zu gelinde, als zu strenge, abzufassen.

Die Brüdergemeine hat unstreitig Vorzüge, fast vor allen andern Gesellschaften, die ihr auch der Feind nicht absprechen kann.

Der Grundsatz, den Friedrich der Einzige angenommen hat, daß alle Handlungen der Glieder des Staats auf einen Zweck, Beförderung der Wohlfahrt des Staats, abzwecken müssen, scheint auch in dieser Gesellschaft eingeführt zu seyn, nur mit dem Unterschiede, daß das, was dort Staat heißt, hier Gemeine oder Heiland genennt wird. Dort müssen tausende die Befriedigung ihrer heißesten Wünsche der Wohlfahrt des Ganzen aufopfern, und hier geschieht ein gleiches. Ein jeder darf nur arbeiten, sich vergnügen, heyrathen — in sofern es die Wohlfahrt des Ganzen erlaubt. Kleidung, gesellschaftliche Unterhaltung, Ausführung der Gebäude, Gottesverehrung, Begräbniß — alles zielt nach einem Zwecke ab.

Wie hoch steht also die Gemeine, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, über uns, bey denen ein ewiger Widerspruch herrscht. Wir machen

auch ein Ganzes aus, aber von den Gliedern sorgt nur jedes für sich, handelt nur nach seinen Einfällen und Neigungen, und Enthusiasmus für das Ganze fehlt fast jedem. Die mehresten thun für das allgemeine Beste nicht mehr als — wozu sie durchs Zwangsmittel gebracht werden. Ein Gartenhäuschen hinzusetzen, es auszumeubliren, ein Spargel- oder Aurickelbeet anzulegen — dazu hat jeder Neigung. Wenn es aber auf Anlegung einer öffentlichen Straße, eines öffentlichen Gebäudes u. d. g. ankommt, so ist alles unthätig, bis der Fürst spricht: Ich befehle euch bey meiner Ungnade. Ich versichere Ihnen, Herr Oberster, daß ich vielmals ansehnliche Familien aus ihren Landhäusern, die Angst und Wuth, mit welcher sich arme Fuhrleute auf der abscheulichen Straße herum arbeiteten, bey einer Tasse Kaffee ganz ruhig habe betrachten sehen, ohne daß es einem eingefallen wäre, etwas für die Abstellung dieses Uebels zu thun. Unsere Vornehmen schlafen auf Eiderdunen, unterdessen daß die armen Reisenden in den abscheulichsten Löchern Nachtquartier nehmen müssen, und oft nicht so viele Bequemlichkeit finden, daß sie ihre nassen Kleider trocknen können. Nichts ist lächerlicher, als der Anblick unserer

Handlungen, wenn man sie mit den Grundsätzen vergleicht, die unter uns gepredigt werden. Wir predigen die Würde der Ehe — und die mehresten schreiten in dieselbe so leichtsinnig, als kaum die Thiere des Feldes bey ihrer Begattung thun. Kann wohl etwas alberners, als die gewöhnlichen Hochzeitfeyern gedacht werden? Ist da wohl das geringste bey der Mahlzeit, bey dem Tanze, bey dem Spiele, bey der Entfernung der neuen Eheleute, bey Ihrem Aufstehen sichtbar, das nur einige Beziehung auf den wichtigen Schritt hätte, den die Eheleute zu thun im Begriffe sind? Schwelgen, Lärmen, schmutzige Reden — das sind die gewöhnlichen Feyerlichkeiten, unter denen man junge Eheleute mit unzertrennlichen Banden verknüpft und ihnen das Recht ertheilt, sich Nachkommenschaft zu verschaffen. Wir predigen: die Ehe soll ehrlich gehalten werden, bey jedermann, und in unsern Gesellschaften ist man nie lebhafter und vergnügter, als wenn die Rede auf Ehebruch kommt, und viele sind dann am belebtesten, wenn man ihnen die Ehre eines Ehebruchs beylegt.

Wir lehren: arbeitet und schaffet mit den Händen etwas Gutes, und wenn die Predigt geendigt

geendigt ist, so geht der eine Theil unserer Zuhörer hin und frisirt, der andere spielt mit Karten, der dritte entwirft den Plan zu einer Lotterie oder einem Lottospiele, zehen andere treiben eben so etwas unnützes, und fast alle arbeiten — nicht um etwas Gutes für die Gesellschaft zu stiften, sondern — um Geld zu verdienen.

Wie oft hören wir die Worte von der Kanzel: selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben; und gleichwohl wenn einer diese Seligkeit erlangt, trauern wir um ihn, und singen Klagelieder, wie wenn wir Barbaren wären, die von Unsterblichkeit keine Vorstellung hätten.

Man hat zeither soviel von Weltbürgerschaft geschrieben — und gleichwohl finde ich sie nirgends in einem so hohen Grade als bey dieser Gemeine. Wir sprechen zwar oft mit großer Theilnehmung von allem, was in der Welt geschicht, urtheilen über die Entschlüsse des Amerikanischen Congresses, wie über die Plane unsers großen Kaisers, über den Wallfischfang bey Grönland, wie über die Lascivität der Bewohner von Otaheite — aber sprechen und urtheilen ist auch alles, was wir thun. Der Herrenhuter spricht aber wenig und handelt destomehr. Sobald es des Heilands Wille ist,

(erlauben Sie mir, daß ich mich einige Zeit ihrer Sprache bedienen darf,) geht er mit eben der Freudigkeit nach Grönland, von da nach St. Croix und von hier wieder nach Sarepta, mit welcher wir aus einem Städtchen in das andere zum Besuche eines Bruders reisen. Auf seiner Reise findet er in allen Weltgegenden Brüder und Schwestern, und wenn man mit ihm spricht, redet er mit Entzücken von seinen Brüdern in Gnadau, Sarepta, Berbice und auf der Thomas-Insel. Wir sind kaum so für die Verbesserung unserer Schulen besorgt, als der Herrnhuter für das Seelenheil der Grönländer, und der Negersclaven in den Englischen und Holländischen Colonien.

Ihre Arbeitsamkeit ist fast durchgängig musterhaft. Vom kleinsten Kinde bis zum Greise, vom Aermsten bis zum Reichsten, steht jeder auf dem Posten, der ihm angewiesen wurde, und treibt Geschäfte, die seinen Talenten und Kräften angemessen sind, und die durch die Vorstellung, daß sie alle zur Ehre des Heilandes verrichtet würden, einen besondern Werth bekommen. Bey uns steht oft der, den die Vorsehung zum Schuhmacher bestimmte, auf der Kanzel und das Genie macht Schuhe, und der große Zweck, auf den die Thätig-

keit

keit der mehresten gerichtet ist, ist — Erwerbung des Geldes.

Dieser Trieb zur Arbeitsamkeit, verschlingt bey dem Herrnhuter alle Neigung zu zeitverderbenden Spielen und Vergnügungen. Nie sehe ich ein Glied dieser Gemeine sich mit Würfeln oder Karten beschäftigen. Ich will nicht untersuchen, ob dieses übertrieben sey, und ob es nicht mit dem Geiste des Christenthums bestehen könne, seine, durch Thätigkeit abgespannten, Kräfte, bey einem Spiele ruhen zu lassen. Traurig ists doch aber immer, wenn man in unsern Gesellschaften, so vieler Menschen Kräfte sich mit einem elenden Kartenspiele halbe Tage lang beschäftigen sieht. Solls Zeitvertreib seyn? so findet ja jeder Mensch, der Lust hat Gutes zu thun, und nur einigermaßen nachdenkt, so vieles zu arbeiten, daß er eher über Mangel der Zeit klagen, als Gelegenheit suchen wird, sie zu tödten. Ich habe itzo das Vergnügen gegen funfzig Soldatenkinder zu sehen, die alle gut unterrichtet werden. Für diese sorgte ich gemeiniglich in den Stunden, die ich ehedem dem Kartenspiele widmete. Wenn ich nun auch annehme, daß jeden Tag in Deutschland nur zehntausend Menschen die Kräfte, die ihnen Gott verliehe,

liebe, um damit ihr, und ihrer Brüder Glück zu schaffen, auf Mischung der Karten wenden, davon jeder eben soviel Gutes als ich, hätte stiften können, so berechnen Sie selbst, wie viele Glückseligkeit unserm lieben Vaterlande, blos durch das Kartenspiel, entzogen werde! Solls aber Vergnügen seyn? so scheint es mir doch das elendeste, das sich denken läßt. Bürger einer so schönen Erde, die unter einem so reizenden Himmel wohnen, sollten diese kein edleres, für Geist und Leib nahrhafteres, Vergnügen finden können, als das Spielen mit bunten Männerchen?

Der Geist, der diese Gemeine beseelt, ist auch in der Kleidung sichtbar, in welcher sie, die Peruquen ausgenommen, fast nichts finden werden, was nicht zweckmäßig wäre. Freylich wird man einwenden, daß in der Kleidung des Frauenzimmers zu wenig Geschmack sey. Allein, wenn einmal der Geschmack über die weibliche Kleidung urtheilen soll, so weiß ich nicht, ob er durch den Anzug der Herrenhuterinnen, oder den Putz unsers Frauenzimmers mehr beleidiget werden wird. Beyde haben dieses mit einander gemein, daß sie die Bildung des Meisterstücks Gottes, in seiner sichtbaren Welt, des weiblichen Körpers, verbergen.

Wer kann es aber ändern! Es scheint ein Fluch zu seyn, der über dem ganzen weiblichen Geschlechte ruht, daß seine Schönheit durch die Mode verhunzt werden soll. Die Chineserinnen färben ihre Zähne schwarz, und die Europäerinnen ihre Haare weiß, die Herrnhuterinnen verlängern ihre Röcke, und die Nichtherrnhuterinnen vergrößern ihre Hüften. Das ist nun einmal so. Unterdessen hat doch der Anzug der Herrenhuterinnen diesen Vorzug, daß er ihrer Bestimmung — dem Gebähren und Saügen der Kinder — gemäß ist.

Aber bey einer so einförmigen Lebensart — bey einer so strengen Einschränkung des Luxus — wo soll da Aufstreben des Geistes, wo Entwickelung der Geisteskräfte herkommen? Der Luxus ist ja der vorzüglichste Lehrmeister der Künste und Wissenschaften —

So würde mir mancher einwenden, der durch Lesen unserer neuen Schriften sich Grundsätze gesammlet, aber nicht überdacht hat.

Statt der Antwort verweise ich sie auf diese Gemeine selbst! Ohne Luxus vergrößert sie sich täglich und wird reicher; unterdessen, daß die mehresten deutschen Städte durch den Luxus, wie durch die Pest, entvölkert werden. Hier, wo der

Luxus verbannt ist, vermehren sich die Häuser, und die unsrigen, vorzüglich die öffentlichen, stürzen zusammen. Mir versicherte ohnlängst ein Herrenhuter, daß ihre Gemeine etwa zwanzigtausend Seelen in sich begriffe. Vorausgesetzt, daß er hiervon gehörig unterrichtet war, wo ist in ganz Europa eine Stadt, von zwanzigtausend Seelen, die, in so kurzer Zeit, so viele nützliche Erfindungen gemacht habe als die Herrenhuter? Von ihren Seidenfabriken, bis auf ihre Viehmast, von ihrer Gottesverehrung bis auf ihr Bierbrauen, ist alles musterhaft. Unsere Leute mögen sie besuchen, um ihren Andachtsübungen beyzuwohnen, oder um ihr Bier zu trinken, so kehren sie allemal vergnügt zurück. Wenn der Luxus soviel Gutes lehrt, warum ist denn bey uns alles, von der Kirche bis zum Brauhause, so fehlerhaft?

Erlauben Sie mir, daß ich diese Vergleichung noch einige Augenblicke fortsetzen darf.

Die Verbindung zweyer Menschen beyderley Geschlechts zum Kinderzeugen, ist bey dieser Gesellschaft die ehrwürdigste Handlung. Bey uns ist sie insgemein Scherz. Bey jenen lenkt man die Aufmerksamkeit junger Eheleute auf den Zweck, und macht Anspielungen darauf. Bey uns hin-

gegen macht man nur Anspielungen auf das Mittel. Bey unsern Trauungen ist zwar ein Schatten von Ernst, kaum sind aber diese geendigt, so weicht auch der Ernst, und macht dem sittenlosesten Frevel Platz. Auf eine gewöhnliche Hochzeit werde ich meine künftige Tochter nie, nie, nie, gehen lassen.

Bey Erziehung der Kinder dieser Gemeine stimmt Unterricht und Erziehung alles auf einen Zweck, und alle Bücher, die sie in die Hände bekommen, sind demselben gemäs. Bey uns liest man in der Schule erst Arnds wahres Christenthum, dann den Terenz, hernach überläßt man den Kindern, ob sie sich lieber nach Johann Arnden, oder dem Terenz bilden, ob sie lieber das Paradiesgärtchen oder — durchblättern wollen.

Bey der Gottesverehrung der Herrenhuter herrscht Stille, Aufmerksamkeit, sanfter, regelmäßiger Gesang — ein Wilder, der das erstemal, ohne ein Wort von unserer Sprache zu verstehen, in eine gottesdienstliche Versammlung dieser Gemeine träte, würde fühlen, daß hier Gott verehret würde. Unsere gottesdienstlichen Versammlungen sind hingegen ein Muster von Regellosigkeit. Jeder kommt, geht, stellt, beträgt sich,

steht, sitzt, schreyt, schläft, plaudert, wie er nur selbst will.

Noch vorige Woche kamen einige Grünauische Studenten, die, wie ich hernach erfuhr, der heiligen Gottesgelahrheit Beflißne waren, in meine Predigt, mit großen Hüten auf den Köpfen, und ein Paar Budeln, giengen einigemal frech auf und ab, setzten sich unter die Weiber, sagten ihnen Sottisen vor, und brachen in ein pöbelhaftes Gelächter aus, als ihre Budel sich begatten wollten.

Wenn ein Herrenhuter die Erde verläßt, so sagen sie, er sey heimgegangen, und begleiten seinen abgelegten Körper, unter einer sanften Musik zu seinem Grabe. Wir sagen in dem nämlichen Falle, unser Freund sey gestorben, kleiden uns schwarz, singen Klagelieder, behängen wohl die Kirche mit Todtenköpfen, und lassen dem Organisten den Tremulanten ziehen.

Die Oerter, wo die Leichname der Herrenhuter verwesen, sind Gärten, die man ohne Rührung nicht besuchen kann. Jeden Leichnam deckt ein simpler Stein, auf dem der Name, das Alter und Vaterland, nebst dem Abschiedstage des Heimgegangnen steht. Unsere Gottesäcker strotzen

 von

von Todtengebein, die Gräber sind nach dem nämlichen Maasstabe geordnet, den man bey Solennitäten, und beym Abendmahle, beobachtet — auch hier ist nichts von Bruderliebe sichtbar. — Der Körper des Reichen verfault auf dem besten Platze, der Körper des Armen an der Mauer. Des reichen Betrügers Körper liegt unter einem Steine, der die unverschämtesten Lobeserhebungen den Vorbeygehenden sagt, der Leichnam des armen, rechtschaffnen, Mannes, löst sich, ohne ein Zeichen seiner Gegenwart, in Gras auf, oder ist höchstens mit einem hölzernen Kreuze bezeichnet. Auf dem steinernen sowohl als auf dem hölzernen, Monumente, steht die unchristliche Innschrift: **Hier ruhet in Gott!** als wenn wir Materialisten wären, die die Meynung hätten, daß wir blos Körper wären, und selbst in der Erde ruheten, wenn unsere Hülse darinne verweset. Von den albernen hirnlosen Innschriften, deren Verfertigung unter keiner öffentlichen Censur steht, sondern theils den Schreinern und Bildhauern, theils den Nachgelaßnen des Abgeschiednen überlassen ist, will ich gar nichts sagen.

So fand ich ohnlängst noch auf dem Leichensteine eines Fuhrmanns, einen Fuhrmann, mit

einem

einem schweren Frachtwagen, abgebildet, mit der Unterschrift:

So fahr ich hin zu Jesu Christ,
Meinen Arm thu ich ausstrecken.

Auf einem andern las ich die blasphemе Aufschrift:

Ich Hans Truckenbrod,
Bitte Dich, lieber Herre Gott,
Du wollst mir geben,
Das ewige Leben
So wie ich Dir würde geben,
Das ewige Leben,
Wenn Du wärest Hans Truckenbrod
Und ich der liebe Herre Gott.

Fortsetzung.

Gegen alles dieses werden Sie mir nun, würdiger Herr Oberster, mancherley Einwendungen machen. Die vorzüglichsten, die mir beyfallen, will ich selbst hersetzen, und zugleich meine Gedanken darüber beyfügen.

Was sagen Sie, werden Sie fragen, zu der Unverschämtheit, mit welcher, in dieser Gemeine das eheliche Geschäfte getrieben wird?

Ich glaube allerdings, daß im Anfange allerley ärgerliche Dinge vorgefallen seyn mögen. Wenn ich auch auf die Zeugnisse so vieler, die von

dieser Gesellschaft getrennt worden sind, oder sich getrennt haben, gar nicht Rücksicht nehmen will, so beweisen dieß doch ihre ältern Gesangbücher, worinne, von den Geheimnissen des Ehestands ganz deutlich gesprochen wird, und woraus ich Ihnen einige Lieder abschreiben wollte, wenn ich nicht besorgen müßte, daß Ihre Frau Gemahlin meinen Brief zu lesen bekäme, und dadurch geärgert würde. Es ist mir undenkbar, wie Sie oder ich, ein solches Lied in Gesellschaft von Frauenzimmern absingen könnten, wenn wir nicht vorher mit ihnen in der engsten Vertraulichkeit gelebt hätten, ja ich kann nicht begreifen, wie ein Paar Eheleute so ein Lied anstimmen können, wenn sie nicht aller Schamhaftigkeit entsagt haben.

Ob ich aber gleich überzeugt bin, daß ehemals dergleichen Greuel in dieser Gesellschaft im Schwange gegangen sind, so wollte ich doch fast dafür bürgen, daß sie itzo davon gereinigt ist: weil ich es schlechterdings für unmöglich halte, daß eine Gesellschaft, die die Schamhaftigkeit bey Seite setzt, bestehen kann. Der Schamlosigkeit Tochter ist Lascivität, und ihre Enkelinnen, Ekel, und Eifersucht bey denen, die nicht mehr daran Theil nehmen können. Es ist unmöglich, daß die Groß-

mutter

mutter die Töchter überleben könne, zumal in einer großen Gesellschaft. Ich hoffe, Sie verstehen mich, und ersparen mir gern die Mühe, diese schmutzige Sache weiter zu entwickeln.

Aber, was halten Sie, fragen Sie weiter von dem Lehrsysteme dieser Gemeine?

Dieß wissen Sie schon — ich glaube nicht daran. Da ich aber der Meynung bin, daß man keinen Menschen in seinem Glauben vorsetzlich kränken müsse, so muß auch diese Gesellschaft das Recht haben zu glauben, alles, was sie für wahr hält. Ich gehe mit zwey Herrenhutischen Eisenhändlern um, mit denen ich auf einem ziemlich freundschaftlichen Fuß lebe, seitdem wir untereinander festgesetzt haben, daß wir einander in unsern Meynungen nicht stöhren wollen. Der Allgütige, der so väterlich für alle seine Menschen sorgte, daß jeder in der Natur ein Nahrungsmittel finden kann, das der Beschaffenheit seines Körpers angemessen ist, scheint auch die Bibel so eingerichtet zu haben, daß jeder Christ das darinne finden kann, was für seine Seele am zuträglichsten ist. Die Art Leute, wie Sie, unser guter Carl, und, wenn Sie wollen, auch ich, sind, nähren sich vorzüglich, an den Aufforderungen Jesu: ihr sollt vollkommen seyn, wie

euer Vater im Himmel vollkommen ist, und freuen sich, wenn ihnen eine edle That gelungen ist, und sie Gelegenheit gefunden haben, etwas Gutes zu stiften. Andere hingegen, die den Trieb sich zu erweitern nicht bey sich fühlen, vielmehr geneigt sind, sich in sich selbst zurück zu ziehen, hangen an den Stellen die vom Blute, Versöhnung und Opfer, handeln, und laben sich daran. Die Vorstellung, daß sie sich täglich im Blute des Lammes baden, daß sie in der Seitenhöle Jesu gegen alle Strafen Gottes gedeckt sind, bringt in ihnen eben die Wollust hervor, die wir empfinden, wenn wir einen Unglücklichen gerettet, oder einem verwaisten Kinde eine gute Erziehung verschaft haben. Wollte man ihnen ihre Vorstellung rauben, so würden sie zu schwach seyn, die unsrige anzunehmen, also gar keine Bewegungsgründe zur Tugend mehr haben, und bald in Laster und Verzweiflung verfallen.

Aber, wenden Sie ferner ein, bey der Behandlung, der sich die Herrenhuter unterziehen müssen, ist es doch nicht möglich, daß ihre Fähigkeiten sich gehörig entwickeln können, es ist da keine freye Bewegung des Körpers, kein freyes Nachdenken, kein eigner Wille, wenn ich in eine

Herrenhutische Fabrik komme, so glaube ich, mich in einer Gesellschaft von Maschinen zu befinden.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen auch hierauf antworten darf! daß bey den Herrenhutern Gelegenheit seyn muß, seine Fähigkeiten zu entwickeln, können Sie schon daraus schließen, daß ihre Gesellschaft ganz unglaubliche Wirkungen hervorbringt, und daß ihre Aeltesten und Obern die verschlagensten Köpfe sind. Daß aber die mehresten Brüder und Schwestern wahre Maschinen sind, die keinen eignen Willen haben, sondern lediglich durch den Druck ihrer Obern in Bewegung gesetzt werden, gebe ich Ihnen gern zu. Ich habe mir dieses Räthsel immer folgendermaßen gelöset. Wo Genie ist, da blickt es bald durch, man mag es bey den Leisten oder hinter den Weberstuhl stellen. Die scharfsichtigen Obern spüren es bald aus, schaffen ihm Gelegenheit sich zu entwickeln, und ziehen es alsdenn, um ihres eignen Vortheils willen, in ihr Interesse. Andere Brüder und Schwestern hingegen, bey denen sie weder scharfsichtigen Blick noch Aufstrebung bemerken, suchen sie zu wahren Maschinen zu machen. Nun fragt es sich, ob bey einer solchen Einrichtung wahre Glückseligkeit möglich sey? Vorausgesetzt, daß

alles so gehe, wie ich es mir vorstelle, daß keine Partheylichkeit, keine Vorliebe für Familien, sich ins Spiel mische, so glaube ich es allerdings. Das Genie lebt auf, wenn es dem Wirkungskreise sich nähern darf, der seinen Kräften angemessen ist, und können Menschen, die keine Kraft zum Emporstreben bey sich fühlen, wohl glücklicher seyn, als wenn sie von Jugend auf zu Maschinen gebildet werden? Wenigstens muß in den Herrenhutischen Fabriken mehr Glückseligkeit herrschen als in den unsrigen, wo die Fabrikanten auch wahre Maschinen sind, wo oft der Mann, der zum Staatsminister bestimmt war, verdammt ist, Lebenslang Strümpfe zu wirken, oder Schuhe zu verfertigen, und aller Mittel beraubt wird, sich empor zu schwingen; wo die Menschen auf des Menschen Würde und Rechte immer aufmerksam gemacht, und demohnerachtet gezwungen werden, als Nichtmenschen, als Maschinen zu handeln. Ich bin dafür, daß man jedem Menschen Gelegenheit schaffen müsse, alle Kräfte, die der gute Schöpfer in ihn gelegt hat zu entwickeln. Aber dann darf man ihn auch nicht zum Maschinenstande verdammen. So lange aber noch die Einrichtung in der Welt ist, daß die Hälfte der

Menschen Maschine seyn muß, wenn das Ganze bestehen soll, so lange kann ich auch diejenigen nicht geradezu tadeln, die diejenigen, die zu Maschinen bestimmt sind, auf eine Art erziehen, die ihrer Bestimmung gemäs ist, ob ich gleich freymüthig gestehen muß, daß mir es unmöglich seyn würde an so einer Erziehung Theil zu nehmen. Es fällt mir dabey immer das Castriren der Hammel ein.

Was sagen Sie aber, fragen Sie ferner, dazu, daß die Brüder nicht einmal die Freyheit haben, sich zu verheyrathen wie sie wollen?

Dieses, daß diese Einrichtung mir mißfällt.

Aber, bester Herr Oberster, wo leben denn die Menschen, die die Freyheit haben sich zu verheyrathen wie sie wollen? ich kenne sie nicht. Die Heyrathen der Herrnhuter werden durch die Obern, die Unsrigen durch Verhältnisse bestimmt. Vom Fürsten an bis zum Schuster darf fast niemand heyrathen, wenn und wen er will. Ich — zum Exempel — ich bin kein Herrnhuter, mir verbietet niemand zu heyrathen — aber die Verhältnisse — die Verhältnisse! Schon sehe ich seit etlichen Monaten das Mädchen, für welches mein Herz schlug, in eines andern Armen.

Und gleichwohl hat sie mir kein Oberer, kein Loos entzogen. Ach! man kann ja freylich über Verhältnisse sich hinaus setzen, was aber alsdenn für Trübsale entstehen, das können Sie ja an unserm guten Carl sehen, wegen den ich noch immer sehr besorgt bin.

Es ist wahr, daß in dieser Gemeine oft ein junger Mann an eine alte Dirne, ein junges Mädchen an einen alten Mann gefesselt wird. Geht es denn aber bey uns anders? Werden solche Sünden gegen die Natur nicht täglich begangen?

So aufrichtig ich nun alles Gute erkenne, und schätze, das diese Gesellschaft an sich hat, so männlich ich sie gegen lieblose, undurchdachte Urtheile vertheidige, so verliert sie doch in meinen Augen ihren Werth fast ganz, wenn ich auf die geheime Feder sehe, die die Maschine in Bewegung setzt — das Loos. Daß solche verschlagene Köpfe, wie die Aeltesten dieser Gemeine sind, nicht durch ihren Verstand, sondern durch das Loos entscheiden lassen sollten, was in wichtigen Fällen zu thun sey, geschieht nach meiner Ueberzeugung zuverläßig nicht. So wie die Augures aussagen mußten, was kluge Generale beschlossen

hatten

hatten, so wird auch wohl das Loos bestätigen müssen, was die Gesellschaft der Aeltesten für das Beste hält. Ich könnte davon Beweise anführen, aber für einen Mann, der so viele Menschenkenntniß besitzt, wie Sie, bedarf die Sache keinen Beweiß. Wenn wir glauben, daß Friedrich der Einzige darum gewürfelt habe, ob er den Feind angreifen oder nicht angreifen solle, so glauben wir auch, daß die Herrenhutischen Vorsteher durch das Loos bestimmen lassen, ob sie eine Sache von Wichtigkeit unternehmen oder unterlassen sollen.

Auch diesen Punct will ich mit möglichster Unpartheylichkeit beurtheilen.

Ich gestehe es ein, daß, ohne das Loos, die Herrenhuter nicht vermögend gewesen wären, das zu leisten, was sie geleistet haben. Wenn Menschen andern Befehle geben und Vorschriften machen wollen, so glaubt ein jeder das Recht zu haben darüber zu urtheilen, Einwendungen dagegen zu machen, und wenn sie seinem Interesse nicht gemäs sind, sie wenigstens im Verborgnen zu überschreiten. Das ist die wahre Ursache, warum die besten Einrichtungen unserer Fürsten, so selten ihren Zweck erreichen, und noch weniger

die Plane solcher Personen, denen fürstliche Macht und Ansehen mangeln. Ganz anders ist es aber, wenn der regierende Theil der Gesellschaft die Kunst versteht, seinen Verordnungen ein göttliches Ansehen zu geben; wenn er spricht, wir können dazu weiter nichts sagen — wir wollen den lieben Heiland fragen — und dann eine Antwort erhält, die die ganze Gesellschaft für Stimme des Heilandes erkennt. Ja dann verstummt jeder, keiner will dem Heilande sich widersetzen, und zehen Regimenter Dragoner vermögen das nicht zu bewirken, was dieser Glaube bewirkt — **Befolgung der Vorschriften im Verborgenen, mit Einstimmung des Herzens.**

Ich will noch billiger seyn, und es nicht tadeln, wenn rechtschaffne, von Gottes und Menschenliebe beseelte, Männer, um gute und große Absichten zu erreichen, ihren Aussprüchen ein göttliches Ansehen zu verschaffen suchen, (ob ich Ihnen gleich gestehen muß, daß ich eines solchen Betrugs, denn Betrug ist es doch allemal, nicht fähig wäre) woher wollen denn aber die Herrenhuter sich überzeugen, daß ihre Direction auf dem ganzen Erdballe, seit der Schöpfung, die einzige sey, die aus lauter rechtschaffnen Leuten besteht? Ich

kenne

kenne die mehresten dirigirenden Glieder dieser Gesellschaft, und gestehe Ihnen, daß ich keinen einer schlechten Gesinnung beschuldigen kann. Ich will noch mehr thun, ich will als erwiesen annehmen, daß sie gegenwärtig alle Männer Gottes sind, die durch Liebe zu Gott und Jesu, und durch Eifer Menschenglück zu befördern, getrieben werden, welchen Grund habe ich denn aber zu vermuthen, daß dieses immer so fortgehen, daß nie schlechte Menschen sich in diese Gesellschaft einschleichen werden? Daß die Jesuiten, die so schlau sind, daß sie sich nach und nach jeder geheimen Verbindung, jeder guten Anstalt bemeistern, und, nach ihren Grundsätzen alle Rollen, sie mögen Heidnisch, Jüdisch, oder Herrnhutisch seyn, wenn sie nur ad maiorem Dei gloriam abzielen, spielen dürfen, nie die Obern dieser Gesellschaft täuschen, und sich unter sie mischen werden? Wenn einmal des Unkrauts Saame unter den Weizen fällt, wäre er auch so klein als ein Senfkorn, kann er nicht bald zu einem starken Busche empor wachsen? Und wie unglücklich wären dann alle die armen, gutmüthigen Seelen, die sich ganz dem Heilande übergeben hätten, wenn das, was sie für des Heilands Stimme hiel-

hielten, Stimme der Habsucht, der Herrschsucht, der Wollust wäre, wenn dieser wehrlosen Gut, Freyheit, häusliches Glück, Gesundheit und Leben, indem sie es dem Heilande aufzuopfern glaubten, eine Beute des Lasters würden!

Und nun noch einige allgemeine Urtheile.

1. Das ganze System der Herrenhuter ist ein Boot, auf dem der erste Versuch gemacht wird, über die Meereswellen zu schwimmen, von dem nach und nach durch lichte, unternehmende, Köpfe, geadelt durch erhabene Gesinnung, die Idee zu einem Linienschiffe abstrahirt werden kann.

2. Ueber die Absichten, welche die Obersten dieser Gesellschaft haben, zu urtheilen wage ich nicht. Es fällt mir in vielen Fällen schwer, die Absichten meiner eignen Handlungen zu ergründen, wie will ich denn die Absichten einer Gesellschaft errathen, die hinter dem Vorhange handelt, und diesseits desselben dem Zuschauer nichts sehen läßt, als was sie zu sehen für gut befindet?

3. Ich glaube gern, daß der größere Theil der Gesellschaft ehrliche Leute sind, und wenn man

tausend Exempel von schlechtdenkenden Gliedern nennt, so befremdet mich dieß nicht, weil die ganze Geschichte noch kein Beyspiel von einer, nur mäßigen, Gesellschaft aufzeigen kann, die aus lauter rechtschaffnen Leuten bestanden hätte. Die zwölfe, über die Jesus sichtbar die Aufsicht führte, hatten ja einen Judas unter sich.

4. Daß diejenigen dieser Gemeine, die sich an den Glauben gewöhnen können, daß die Stimme der Obern Stimme des Heilands sey, sich wohlbefinden, diejenigen hingegen, die dieß nicht glauben und ihr doch zu gehorchen gezwungen sind, das unglücklichste Leben führen müssen, das man sich denken kann.

5. Daß weder Sie noch ich, noch unser guter Carl, noch irgend jemand, der mit uns übereinstimmend denkt, jemals zu dieser Gesellschaft treten werde.

6. Daß Sie Ihrem unglücklichen Sohne die große Gefahr vorstellen müssen, der er sich durch engere Verbindung mit dieser Gemeine aussetzt.

7. Daß, wenn diese Vorstellung nichts fruchtet, Sie ihn, in Gottes Namen einen Herrnhuter werden lassen, und ihn in seinem Glauben nicht mehr irre machen. Wer keine Augen hat, um selbst zu sehen, bedarf allemal eines Wegweisers, und an dessen Hand befindet er sich am besten, den er für einen Engel, oder gar für den Heiland selbst, hält.

Mit innigster Hochachtung bin ich

der Ihrige,

Wenzel.

N. S.

Noch etwas muß ich Ihnen doch melden, das Ihnen gewiß Freude machen wird. Der Secretair Lodbroch ist, durch die Unterstützung unsers guten Fürsten und der hiesigen Kaufmannschaft, in den Stand gesetzt worden, mit einem Luftschiffe in die Höhe zu steigen. Sein Aufsteigen war ein herzerhebender Anblick. Nach einigen Minuten verschwand er beynahe unsern Augen, und sein Fahrzeug erschien uns als ein kleiner Punct. Bald darauf kam, in

einem

einem Fallschirme, der Hammel unversehrt herab, den er in der Absicht, zu diesem gefährlichen Versuche, zu sich genommen hatte, um das theure Leben der Menschen nicht in Gefahr zu setzen. Darauf segelte er nach Kolchis, und wieder zu uns zurück. Nach Frankfurt, Achen und Hamburg, Städten, deren Bürger so edel dachten, daß sie keine Kosten scheueten, um eine, für die Menschheit so wichtige, Unternehmung zu unterstützen, wird also Carmin, in den Jahrbüchern der Deutschen, unmittelbar stehen. Denn daß diese Begebenheit in Deutschlands Jahrbüchern stehen, daß die Menschen, vor Ablauf dieses Jahrhunderts, mit eben der Leichtigkeit durch die Luft, wie itzo durch die See, segeln werden, glaube ich, so gewiß, als Gottes Daseyn. Nachdem der menschliche Verstand, der Abdruck des Allmächtigen, das Mittel erfunden hat, in der Luft zu schweben, muß es ihm ein wahres Nichts seyn, seinem Schweben die gehörige Richtung zu geben.

Sobald Herr Lodbroch wieder festes Land erreicht hatte, wurde er von allen Seiten her mit Geschenken bestürmt, die, wie mir glaub-

würdige Leute versicherten, sich auf zehntausend Thaler belaufen haben. Darüber wurde ein, neben mir stehender, Schriftsteller, der in zwanzig arbeitsvollen Jahren kaum soviel erwirbt, als dieser Secretair, in ein paar Stunden, etwas verdrüßlich. Ich erinnerte ihn aber an die große Gefahr, der dieser Mann sich unterzogen habe, an die für das Wohl der Menschheit so große Wichtigkeit seiner Unternehmung, und — an die Worte des Evangelisten — Alles Volk preisete Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.

Vierzehnter Brief.

Zellnik an Carl von Carlsberg.

Carmin den 24sten Febr.

Mein theuerster Freund!

Ich bin in schrecklicher Verlegenheit. Meine unglückliche Gertrud ist entführt — ist in ein Kloster gebracht — ist in Gefahr eingemauert zu werden

werden. So wenig Glückseligkeit ich mir auch aus der Verbindung mit ihr versprechen kann, so bin ich doch schon als Mensch, und noch mehr um des traurigen Verhältnisses willen, in dem ich gegen sie stehe, verpflichtet, alles zu wagen, um sie zu retten. In dieser Absicht reise ich itzo von Carmin ab — o wenn Sie doch bey mir wären!

Ewig bin ich

Ihr

treuester Freund,

Zellnik.

Funfzehnter Brief.

Zellnik an Carl von Carlsberg.

Crolau den 27sten Febr.

Mein theuerster Freund!

Seit zwey Tagen sitze ich hier und suche meine unglückliche Gertrud auf, ohne daß ich bis itzo weiß, wie ich sie retten soll.

Ich habe nun einen langen Abend vor mir, und schätze mich glücklich, daß ich ihn, mit Ergiesung meines Herzens, an Sie, mein Bester, zubringen kann.

Da ich vorgestern hier ankam, ließ ich mich sogleich mit dem Wirthe in ein Gespräch ein, das ich bald auf das Kloster zur H. Walpurgis lenkte, wo sich meine Gertrud, nach dem Briefe, den sie mir schrieb, befinden sollte.

Das erste, was ich von ihm erfuhr, war, daß das Kloster Wein schenke, und man daselbst täglich große Gesellschaft antreffen könne. Sobald ich dieses hörete, gieng ich nach dem Kloster zu, und ließ mich in die Schenkstube führen, wo ich gegen vierzig Personen versammlet antraf, die fast alle vom Weine glüheten, und zum Theil schon stammelten und taumelten. Wahrhaftig ein sehr sonderbarer Anblick in einem Kloster, wo man Entsagung der Welt und Selbstverleugnung erwartet. Unterdessen dachte ich, hier möchte wohl der Ort seyn, wo man am sichersten etwas von der innern Beschaffenheit des Klosters erfahren könne. Ich ließ mir also eine Flasche Wein und etwas Gebacknes geben, fragte alsdenn den Menschen, der es mir reichte, nach den Namen

und den Aemtern, der Weingäste, und da er mir einen zeigte, der Amtmann des Klosters, oder vielmehr Verwalter der Aecker und Einnehmer der Zinsen war, so setzte ich mich gleich zu ihn, schenkte mir ein Glas ein, stieß es an das Seinige und sagte: Es lebe das Kloster der heiligen Walpurgis!

Bravo! war seine Antwort, das soll leben! Soll mich der Gukguk, die Mädel verdienen, daß man auf ihre Gesundheit eine Bouteille ausleert! Meiner Treue! alle wie ausgestopft. Man verliert keine im Bettstroh. Noch ein Glas! Es leben alle hübsche Nonnen!

J. Sie sollen leben!

A. Das lobe ich! Ein braver Kerl darf keine Gesundheit auf hübsche Mädel vorbey gehen lassen.

J. Die Nonnen müssen doch viele Weinberge haben, daß sie so viele Leute davon bewirthen können.

A. Ach das ist noch gar nichts. Des Sonntags, mein Herr, sollten Sie kommen! da würden Sie ihr blaues Wunder sehen. Hundert und funfzig Leute sind hier bisweilen zusammen, Weiber — Mädel, wie man sie nur haben will.

J. Aber bauen denn die Nonnen alle diesen Wein selbst?

A. Was wollten sie doch bauen! Dreyßig Aecker Weinberg haben sie etwa, das ist alles! Den übrigen Wein kaufen sie alle zusammen, und verschenken ihn hernach wieder.

J. Und mit Vortheil?

A. Ey das wollte ich meynen. Ich setze meinen Kopf zum Pfande, die Bouteille Wein, die Sie hier trinken, kommt unsern Jüngferle nicht höher als acht Kreuzer zu stehen, und Sie bezahlen sie mit dreyßigen. Nun rechnen Sie einmal nach, wie viel daß dieß ein Jahr lang macht! Wenigstens vierzig Leute täglich, die Sonntage nicht mit zugerechnet, davon jeder dem Kloster seine zwey und zwanzig Kreuzer opfert! Nehmen Sie nur, wie viel daß das ein Jahr lang ausmacht! Ja der Weinschank, der Weinschank, der ist für unser Kloster gar eine gute Sache, wenn wir den nicht hätten, Hunde müßten wir führen, Hunde führen, so wahr ich lebe!

J. Wenn man aber hier zu Lande den Wein so wohlfeil einkaufen, und so theuer wieder verschenken kann, so dächte ich, alle Bürger würden sich auf den Weinschank legen?

A. Und

A. Und das müssen sie wohl bleiben lassen.

J. Vermuthlich, weil es ihnen an Gelde fehlt?

A. Das nicht! wir haben hier gar hübsche Bürger, die immer ihre zwey bis drey tausend Gulden in Casse haben. Aber sie verstehen den Pfiff nicht. Den Pfiff muß man verstehen, wenn man ein Weinhändler seyn will.

J. Und wie heißt denn dieser Pfiff?

A. Eingekauft, wenn der Wein nichts taugt, wenn er sauer ist, wenn die Leute dem lieben Gott danken, daß sie ihn los werden.

J. Aber da dächte ich, es kaufte Ihnen niemand dieß elende Zeug wieder ab?

A. Da steckts eben! Wenn Sie Eßig nur ein Paar Jahre in unser Kloster legen, so taufen wir ihn so um, daß sie ihn für Hochheimer trinken müssen.

J. Das ist ja schrecklich! Auf diese Art trinke ich ja nicht Wein, sondern Eßig. Was für traurige Folgen muß dann dieses für die Gesundheit haben?

A. Ey was Gesundheit, was Gesundheit! für die Gesundheit sorgt der Doktor, ich bin meiner hochwürdigen Jungfern Amtmann, und sorge für ihre Einkünfte — was geht mich das andere an?

J. Und das Leben? Bester Mann! Menschen Leben! wie kommen Sie damit zu rechte?

A. Ey da ist ja der Herr Commißionsrath! Hier, Herr Commißionsrath! eine Gesundheit!

Mit diesen Worten riß er sich los, ob ich ihn gleich am Ermel fest hielt, und auf Beantwortung meiner Frage drang.

Er thut auch wohl, daß er sich aus dem Staube macht! antwortete ein anderer, der neben mir saß. Die Walpurgisbrůder sind alle reif zum Gottesacker. Wer zwey bis drey Jahre hier trinkt, der hat die Schwindsucht gewiß am Halse.

J. Das wåre entsetzlich! Die ins Kloster gehen, rühmen sich ja, daß sie so viele gute Werke thåten, daß sie andern davon abgeben kůnnten. Aber das Vergiften der Menschen kann ich doch wahrhaftig fůr kein gutes Werk halten.

Er. St! ums Himmels Willen reden Sie leise, wenn Ihnen Ihr Rücken lieb ist! Der Wein, den Sie hier im Glase haben ist Gift, wahres Gift. Es ist eigentlich Eßig, wie der Herr Amtmann sagte. Wenn sie nun den Eßig ließen, wie er wåre, so håtte die Sache nicht viel auf sich, er zőg den Mund zusammen, und man ließ ihn halt stehen. So aber thun sie Silberglåtte dar-

unter,

unter, die doch ein wirkliches Gift ist, machen damit den Eßig süße, und reitzen dadurch die Leute, den Gift einzuschlurfen. Ich versichere Sie auf Ehre, die gewöhnlichen Weingäste halten es hier keine sechs Jahre aus, so liegen sie auf dem Gottesacker. Dreyßig wollte ich Ihnen her erzählen, die alle in ihren besten Jahren verdorret sind, wie die Kienstöcke.

J. Dem Herrn Amtmann sahe ich aber doch keine Krankheit an.

Er. Ja dem! der weiß schon wo Bartel Most holt. Der läßts wohl bleiben, daß er Eßig trinkt, der hat sein Fäßchen guten ächten Rheinwein für sich.

J. Sie vermuthlich auch?

Er. Nein.

J. Nicht? und trinken also dieses Gemengsel, von dem Sie wissen, daß es Gift sey?

E. Es schmerzt noch nicht so sehr als Arsenicum.

J. Mann was reden Sie hier! Sie vergiften sich also vorsetzlich? Was in aller Welt kann Sie zu dem entsetzlichen Entschlusse bringen, sich selbst zu vergiften?

E. Eine mißvergnügte Ehe.

J.

J. Ist denn kein Mittel da, sie zu bessern?

E. Keins. Den Hund bessere ich durch Schläge, den Menschen durch Bewegungsgründe. Bewegungsgründe aber zu fassen, hat meine Frau schlechterdings keine Fähigkeit, und ein Hund ist sie auch nicht, daß ich sie zu schlagen trauete, folglich muß ich alles gehen lassen wie es geht, mich zu betäuben, und meine Reise nach der Ewigkeit so gut als möglich zu beschleunigen suchen, ist alles, was ich thun kann.

J. Was thut Ihnen denn Ihre Frau?

E. Gar nichts weiter, als daß sie mich zum Betrüger, zum Bettler macht. Alle neue Moden macht sie mit, in allen Kaufläden borgt sie auf — ich habe herrschaftliche Gelder unter den Händen, wenn ich den Rücken wende, so hat sie der Henker dabey, und sie nimmt heraus, was sie in der Geschwindigkeit wegbringen kann.

J. Sie hat ja aber wohl einen Beichtvater? Können Sie denn diesem nicht Ihr Anliegen entdecken?

E. Ja da wäre ich gerade halb, der ist mit meiner Frau bekannter, als ich. Sobald ich den Rücken wende, so hat ihn der Henker bey ihr — Morbleu! das ist nicht auszuhalten!

Indem ich ihm hierauf antworten wollte, wurde geläutet. Was bedeutet das? fragte ich.

E. Was wirds bedeuten! Die Nonnen haben einmal ihr Wesen, ihren Gottesdienst, Vesper, oder wie sie es nennen. Da ist der saubere Beichtvater meiner Frau dabey. Er ist auch Beichtvater der Nonnen — Hum! Hum!

J. Darf ich wohl dem Gottesdienste beywohnen?

E. Und warum nicht? In Gottes Jesus Namen gehn Sie doch dahin, es wird Ihnen niemand etwas in den Weg legen.

Ich bezahlte also meinen Wein, entfernte mich, und wohnte dem Gottesdienste bey.

Mit der Beschreibung desselben, und mit den Empfindungen, die ich dabey hatte, will ich Ihnen nicht beschwerlich fallen. Genug, ich erwartete das Ende davon, und näherte mich alsdenn dem Herrn Beichtvater der Nonnen, mit der Bitte, mir die Gemählde, die in der Kirche aufgehängt waren, zu erklären.

Von Herzen gern, antwortete er lächelnd. Sehen Sie, fuhr er fort, das ist die heilige Walpurgis, die Patronin dieses Klosters.

J. Wahrhaftig, ein herrliches Mädchen! Was für schöne schwarze Augen! Was für ein schalkhafter Blick!

E. Ey das wollte ich meynen. Es ist eigentlich das Bild von der Maitresse des hochseligen Bischofs Wenzel.

J. So! Und wen stellt denn dieses Bild vor?

E. Die heil. Maria Magdalena. Ich weiß nicht, ob Sie sich auf Mahlerey verstehen?

J. So halb und halb.

E. Nun betrachten Sie einmal diese Augen, wo kaum noch eine Linie vom Schwarzen sichtbar ist, diese empor gestreckte Arme, diese empor gezogne Oberlippe, die uns die elfenbeinernen Zähne ganz sehen läßt — verstehen Sie das?

J. In etwas. Stellt dieses Gemählde vielleicht auch eine Maitresse von einem Ihrer Bischöffe vor?

E. Die Maitresse des hochseligen Bischofs Anton. War ein herrliches Mädel! Die sie gekannt haben, können des Lobens nicht satt werden.

J. Auf diese Art werden ja hier aber nicht Heilige, sondern Maitressen Ihrer Bischöffe angebetet, das finde ich doch sehr sonderbar.

E. Und

E. Und warum denn sonderbar? Es giebt ja weder eine richtige Abbildung von der heiligen Walpurgis noch von der heil. Maria Magdalena, noch von irgend einem andern Heiligen. Ist es denn nicht besser ein Bild als keines?

J. Wenn nun die Bilder von Ihren weiblichen Heiligen Copien der Maitressen Ihrer Bischöffe sind, wovon haben Sie denn Ihre männlichen Heiligen copirt?

E. Von jedem frappanten Gesichte, das uns vorkam. Haben Sie nicht den herrlichen Kopf, voll Ausdruck, des heiligen Mathäus gesehen, der in der Augustinerkirche hängt?

J. Die Augustinerkirche habe ich noch nicht besucht. Wovon ist dieser denn copirt?

E. Von einem Pohlnischen Juden, der vor einiger Zeit hier durchreißte.

J. Und wovon haben Sie denn die übrigen Heiligen copirt?

E. Von allen kann ich dieß nicht sagen. Aber diese Mutter Gottes, die Sie hier sehen, ist Copie von der mediceischen Venus, und das herrliche Bild des heiligen Johannes, in der Carmeliterkirche ist eigentlich der Apollo. In der Kirche der Benediktiner ist auch ein Crucifix abge-

mahlt, welches das non plus ultra der menschlichen Kunst seyn soll. Es hatte aber auch ein ganz besondern Ursprung.

J. Nu! und der war?

E. Der Mahler Riccioli, brachte für einen Gulden einen Bettler dahin, daß er sich nackend an ein Kreuz binden ließ, damit er die Spannung jeder Muskel in dieser unnatürlichen Lage, copiren könnte. Da er nun im Enthusiasmus, die Spannung des Körpers desselben bemerkte, erwachte in ihm die Begierde, von ihm auch die Züge des Sterbenden zu copiren. Was that er? er faßte im Eifer sein Messer, stieß es dem Bettler durchs Herz, und bemerkte dann an ihm alle die Spannungen, die die Muskeln seines Gesichts im Todeskampfe bekamen. So entstund dieß berühmte Gemählde, dessen Werth Sie gewiß erkennen würden, wenn Sie es selbst sehen sollten.

J. Aber, ich bitte Sie, was ist denn das? Auf diese Art verehren Sie ja keine Heiligen, sondern Maitressen, pohlnische Juden, heidnische Gottheiten und Bettler? Ist denn das auch Religion?

E. Und

E. Und warum nicht? wird die Andacht einer Mannsperson nicht weit feuriger seyn, wenn sie vor einem schönen Mädel, und die Andacht eines Frauenzimmers, wenn sie vor einer hübschen Mannsperson kniet?

J. Wenn Sie die Empfindungen, die während diesem Knieen entstehen, Andacht nennen, so könnte man ja auch wohl ein Buch von der Andacht der Heiden schreiben, die sie empfanden, wenn sie vor dem Apoll oder der mediceischen Venus knieten?

E. Das ist etwas ganz anders. Die Heiden hatten ja keine christlichen Gebeter.

J. So! aber ohne die Sache weiter zu untersuchen, so scheint es mir doch, als wenn Sie sich bey Ihrem Gottesdienste sehr wohl befänden?

E. Herrlich! vortreflich! Gehen Sie einmal in eine protestantische Kirche, und dann wieder in unsere, und urtheilen! Dort ist alles so kahl, so kalt, so trocken; hier wird gleich die Seele durch den Anblick der reizendsten Bilder zur Andacht gestimmt.

J. Auf diese Art befindet sich wohl niemand besser, als die Mönche und Nonnen, die täglich

an einem so schönen Gottesdienste Theil nehmen können?

E. Das wollte ich meynen! Der Welt absterben, und sich ganz der Religion widmen — das ist ja der Himmel auf Erden.

J. Ich meyne es selbst, und kann daher dem Gerüchte unmöglich Glauben beymessen, das hier herum schleicht.

E. Welches Gerücht?

J. Daß eine Nonne aus diesem Kloster entsprungen wäre.

E. Wie? eine Nonne entsprungen! Woher wissen Sie das?

J. Es ist ja öffentliche Sage. In allen öffentlichen Häusern wird davon gesprochen.

E. Ich denke das Entspringen wird ihr vergehen. Morgen um diese Zeit sitzt sie zwischen vier Mauern, und sieht das Tageslicht nie wieder.

J. Ey, das wäre auch hart!

E. Kann nichts helfen. Wenn das Mädel sich in die Ordnung gefügt, und nur noch ein halbes Jahr ausgehalten hätte, so würde sie sich nicht weggesehnt haben.

Aber, wahrhaftig es ist schon fünf Uhr, ich muß noch eine Messe lesen — Leben Sie wohl!

Ich

Ich begleitete ihn durch den Klosterhof, und da ich hier eine etwas ältliche Weibsperson in Nonnentracht antraf, fragte ich ihn leise, ist das auch eine Nonne?

Nein, antwortete er kurz, es ist eine Nonnenmagd, und lief fort.

Da stund ich nun gedankenvoll — sahe die Nonnenmagd aufmerksam an, die auf mich nicht weniger aufmerksam zu seyn schien. Dann faßte ich den Entschluß, eine Rolle zu spielen, die Sie mir hoffentlich, wegen der Lage der Umstände, verzeihen werden. Ich faßte nämlich ihre Hand, sah ihr in die Augen und sagte: Liebes Mädchen!

Sie. Ha nu? was dann?

J. Möchte sie nicht einen Louisd'or verdienen?

S. Einen Louisd'or? Warum dann nit? Wär wollte dann einem so lieben Herrlå etwas versah?

J. Zwey Louisd'or, liebes Mädchen!

S. He nu? desto besser!

J. Erst, sag Sie mir, kennt sie nicht die Gertrud?

S. Das ich meynen wollte. Sie wird bald Jesum Christum lernen erkennen — morgen um diese Zeit.

J. Wo ist sie itzo?

S. Da hier — gerade in dem Gewölbe vor dem die eisernen Ståble sind.

J. Wåre es nicht möglich sie zu sprechen?

S. Jesus! Maria! nå, das geht nit!

J. Wer hat denn die Schlůssel zu ihrem Gefångnisse?

S. Ich. Sehn Sie hier!

J. Liebes Mådchen! hier dieser Louisd'or ist ihre, wenn Sie mich nur sechs Minuten zu ihr låßt.

S. Maria! und alle Heiligen! (Nach einigen Besinnen) Her mit dem Louisd'or!

J. Sogleich, als ich bey der Gertrud bin, gebe ich ihr den einen, den andern bekommt sie, wenn sie mir noch etwas ausführen hilft.

S. Wenn nur der Böse nicht die Mutter Domine herführt. Ich will vorher gehn, kommen Sie in einem halben Viertelstůndle nach.

Ich that es, fand das Gefångniß geöfnet, sahe Gertrud an einem elenden Tische sitzen, den Kopf in die Hand gelegt, und vor sich hin auf die Erde sehend.

Eine Minute lang betrachtete ich sie wohl, dann sagte ich: Gertrud!

Sie schlug die Augen auf! erblickte mich, fuhr zurück, dann hieng sie an meinem Hals — weinte, und schluchzte: Zelnik!

Mit nächster Post die Fortsetzung!

Ich bin stets

Ihr

treuer

Zelnik.

Sechzehnter Brief.

Caroline Menzerin an die Hofräthin Namur.

Kolchis den 1. Merz.

Liebste Schwester!

Du wirst Dich wundern, wie ich nach Kolchis komme! Ich kann Dir davon keinen andern Grund als diesen angeben, weil ich auf des Fürsten Befehl meine Prinzeßin hierher habe begleiten müssen. Ein Geschöpf wie ich bin, hat keinen eignen Willen mehr, wird durch den Willen seiner Vorgesetzten regiert, und ist dann am glücklichsten, wenn es der Zufall so fügt, daß des Vorgesetzten Wille mit dem Seinigen zusammen trift.

Dieß ist itzo der Fall. Durch diese Entfernung bin ich doch wieder auf einige Monate gegen die Nachstellungen des Kammerherrn, die mir täglich gefährlicher wurden, gesichert.

Meine Prinzeßin ist mit dieser Entfernung nicht so vergnügt, und Ihre üble Laune macht mir viele trübe Stunden. Den Grund davon weißt Du ja schon.

Hätte die Prinzeßin nicht ein sogar edeldenkendes Herz — ich hätte Sie längst verlassen. So aber kann ich nicht — ich bin Ihre einzige Vertraute, und müßte besorgen, daß Sie verzweifelte, wenn ich mich von Ihr trennen wollte. Mein Rollow hielt einmal eine Paßionspredigt, in der er erklärte: **die Pflicht des Christen für andere zu leiden**, die mir, so wie alles, was von den Lippen floß, die itzo verwesen, unvergeßlich ist. Und diese hat mich zu dem Entschlusse gebracht, alle Leiden des Hoflebens und der Kammermädchenschaft geduldig auszuhalten, um die weit größern Leiden meiner edeln Prinzeßin zu mindern.

Doch zur Sache!

Die Prinzeßin nahm, auf meine Bitte, den Weg über Carlsberg, theils weil ich da den Herrn

von Carlsberg zu sprechen hofte, theils weil ich gern aus seinem eignen Munde erfahren wollte, wie weit es mit seiner Verbindung mit der guten Henriette gekommen sey.

Da wir vor dem Posthause ankamen, und ausstiegen, waren eben zwey Frauenzimmer im Begriffe in eine Postkalesche einzusteigen, deren Gesicht ich wegen der runden Hüte, die sie aufhatten, nicht deutlich erkennen konnte. Aber das Reisekleid derjenigen, die zuletzt hineinstieg, war mir so bekannt, so bekannt, daß ich nicht anders glauben konnte, als — des Diakonus Rollow Frau müsse darinne stecken.

Weg war alle Attention, die ich meiner Prinzeßin schuldig war, ich riß mich von ihr los, lief nach dem Wagen zu, und — kaum erblickten mich diese Frauenzimmer, so riefen sie mit einer Stimme: Gott! unsere gute Caroline! (Es war wirklich die Diakonusin und Henriette.) Und in eben dem Augenblicke waren sie auch aus dem Wagen heraus, und es wurde da viel geküßt und geweint. Vielleicht wären wir noch eine Viertelstunde zärtlich zusammengeflossen, wenn nicht die rauhe Stimme des Postillions uns auseinander gesprengt hätte.

Allons! rief er mit gebieterischer Stimme, eingestiegen! Ich habe die Possen satt.

Wir alle baten, noch eine halbe Stunde zu verziehen, Henriette weinte und drückte ihm sogar die Hand, es war aber alles umsonst. Der Postillion bestund darauf, daß die Rollowin, nebst Henrietten sogleich einsteigen sollte.

Da wir uns nun gar nicht mehr zu helfen wußten, endigte meine edle Prinzeßin, die ich ganz unter der Ergießung meines Herzens, vergessen hatte, mit einemmale die Verlegenheit, gab dem Postillion einen Dukaten, und sagte: Hier, Freund, ist ein Dukaten! Nun wird er doch wohl diesen Frauenzimmern erlauben, sich noch einige Zeit hier aufzuhalten?

Ey meinetwegen, gab er lächelnd zur Antwort, können Sie den ganzen Tag hier bleiben. Wenn es der Postmeister zufrieden ist, mir kann es nichts verschlagen.

Mit dem Postmeister, war der Prinzeßin Antwort, will ich es schon abmachen.

Und nun giengen wir mit schnellen Schritten in das Posthaus.

Kaum waren wir aber in die Stube getreten, so verstummte der vertrauliche Ton, aus dem wir

gesprochen hatten. Wir fühlten alle der Prinzeßin Gegenwart. Statt uns wieder zu umhalsen, fragte ich demüthig: ob die Prinzeßin etwas zu befehlen habe, und die andern empfohlen sich, mit gebrochnen Worten, ihrer Gnade. Wäre meine Prinzeßin nicht so ausnehmend discret gewesen, so würde es mit unserer ganzen Freude ausgewesen seyn. Mit einer unbeschreiblichen Freymüthigkeit trat Sie aber zu uns und sagte: Meine Lieben! ich merke, daß ich Ihnen im Wege bin, erlauben Sie mir, daß ich mich entfernen darf!

Nothwendig baten wir alle, Sie möchte es sich gefallen lassen, bey uns zu bleiben.

Gut! sagte Sie entschlossen, ich bleibe, aber unter der einzigen Bedingung, daß Sie die Prinzeßin von Ritterstadt ganz vergessen, mich blos als Ihre Freundin Kunigunde, oder, wenn Sie lieber wollen, als Null ansehen, und sich Ihren Gesprächen und Herzensergiesungen ganz ungestört überlassen.

Die liebreiche Art, mit welcher dieß meine gute Prinzeßin sagte, stellte bald die vorige Vertraulichkeit unsers Gesprächs wieder her, die zwischen Henrietten und mir bald noch größer wurde,

da

da sich die Diakonußin mit der Prinzeßin unterhielt, und uns beyde unsern Empfindungen überließ.

Meine erste Frage, die ich an Henrietten that, war: Hast Du Deinen Carlsberg gesprochen? Ach nein! und ein Strom von Thränen war die Antwort.

Sie erzählte mir darauf weitläuftig, daß Carlsberg im Lande herumreise, und Mädchen bey sich führe. So sehr ich mich auch bemühete, ihr diesen Verdacht zu benehmen, so war doch meine Bemühung umsonst, indem sie mir so viele Beweise aus dem Munde seiner Haushälterin anführte, daß ich beynahe selbst auf arge Gedanken kam. Bis itzo kann ich es aber nicht glauben, er hat eine zu rechtschaffne Miene, ist im Umgange mit Frauenzimmer zu discret und bescheiden, als daß ich ihm so etwas zutrauen sollte.

Das gute Mädchen dauert mich unendlich, und ich wünsche herzlich, ein Mittel zu finden, ihr Ihre Gemüthsruhe wieder zu verschaffen. Wenn ich nur Carlsbergen eine halbe Stunde sprechen sollte, so wollte ich bald auf den Grund kommen.

Wäre

Wäre ihr Verdacht gegründet — dann wäre sie unglücklicher als ich. Der Tod des Geliebten ist schrecklich — aber seine Untreue — oh! die scheint mir unerträglicher als der Tod. Der Tod giebt uns noch immer Hoffnung zur Wiedervereinigung, aber Untreue — ach die schleudert uns auf ewig zurück.

Gesetzt aber, daß Henriette sich irrete, so ist es doch äußerst traurig, daß der menschliche Charakter so sehr verdorben ist, daß man in beständiger Gefahr schwebt, durch die redlichste Mienen, durch die heiligsten Versicherungen — getäuscht zu werden. Ach beste Schwester! das ganze menschliche Leben gleicht einem Maskenballe. Unter hundert Masken findet man kaum eine, die das ist, was sie zu seyn scheint.

Meiner Prinzeßin Blick erinnerte mich, daß es nun Zeit sey, mich von der unglücklichen Henriette zu trennen. Schon druckte ich ihr den heisen Abschiedskuß auf ihre Lippen, als ein solcher Lärmen auf der Straße entstund, daß wir uns alle von einander trenneten, und an das Fenster liefen. Himmel, welchen Auflauf erblickten wir da! einen Trupp Soldaten, die fast alle weinten, und

unter ihnen Weiber und Kinder, die noch weit kläglicher thaten. „Leb wohl, lieber Mann! Ach Vater! Vater! Gott behüte Dich, liebes Kind! Leb ewig wohl! Ach, beste Frau! das ist das leztemal, daß ich Dich sehe —" Das war alles, was wir von dem Geheule vernehmen konnten, das die Luft erfüllte.

Da mir meine Prinzeßin zu verstehen gab, daß sie wünschte von der Sache näher unterrichtet zu seyn, gieng ich zum Postmeister und erkundigte mich nach der Ursache dieses Lärmens. Dieser wußte aber davon so wenig, als wir, und stund so erstaunt am Fenster, als wir.

Ich gieng also zur Prinzeßin zurück, ohne ihr weitere Auskunft geben zu können.

Wir bekamen sie aber, fast in eben dem Augenblicke, da ich in das Zimmer getreten war. Die Thür wurde hastig aufgerissen — ein Soldat sprang herein, lag sogleich halb tod vor uns auf den Knieen und seufzte: Erbarmung! Erbarmung!

Nachdem wir von dem ersten Schrecken uns erholet hatten: fragte meine Prinzeßin, wer seyd ihr?

S. Hans Rötelmayer. Erbarmen Sie sich um Gottes Willen!

Pr. Ich will ja euren Namen nicht wissen, ich will wissen, wer ihr seyd?

S. Hans Rötelmayer, aus Murlenbach.

Pr. Faßt euch doch! wenn ich euch helfen soll, so muß ich euch doch näher kennen, ich muß doch wissen, ob ihr ein ehrlicher Mann seyd?

S. Der bin ich, weiß der liebe Gott! Gott in Himmel! sie kommen — (mit diesen Worten sprang er in die Kammer, und meine Prinzeßin zog die Thür zu, die er zu verschließen, in der Angst, vergessen hatte.)

Sogleich öfnete sich die Stubenthür, und ein Paar schwarze Herren traten herein, davon ich den einen sogleich für einen katholischen, den andern für einen protestantischen Geistlichen hielt. Nach dem sie uns freundlich gegrüßt hatten, druckten sie sich die Hände, umarmten einander, und nennten einander, Herr Bruder!

Dieser sonderbare Auftritt setzte uns alle in Verwunderung. Meine Prinzeßin gab mir aber sogleich

sogleich einen Wink, den ich ganz verstund. Denn, liebe Schwester, am Hofe lernt man auch das Verrücken des Augapfels um ein paar Linien, verstehen, und es thut oft mehr Wirkung, als bey uns Bürgerlichen eine weitläuftige Ermahnung.

Wir Frauenzimmer stellten uns also, als wenn wir die Fremden nicht weiter bemerkten, fiengen eine Unterredung über den schlimmen Weg an, der Prinzeßin Ohren und die meinigen waren aber ganz auf die Fremden gerichtet.

Ich will Dir doch hersetzen, was ich von der Unterredung des Katholischen und Protestantischen Geistlichen verstund.

K. Und das alles fällt weg, wenn Sie sich die Tonsur geben lassen, da können Sie unter unsern Glaubensgenossen alle Sacramente austheilen, wie wenn Sie ein katholischer Priester wären.

Prot. Recht gut! aber dann wäre ich doch dem Pabste unterworfen?

K. Und was schadet das? Ein sichtbares Oberhaupt der Kirche muß doch immer seyn — und wer hat dazu mehr Recht, als der Nachfolger

des

des heiligen Petrus, dem Christus des Himmelreichs Schlüssel gab? Ist unsere Kirche nicht die älteste? Können wir unser Priesterthum nicht von Jesu Christo selbst herleiten? Haben sich nicht immer Kayser und Könige zu unserer Kirche gehalten?

Prot. Es fehlet nicht viel, Du überredest mich. Kommt Zeit, kommt Rath! Es ist wahr, die Messe, die Verehrung der Hostie, der Weihkessel und hundert andere Dinge, wollen mir in Ihrer Kirche nicht recht gefallen. Dem sey aber wie ihm wolle, es schallt doch darinne immer Jesus Christus; und wohin ich sehe, erblicke ich das Bild des Gekreuzigten. Mit dem übrigen wird es sich alles schon geben. Ein Bischen Aberglauben mehr oder weniger — das thut nichts zur Sache — wo ich das Bild des Gekreuzigten sehe, da finde ich Jesum — da sehe ich seine Kirche — bester Herr Bruder!

K. Liebster Herr Bruder! Und rechnen Sie hierzu noch unsere Mirakel! die Austreibung der Teufel durch unsern Apostel Gaßner! rechnen Sie dazu noch so viele andere Wunder, die in unsern Tagen geschehen.

Pr. Alles wahr! alles wahr! Wo Mirakel sind, da wirkt Christus, und Sie können sich der Mirakel rühmen!

Ueber alles das sprechen wir künftig mehr. Itzo wollen wir uns freuen, daß es uns gelungen ist, das Unkraut so glücklich auszurotten.

Bey diesen Worten verlohr meine Prinzeßin ihre affektirte Gelassenheit, wendete sich um, und fragte: darf ich wissen, was für Unkraut Sie so glücklich ausgerottet haben?

Ketzer, liebe Mademoiselle, antwortete der Protestant.

Prinz. Und wie haben Sie dieß angefangen?

Prot. So gelinde als möglich. Wir haben sie nicht köpfen noch verbrennen lassen, wie es doch Ketzer verdienen.

Prinz. So? sollten Ketzer eine so schwere Strafe verdienen?

Prot. Ey, das wollte ich meynen. Nehmen Sie nur hin, Mademoiselle, wer gegen einen sterblichen Fürsten sich empört, der wird

ja

ja geradebrecht, wie vielmehr der, der gegen Jesum sich auflehnt!

Prinz. Verzeihen Sie mir! die Entscheidung dieser Frage ist mir, als einem Frauenzimmer, zu hoch. Sagen Sie mir nur, durch welche Mittel haben Sie denn diese Ketzer ausgerottet?

Prot. Wie gesagt, durch sehr gelinde. Wir haben unsern würdigen Bischof dahin bewegt, daß er sie mit der Todesstrafe verschonte, und sie nach Amerika an die Engelländer verkaufte. Sehen Sie, wie christlich wir denken!

Prinz. Wo bleiben denn aber die Weiber und die Kinder dieser Unglücklichen?

Prot. Wir haben schon dafür gesorgt, daß sie in der christlichen Religion unterrichtet werden.

Prinz. Sollte aber den Weibern und Kindern die Religion nicht schrecklich seyn, um derentwillen sie von ihren Gatten und Vätern gerissen wurden?

Kath. Dafür lassen Sie uns sorgen! Binnen hier und zwey Monaten sollen alle Weiber

 und

und Kinder in den Schoos der allein seligmachenden Kirche zurückgeführt seyn.

Prinz. Ich gratulire dazu. Aber sagen Sie mir doch, meine Herren, was für eine Ketzerey hatten denn diese Leute?

Prot. Eine schreckliche Ketzerey! Bedenken Sie nur, sie wollten sich, weder zu der katholischen noch zur protestantischen, Kirche bekennen.

Prinz. Und zu welcher denn sonst?

Prot. Zu keiner — sie hielten sich, wie sie sagten, blos an die Bibel.

Prinz. So? aber wofür halten Sie denn die Bibel? verzeihen Sie mir diese Frage.

Prot. Ey, für was anders, als für Gottes Wort!

Prinz. Halten Sie denn aber diejenigen für Ketzer, die sich an Gottes Wort halten?

Prot. Je nu — je nu — allerdings! Nach dem westphälischen Frieden wird in Deutschland keiner geduldet, als wer sich zur katholischen oder zur protestantischen Religion bekennet.

Prinz.

Prinz. Das ist doch sonderbar. Wenn nun es aber Leute gäbe, die, nach ihrem Gewissen, sich weder zu dem katholischen noch zu dem protestantischen Glauben bekennen könnten, wie denn da?

Prot. Da gesteht man ihnen das beneficium emigrandi zu.

Prinz. Das heißt, man jagt sie ins Elend. Gesetzt, ich wäre ein Fräulein, das von ihrem Vater Landgüter geerbt hätte, könnte mich weder zur protestantischen noch katholischen Religion bekennen, so müßte ich, nach ihren Grundsätzen, das Land räumen?

Prot. Das hätten Sie sich selbst zuzuschreiben.

Prinz. Wenn ich aber ein rechtschaffnes Mädchen wäre, das sich gut aufführte, von seinem Fleiße arme Kinder erzöge, und einmal einen rechtschaffnen Mann, der dem Staate nützlich wäre, glücklich machte?

Prot. Das hilft alles nichts! Mit Ihrer Rechtschaffenheit da! Ha! ha! ha! Es giebt auch rechtschaffne Leute unter den Juden und unter den Türken. Ists nicht wahr, Herr Bruder?

Wenn alle rechtschafne Leute sollten geduldet werden, da würden am Ende die Türken auch noch die Religionsfreyheit suchen.

Prinz. Ihro Ehrwürden, was reden Sie hier!

Prot. Nu?

Prinz. Wenn ein Türk ein rechtschaffner Mann ist, entrichtet seine Abgaben dem Staate, beleidigt niemanden — wollen Sie ihm das Recht nicht erlauben, nach seiner Art, Gott zu verehren?

Prot. Hören Sie es, Herr Bruder? das sind die lieblichen Früchte der Toleranz! Am Ende bauen sich die Chinesen noch Götzentempel in Deutschland.

Kath. Ja wohl! ja wohl! Sehen Sie, lieber Herr Bruder, wie nöthig die Wiedervereinigung ist? Liebe Mademoiselle, wir bekümmern uns nicht um Rechtschaffenheit, wir dringen auf Glauben.

Prinz. Vortreflich! Wenn ich also nur glaube, was Sie von Ihren Kanzeln sagen, so werde ich geduldet?

Kath. Von Herzen gern.

Prinz. Auch wenn ich ein lüderliches, pflichtvergeßnes Weibsbild wäre?

Kath. Dafür ist unsere Beichte.

Prinz. So! also die Beichte macht alles gut! Wenn ich nun aber alles das nicht glaubte, was Sie von Ihren Kanzeln sagen, stellte mich aber als wenn ich es glaubte, würde ich da auch noch geduldet?

Kath. Auch alsdann noch. Sehen Sie, wie gelinde wir handeln! Wir haben den Grundsatz: De internis non judicat ecclesia, d. i. um das Innere bekümmert sich die Kirche nicht. Sie können denken und glauben was Sie wollen, darnach fragen wir nicht, und wenn Sie in Ihrem Herzen eine Atheistin sind, das kümmert uns nicht, nur müssen Sie sich äußerlich zur Kirche bekennen, und die verordneten Gebräuche mitmachen. Sehn Sie, wie gelinde die Mutter Kirche ist! Sie nimmt alles in ihren Schoos auf. Deswegen heißt sie auch die katholische Kirche, die allgemeine Kirche, weil in derselben Alles Platz findet.

Pr. Ich sehe wohl, mein Herr, daß Sie ein Papist sind, mit dem ich mich nie in Religions-streitigkeiten einlasse. Ein ächter Katholik spricht nicht so erniedrigend von seiner Kirche, wie Sie itzo gethan haben. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit verschiedenen Bischöffen und Erzbischöffen in Gesellschaft zu seyn, die aus einem ganz andern Tone redeten!

Kath. So!

Pr. Zweifeln Sie vielleicht?

Kath. Im geringsten nicht! nicht einen Augenblick! Hum! hum! Um Verzeihung, sind das gnädige Fräulein nicht Gesellschafterin des hochseligen, vielgeliebten, Churfürsten zu Brutalien, gewesen?

Pr. Sie thun mir viele Ehre an. Ich habe die Gnade nie gehabt, den Churfürsten von Brutalien zu sehen, noch weniger in seinem Harem zu seyn.

Ich sage Ihnen, ein vor allemal, daß ich mich mit Ihnen weiter in keinen Wortwechsel einlasse. Ihro Ehrwürden, Herr Protestant, haben Sie nur die Güte, mir eine Frage zu beantworten: aus welchem Grunde glauben Sie denn,

daß da Christus sey, wo das Bild eines gekreuzigten steht?

Prot. Je nu! je nu! das Bild des gekreuzigten ist ja Christi Bild.

Pr. So? hat denn der der, der dieß Bild verfertigte, Christum gesehen?

Prot. Das freylich nicht — er hat ihn aber copirt.

Pr. Und von welchem Original denn? soviel ich weiß, hat man keine originelle Vorstellung von Christo.

Prot. Das kann seyn, aber das Kreuz —

Pr. Aber das Rad?

Prot. Was wollen Sie mit dem Rade? Wie räumet sich Rad und Kreuz zusammen?

Pr. Die Aehnlichkeit ist leicht zu finden, beyde sind eine Strafe für Missethäter.

Prot. Also halten Sie Jesum Christum für einen Missethäter?

Pr. Gott vergebe Ihnen diese Frage — sie verdient keine Antwort. Glauben Sie aber nicht, daß viele Missethäter sind gekreuzigt worden?

Prot. Missethäter gekreuzigt? das ich nicht wüßte. Doch ja, es kann seyn. Die Schächer waren ja Missethäter.

Pr. Nicht nur sie, sondern noch tausend andere wurden gekreuzigt. Wenn ich nun das Bild jedes Gekreuzigten für das Bild Jesu Christi, meines Erlösers halten, und es verehren wollte, so käme es mir eben so sonderbar vor, als wenn man die Abbildung jedes Geradebrechten für das Bild des braven le Calas halten wollte.

Prot. Das sind Spitzfündigkeiten! Genug, wo das Bild des Gekreuzigten errichtet wird, da beweißt man doch, daß man Jesum Christum verehre, da ist Jesus Christus.

Pr. Das ich nicht glauben kann!

Prot. Sie scheinen mir eine Religionsspötterin zu seyn.

Pr. Ihnen? das kann seyn! Es intereßirt mich weiter ganz und gar nicht, wofür Sie mich halten. Dieß muß ich aber doch sagen, daß ich mit meinem Vater auf Reisen gewesen bin, und Zuchthäuser besucht habe, wo die Gefangnen um geringer Vergehungen willen, unter der Erde vermodern mußten; Spitäler, wo zwey bis dreyhundert Müßiggänger verpflegt wurden; Waisen-

häuser,

häuser, wo unschuldige Kinder verdammt waren, durch die Krätze verzehrt zu werden; Hochgerichte, wo die Leichname von Straßenräubern moderten — und allenthalben sahe ich das Bild eines Gekreuzigten. An allen diesen Orten soll also Jesus Christus regieren. Wenn also der unschuldig Gefangene mit seiner Fessel klirrt, so geschieht dieß alles zur Ehre Jesu? Wenn einige hundert Menschen hinter dem Crucifixe faullenzen, so regieret hier Jesus? Wenn unschuldige Kinder zu Krüpeln gemacht werden, so wirkt hier Jesus? In der Verzweiflung des Straßenräubers finde ich Jesu? Gehen Sie mir! Nie lästerte Jesum ein Mensch so sehr wie Sie itzo gethan haben: denn an allen diesen Orten fand ich ja das Bild eines Gekreuzigten. Nach meinen Einsichten finde ich Jesum nur da, wo seine Lehre gepredigt wird. Deswegen kann ich Ihnen versichern, daß ich vielmal dem katholischen Gottesdienste mit vieler Erbauung beygewohnt habe, wenn eben ein Prediger die reine Lehre Jesu Christi vortrug, und das deswegen, (nicht aber um des Crucifixes willen) mich die übrigen Ceremonien in meiner Andacht nicht störten.

Ich bin des Schreibens müde, liebe Schwester, und muß also die Fortsetzung bis zum nächsten Briefe versparen. Ewig bin ich

Deine

treue Schwester,

Caroline.

Ende des fünften Theils.

Erfurt,
gedruckt bey Johann Ernst Schlegel.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Carl von Carlsberg oder über das menschliche Elend

Bd.: 5

Leipzig (1787)

P.o.germ. 1196 x-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117557-3
VD18 90434714